




ENGELHORN'S

allgemeine

ROMAN-BIBLIOTHEK.



Der Wille zum Leben.

Untrennbar.

Von

Adolf Wilbrandt.



Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek

Eine Auswahl der besten modernen



11. [illegible] — 12. [illegible] — 13. 14. [illegible] — 15. **Farina**, Aus des Meeres [illegible]. — 16. **Frey**, Auf der Woge des Glücks. — 17. 18. **Croker**, Die hübsche Miß [illegible] **Feuillet**, Die Verstorbene. — 20. **Hopfen**, Mein erstes Abenteuer u. a. G. — 21. 22. **Alexander**, Ihr ärgster Feind. — 23. **v. Glümer**, Ein Fürstensohn. Zerline. — 24. **Bret Harte**, Von der Grenze. — 25. 26. **Conway**, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang. Band 1. 2. **Remin**, Die Versaillerin. — 3. **Braddon**, In Acht und Bann. — 4. **Schjörring**, Die Tochter des Meeres. — 5. 6. **Malot**, Lieutenant Bonnet. — 7. **About**, Pariser Ehen. — 8. **Marryat**, Hanna Warners Herz. — 9. 10. **Boyesen**, Eine Tochter der Philister. — 11. **Gréville**, Savelis Büßung. — 12. 13. **Ohnet**, Die Damen von Croix-Mort. — 14. **Pasqué**, Die Glocken von Plurs. — 15. 16. **Daudet**, Fromont jun. und Risler sen. — 17. **Hopfen**, Der Genius und sein Erbe. — 18. **Reade**, Ein einfach Herz. — 19. 20. **Malot**, Baccart. — 21. **Norris**, Mein Freund Jim. — 22. **Sienkiewicz**, Hanna. — 23. **de Tinseau**, Das beste Teil. — 24. 25. **Conway**, Lebend oder tot. — 26. **de Bonnières**, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang. Band 1. 2. **Haggard**, Eine neue Judith. — 3. **Ohnet**, Schwarz und Rosig. — 4. **Feuillet**, Das Tagebuch einer Frau. — 5. 6. **Remin**, Jahre des Gärens. — 7. **Lafontaine**, Gute Kameraden. — 8. **Lie**, Die Töchter des Commandeurs. — 9. 10. **Malot**, Zita. — 11. **Gréville**, Die Erbschaft Xenias. — 12. **Voß**, Kinder des Südens. — 13. 14. **Fogazzaro**, Daniele Cortis. — 15. **Farjeon**, Die Herz-Neune. — 16. 17. **Ohnet**, Sie will. — 18. **v. Wolzogen**, Die Kinder der Excellenz. — 19. **Farina**, Um den Glanz des Ruhmes. — 20—22. **Daudet**, Der Nabob. — 23. **Burnett**, Der kleine Lord. — 24. **Theuriet**, Der Prozeß Froideville. — 25. 26. **Braddon**, Stella.

Fünfter Jahrgang. Band 1. 2. **Hopfen**, Robert Leichtfuß. — 3. **Daudet**, Der Unsterbliche. — 4. **Ouida**, Lady Dorotheas Gäste. — 5. 6. **Memini**, Marchesa d'Arcello. — 7. Was der heilige Joseph vermag. — 8. **v. Glümer**, Alessa. Keine Illusionen. — 9. 10. **Philips**, Wie in einem Spiegel. — 11. **Kielland**, Schnee. — 12. **Claretie**, Jean Mornas. — 13. 14. **Wood**, Auf der Fährte. — 15. **v. Roberts**, Satisfaktion. — 16. **Gravière**, Die Scheinheilige. — 17. 18. **Ohnet**, Doktor Rameau. — 19. **Peschkau**, Frau Regine. — 20. **de Maupassant**, Zwei Brüder. — 21. 22. **Farina**, Mein Sohn. — 23. **Gréville**, Dosias Tochter. — 24. **Lie**, Der Lotse und sein Weib. — 25. 26. **Daudet**, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang. Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die tolle Komteß. — 3. **de Tinseau**, Eine Sirene. — 4. **Phillips**, Jack und seine drei Flammen. — 5. 6. **Gunter**, Mr. Barnes von New York. — 7. **Theuriet**, Gertruds Geheimnis. — 8. **Conway**, Wunderbare Gaben. — 9. 10. **Ohnet**, Letzte Liebe. — 11. **Voß**, Die Sabinerin. — 12. **Memini**, Mia. — 13. 14. **Croker**, Diana Barrington. — 15. **v. Heigel**, Der reine Thor. — 16. **Pontoppidan**, Ein Kirchenraub. Junge Liebe. — 17. 18. **Daudet**, Die Könige im Exil. — 19. **Phillips**, Die verhängnisvolle Phryne. — 20. 21. **Ohnet**, Sergius Panin. — 22. **Serao**, Achtung Schildwache. — 23. **Rabusson**, Salonidylle. — 24. 25. **Gunter**, Mr. Potter aus Texas. — 26. **Murray**, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang. Band 1. 2. **v. Roberts**, Preisgekrönt. — 3. **Ohnet**, Die Seele Pierres. — 4. **Theuriet**, Zum Kinderparadies. — 5. 6. **Aïdé**, Imogen. — 7. **Daudet**, Port Tarascon. — 8. **Hope**, Ein Mann von Bedeutung. — 9. 10. **Galitzin**, Ohne Liebe. — 11. **Norris**, Die Erbin. — 12. 13. **v. Wolzogen**, Die kühle Blonde. — 14. **de la Brète**, Mein Pfarrer und mein Onkel. — 15. **Voß**, Der Mönch von Berchtesgaden. — 16. 17. **Haggard**, Oberst Quaritch. — 18. **Peschkau**, Noras Roman. — 19. **de Renzis**, Auf Vorposten u. a. Gesch. — 20. 21. **de Tinseau**, Versiegelte Lippen. — 22. **Jeffery**, Aus den Papieren eines Wanderers. — 23. **Theuriet**, Mein Onkel Scipio. — 24. 25. **Delpit**, Wie's im Leben geht. — 26. **de Renzis**, Verhängnis.

Achter Jahrgang. Band 1. 2. **Croker**, Irgend ein Anderer. — 3. **Gordon**, Fräulein Reseda. Ein Mann der Erfolge. — 4. **Feuillet**, Künstlerehre. — 5. 6. **Böhlau**, In frischem Wasser. — 7. **Norris**, Die geprellten Verschwörer. — 8. **Gordon**, Daphne. — 9. 10. **Remin** [illegible] der That. — 11. **Poradowska**, [illegible]. — 12. 13. **v. Wolzogen** [illegible]folger. — 14. **Colombi**, Im Reisfeld. Ohne Liebe. — 15. **Mairet**, [illegible] Künstlerin. — 16. 17. **Gunter**, Miß Niemand. — 18. **Heyse**, Marienkind. — 19. **Villinger**, Schwarzwaldgeschichten. — 20—22. **Daudet**, Jack. — 23. Der schwarze Koffer. — 24. **Mairet**, Der Affenmaler. — 25. 26. **Masterman**, Schwer geprüft.

Neunter Jahrgang. Band 1. 2. **Ohnet,** Im Schuldbuch des Hasses. — 3. **Savage,** Meine offizielle Frau. — 4. **Zehren,** Sein Genius. — 5. 6. **Croker,** Ein Zugvogel. — 7. **Filon,** Violette Merian. — 8. **Lay,** Fräulein Kapitän. — 9. 10. **Gordon,** Ein puritanischer Heide. — 11. **Coppée,** Das Stück Brot u. a. Gesch. — 12. **Bret Harte,** In der Prairie verlassen. — 13. 14. **de Berkeley,** Zwischen Lipp' und Kelchesrand. — 15. **Conway,** Mein erster Klient u. a. Gesch. — 16. **de Tinseau,** Auf steinigen Pfaden. — 17—19. **Malot,** Heimatlos. — 20. **v. Heigel,** Baronin Müller. — 21. **Clairet,** In guter Hut. — 22. **Eckstein,** Das Kind. — 23. 24. **Warden,** Das Haus am Moor. — 25. **Serao,** Giovannino oder den Tod! Dreißig Prozent. — 26. **Toudouze,** Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Cherbuliez,** Das Geheimnis des Hauslehrers. — 3. **v. Wildenbruch,** Das wandernde Licht. — 4. **St. Aubyn,** Einer alten Jungfer Liebestraum. — 5. **Schubin,** Schatten. — 6. 7. **Croker,** Unerwartet. — 8. **Franzos,** Ein Opfer. — 9. 10. **Nielsen,** Die Möwe. — 11. **Simmy,** Geopfert. — 12. **Dick-May,** Unheimliche Geschichten. — 13. 14. **v. Bülow,** Margarete und Ludwig. — 15. **Mrs. Oliphant,** Die Herzogstochter. — 16. **Daudet,** Briefe aus meiner Mühle. — 17. 18. **Sims,** Erinnerungen einer Schwiegermutter. — 19. **v. Roberts,** Lou. — 20. **Lie,** Hof Gilje. — 21. 22. **de Marchi,** Don Cirillos Hut. — 23. **Schnitz,** Jean von Kerdren. — 24. **Villinger,** Unter Bauern. — 25. 26. **Savage,** Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang. Band 1. 2. **Ohnet,** Das Recht des Kindes. — 3. **v. Gersdorff,** Ein schlechter Mensch. — 4. **Peard,** Mademoiselle. — 5. 6. **Bourget,** Kosmopolis. — 7. **Stockton,** Eine schnurrige Geschichte. — 8. **Coppée,** Die wahren Reichen. — 9. 10. **Bock,** Simson und Delila. — 11. **Jókai,** Die gelbe Rose. — 12. **Gréville,** Verloren. — 13. 14. **Croker,** Zwei Herren. — 15. **de Amicis,** Eine Schultragödie. — 16. **Harraden,** Schiffe, die nachts sich begegnen. — 17. 18. **Spielhagen,** Susi. — 19. **Tim.** — 20. **Munch,** Frauen. — 21. 22. **de Berkeley,** Die alte Geschichte. — 23. **v. Heigel,** Der Sänger. — 24. **Sims,** Möblierte Wohnungen. — 25. 26. **Clifford,** Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang. Band 1. 2. **v. Wolzogen,** Die Erbschleicherinnen. — 3. **Ottolengui,** Der Kameenknopf. — 4. **Claretie,** Die Cigarette und andere Geschichten. — 5. 6. **Benson,** Dodo. — 7. **Zehren,** Die Brüder. — 8. **Howells,** Pflichtgefühl. — 9. 10. **v. Roberts,** Revanche! — 11. **Serrao,** Pinsel und Meißel. — 12. **v. Gersdorff,** Schwere Frage. — 13. 14. **Rameau,** Das Magdalenenhaar. — 15. **Moore,** Der Verkauf einer Seele. — 16. **Savage,** Wandelbilder. — 17. 18. **Spielhagen,** Selbstgerecht. — 19. **Jerome,** Roman-Studien. — 20. **Busse,** Jugendstürme. — 21. 22. **Croker,** Eine Familienähnlichkeit. — 23. **van Horst,** Verbotene Frucht. — 24. **Moeller,** Gold und Ehre. — 25. 26. **Jota,** Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Voß,** Villa Falconieri. — 3. **Ohnet,** Die Tochter des Abgeordneten. — 4. **Hopfen,** Die Siegerin. — 5. 6. **Croker,** Eine dritte Person. — 7. **Gyp,** Flederwischs Heirat. — 8. **Bigot,** Eine internationale Ehe. — 9. 10. **Gerbrandt,** Sich selber treu. — 11. **Loti,** Islandfischer. — 12. **Böhlau,** Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. — 13. 14. **Rod,** Die weißen Felsen. — 15. **v. Heigel,** Der Herr Stationschef. — 16. **de Berkeley,** Ein Reiseabenteuer. — 17. 18. **Savage,** Die Hexe von Harlem. — 19. **Verga,** Königstigerin. — 20. **Boyesen,** Selbstbestimmung. — 21. 22. **Mengs,** Frost im Frühling. — 23. **Niemann,** Smaragda. — 24. **Croker,** Lady Hildegard. — 25. 26. **Luska,** Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **v. Wolzogen,** Der Kraft-Mayr. — 3. **Böhlau,** Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. — 4. **Mathers,** Das Bäschen vom Lande. — 5. 6. **Ohnet,** Der Pfarrer von Favières. — 7. 8. **Schubin,** Die Heimkehr. — 9. **de Tinseau,** Vergessene Pflicht. — 10. **Hyne,** Gauner-Ehre. — 11. **de Amicis,** Liebe und Gymnastik. — 12. 13. **Croker,** Ein Millionär. — 14. **Brada,** Im Joche der Liebe. — 15. **Böhlau,** Verspielte Leute. — 16. **Robinson,** Die goldene Hand. — 17. 18. **v. Roberts,** Die schöne Helena. — 19. **Murray,** Der Bischof in Not. 20. **Gréville,** Das Geständnis. — 21. 22. **White,** Korruption. — 23. **Vincent,** Künstlerblut. — 24. **Merrick,** Eine persönliche Ansicht. — 25. 26. **Orloffsky-Golowin,** Die Nihilistin.



A. Wilbrandt.

Aus der Zeitschrift „Nord und Süd“. Verlag von S. Schottländer in Breslau.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Zweiter Jahrgang. Band 7.

Der Wille zum Leben.

Untrennbar.

Novellen

von

Adolf Wilbrandt.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1885.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Der Wille zum Leben.



I.

Nach vielen frostigen, regenschweren Tagen, nach dem unerquicklichen Wechsel von Sonnenglut, Gewittern, Landregen und Märzkälte, den wir — da der Kalender es verlangt — „deutschen Sommer" nennen, war endlich ein erster goldener Septembertag gekommen, der so rein heraufstieg, als müßten ihm nun viele seinesgleichen folgen. Die Luft war hell, jeder Hauch erfrischend; die Sonne wirkte noch mit großer Kraft, aber ihre Strahlen gingen wie durch gereinigten Aether hin, alle elektrische Spannung schien aus der Welt verschwunden. Die Landhäuser, die sich von der Stadt Salzburg her zwischen Kapuzinerberg und Geisberg im Aigener Winkel hinziehen, leuchteten im Morgenlichte, durch das ebene Thal verstreut; die alte Citadelle von Salzburg sonnte sich, in die Ferne schimmernd, auf ihrem Fels; nur über dem Geisberg flatterte eine kleine weiße Wolke wie ein losgerissenes Fähnchen und schwebte langsam, sich rundend und verkleinernd, wie ein Luftballon in die zarte Bläue hinauf. Der alte Grabow, der seit einem Jahr als „Haushofmeister" der Fürstin Raffaela diente, kam aus ihrer Villa, die eigentlich ein altes, doch unansehnliches Schloß war, grau, mit wenigen Fenstern und aufstrebenden Dächern, durch einen runden Turm vor den neuen Lusthäusern ausgezeichnet; ein schwarzer Dohlenschwarm zog darüber hin. Grabow sah zu diesen dunklen Schatten in der hellen Luft etwas mißvergnügt auf, er liebte sie nicht, weil sie für ihn „nordische Vögel" waren, die ihn an das kalte Land erinnerten, mit dem er seinen geliebten Posilipp und das „Paradies am Vesuv" vertauscht hatte. Er drückte das linke Auge zu, wie um ihnen seine Mißachtung auszudrücken, dann ließ er sie ziehen und ging in den Garten hinaus, der das Schloß umgab. Einige Spätrosen blühten noch am Wege. Er lächelte ihnen zu und suchte die schönste, um sie abzupflücken. Sehr behutsam

trug er sie dann zwischen den braunen Fingern und wanderte langsam auf dem Kiesweg weiter, die lange, hagere Gestalt etwas vorgebeugt, die weiße Binde untadelhaft geknüpft, aber das graue Haar fiel ihm ungekürzt, wie in seinen „freien" neapolitanischen Zeiten, bis zur Binde herab. Notenhefte unter dem Arm, eines seiner alten Liedchen aus Neapel summend, bog er um die Ecke, wo er unter dem großen Lindenbaum, bei der Fernsicht, die Fürstin zu finden hoffte; sein leiser und wie immer distonierender Gesang brach aber plötzlich ab, als er statt ihrer den „Russen" dort sitzen sah. Der ihm verhaßte Mensch hatte sich unter der Linde auf der Bank gelagert und blies den Rauch seiner Cigarette in die Luft, auf dem Tische neben ihm standen eine halbgeleerte Weinflasche und ein gefülltes Glas. Die kleinen grauen Augen des Russen sahen in die Ferne, aber offenbar ohne das herüberleuchtende Gebirg oder die Wälder, die den Fluß umlagerten, oder sonst irgend etwas zu sehen; sie blickten schläfrig und kalt wie in den leeren Raum, ins Nichts, nur ein Anflug von gedankenlosem Lächeln spielte um die Lippen.

„Schönes Wetter heute!" sagte der alte Grabow, um etwas zu sagen.

Der Russe wendete langsam den Kopf. „Soll man auch noch dankbar sein," murmelte er, „daß es nicht wieder regnet?"

Grabow drückte wieder das linke Auge zu. Nach einer Weile nahm er jedoch einen neuen Anlauf, denn seine Gutmütigkeit verbot ihm, sogleich ganz zu verstummen. „Aber wenn Sie gefälligst hinausschauen wollten, Herr Onegin," fing er wieder an. „Sehen Sie, einen so schönen, so exorbi — exorbi — —"

Den Rest des Wortes konnte er nicht finden. Es war seine alte Schwäche, daß er sich wohlklingender und vornehmer Fremdwörter zu bedienen liebte, die ihn aber öfter, als billig war, im Stich ließen. Er wurde rot und brach sehr verlegen ab. Onegin wartete ruhig, ohne zu lächeln, aber mit kalter Ironie in dem farblosen Gesicht. Endlich sagte Grabow resigniert: „Einen so ausgesucht schönen Morgen, mein' ich, haben wir lange nicht gehabt."

„Das ist eben die Gemeinheit der Natur," antwortete der Russe. „So einen Morgen sollte sie uns täglich servieren, damit es der Mühe verlohnte, jeden Morgen wieder aufzustehen. Statt dessen wird uns zuweilen so einer ‚ausgesucht', so ein ‚schöner Morgen'; und dann kommen die guten Narren, die Dankbaren, und staunen, wie wunderschön doch im all=

gemeinen die Welt ist. — Sancta simplicitas!" murmelte er, und nahm das Glas, um es langsam auszutrinken.

Von diesen ihm unbekannten Fremdwörtern angezogen, trat der Alte etwas näher. „Wie meinen Sie? Sancta — —?" fragte er schüchtern.

„Ich meine, daß Sie gewiß ein ausgezeichneter Mensch sind, der zu leben weiß, der sich mit Vergnügen die Butter vom Brot nehmen läßt — und was sonst noch dazu gehört. Ist die Post gekommen?"

„Noch nicht," antwortete Grabow.

Onegin sah nach seiner Uhr. „Wieder verspätet," sagte seine klare, kalte Stimme.

Der Alte zuckte gutmütig die Achseln. „Die Arbeit ist groß bei den vielen Fremden," sagte er, um den Briefträger zu entschuldigen. „Allerdings sind die postalischen Verhältnisse in Aigen wohl noch etwas irregu — —"

Er suchte wieder hilflos den Schluß. „Sind noch nicht recht in Ordnung," setzte er nach einer Weile hinzu.

„Wie die Natur ist, so sind auch die Menschen," antwortete der Russe. „Aber Sie, Sie sind dankbar und zufrieden . . ." Er warf den Rest seiner Cigarette fort und stand auf. „Ich gehe zum Fürsten," sagte er, nach dem Schlosse deutend. „Da haben Sie mir richtig mit Ihrer ‚Dankbarkeit' wieder den Morgen verdorben; ich danke Ihnen, Herr Grabow. Schmücken Sie sich mit Ihrer Rose und — —"

Er sprach nicht aus, sondern lächelte und setzte seine noch junge, kräftige, etwas zu sehr gedrungene Gestalt in Bewegung, nach dem Schlosse zu. Mit einem vernehmbaren Gähnen schlenderte er um die Ecke. „Sie können den Wein noch stehen lassen," rief er zurück. „Ich komme wieder."

Grabow sah ihm nach. „Hm!" brummte er endlich. „Wenn er statt dessen einmal sagte: ‚Ich komme nicht wieder' — damit könnte er mir eine rechte Freude machen. — Aber die macht er mir nicht. — Wein am hellen Morgen. Und allein! — Es heißt zwar in dem italienischen Sprichwort: ‚Wer allein trinkt, der stirbt allein.' Aber wenn man so eine Schlingpflanze ist, wie der Herr Onegin — und wenn der Baum, um den man sich schlingt, so geduldig ist . . ." Resigniert schüttelte er den Kopf: „Der stirbt nicht allein!"

Vom Hause her kam seine ersehnte Fürstin Raffaela; die zarte, kleine, zierliche Gestalt leuchtete in einem hellen Morgenkleide zwischen den Bäumen auf. Jung und frisch kam sie

wie der Tag; ihre Haut schimmerte in so warmem, lichtem Gelb, wie griechischer Marmor, aber eine leichte rosige Färbung überhauchte sie. Es lag aber auch ein gewisser Schleier träumerischer Müdigkeit auf den schönen Zügen, derselbe Schleier, den der Alte nun schon so oft gesehen und still beseufzt und verwünscht hatte. Die dunkelbraunen Augen waren aufgeschlagen, aber ohne den lebhaften Glanz, das Feuer, das sie früher ausstrahlten („zu nordisch!" dachte Grabow); die Lippen, die Wangen, alles, was sonst an ihr so kindlich ruhelos gelebt hatte, war wie in einen traumhaften Frieden eingebettet; ihm kam es wie versteinert vor. Die Gestalt bewegte sich kaum, als sie so daherging; und doch gab es eigentlich nichts Beweglicheres. Sie bemerkte Grabow erst, als sie an den Tisch kam. Dann sah sie ihn mit dem freundlichen Lächeln an, dem sein altes Herz nie widerstehen konnte, und sagte mit ihrer hellen, weichen Stimme: „Guten Morgen, Alter!"

Er ging auf sie zu und küßte ihr die Hand. „Möchten Sie recht, recht wohl geruht haben, meine teure Fürstin! Und genehmigen Sie, wie gewöhnlich, diesen Morgengruß —"

Er überreichte ihr die Rose, die er für sie gepflückt hatte.

„Ich danke Ihnen," sagte sie mit einem so herzlichen Lächeln, als sei sie durch diese Aufmerksamkeit freudig überrascht, und steckte sich die Rose an die Brust. „Sie vergessen aber schon wieder die Abrede. Wenigstens wenn wir allein sind, sollen Sie sich die ‚Fürstin' abgewöhnen."

„Also schönsten guten Morgen, Donna Raffaela!" verbesserte er sich. „Was für ein Wetter heute! Einen so schönen, so exorbi — —"

Es war eine Thorheit, daß er denselben Versuch zum zweitenmal machte, und sie rächte sich: er kam wieder nicht zu Ende. Die Fürstin wartete geduldig, mit einem kaum bemerkbaren, menschenfreundlichen Lächeln, bis er aus dem fremden Gebiet, auf das er sich begeben, den Fuß wieder zurückgezogen hatte und mit Entsagung fortfuhr: „Ein ausgezeichnet schöner Morgen, Donna Raffaela!"

„Ach ja!" erwiderte sie und setzte sich auf die Bank. „Heute friert mich nicht, Grabow. Heute wird mir hier endlich einmal neapolitanisch zu Mute; der Salzburger Regen hat sich abgeregnet —"

„Sehen Sie, das sag' ich!" fiel er ihr ins Wort. „Ein verfluchtes Klima; zu nordisch — aber heut, alle Achtung! Das ist schöne, warme, frische, gesunde Herbstluft; wie wenn

man darin fliegen könnte; wie wenn man sich aufschwingen könnte und — und — —"

Sie lächelte wieder freundlich, da er das Bild nicht fand, das er suchte, und ganz umsonst mit den Schultern zuckte. „Sie haben nun einmal kein Glück mit den Vergleichen, armer Grabow," sagte sie, ihre feinen Finger auf dem Schoß ineinanderfaltend. „Wenn Sie das lassen könnten!"

„Sie haben recht; na ja, sollt' es lieber lassen!" murmelte der Alte. „Es ist nur so ein Bedürfnis — wie wenn man — —"

„Schon gut," unterbrach sie ihn. „Ist Fürstin Olga im Garten?"

„Noch nicht, Donna Raffaela. Hat gestern Abend, wie ihre Kammerjungfer mir gesagt, wieder lange aufgesessen, tief in die Nacht hinein; hat sehr viel Thee getrunken und sich mit den seligen Geistern schriftlich unterhalten."

„Durch den Psychographen?" fragte Raffaela gleichgültig.

„Ja, und überhaupt. Die Geister haben ihr wieder allerlei geschrieben — das ich auch schreiben könnte, wenn man mich dazu invi — invi — — das ich ihr auch hätte schreiben können. Aber über diese ganze Geisterschreiberei der Frau Fürstin Schwiegermutter soll ich ja nichts sagen."

„Nein," erwiderte sie kurz. „Und mein Schwager?"

„Na, Fürst Alexander liegt wohl auch noch im Bette. Der ist noch nicht gar so lange drin; hat mit dem Herrn Onegin bis gegen Morgen geraucht und getrunken und über das Elend des Lebens philosophiert. Unsere Herren Pessimisten haben dann immer einen schweren Kopf, schlafen lange — wenigstens der Fürst —"

„Still," sagte die Fürstin. Mit einem verstohlenen Seufzer blickte sie dann um sich her wie eine Gefangene, die durch ihr Gitter in die Welt hinausblickt, und entdeckte die Notenhefte, die der Alte unterdessen auf den Tisch gelegt hatte. Sie nahm sie in die Hand und blätterte darin. „Was sollen die Noten hier?" fragte sie etwas verwundert, doch ohne Interesse. „Die Mandolinata. ‚La vera Sorrentina.' Meine alten neapolitanischen Lieder. Warum bringen Sie die hierher?"

Etwas schüchtern versuchte Grabow zu lächeln. „Warum? — Na ja — wahrscheinlich zum Singen, Donna Raffaela . . . Es ist nämlich merkwürdig," fuhr er mit verhaltener Traurigkeit in der Stimme fort, „wie lange Sie nicht mehr gesungen haben; ganz und gar nicht mehr — —"

„Ich hab's verlernt," sagte sie, indem sie die Augen schloß. „Ich kann nicht mehr singen."

„Das ist nun doch — — Sie können nicht mehr?"

„No, no, no," sagte sie vor sich hin. Der alte Grabow zog seine dünnen, grau angelaufenen Augenbrauen auf und nieder und schwieg. Da es so still war, blickte sie endlich wieder auf, nahm ein Notenheft auf den Schoß und wendete das erste Blatt. Mit einer fast kindlich hellen Singstimme fing sie leise an:

„La vedetti a Piedigrotta — —"

Hier brach sie schon wieder ab. „Das ist viel zu lustig," sagte sie, und mit einer plötzlichen Bewegung der Kniee ließ sie das Heft auf die Erde fallen. Grabow hob es auf und wollte es ihr zurückgeben. Sie schob es zurück. „Gehen Sie mit Ihren Noten; nehmen Sie sie wieder mit!"

„Alle?" fragte er.

„Ja."

„Hm! — Sie wollen nicht singen?"

„Nein, ich will nicht singen," sagte sie leise, müde.

Grabow spielte wieder sein düsteres Spiel mit den Brauen und nickte vor sich hin: „Immer lesen — lesen! Immer diese dicken, gelehrten, tiefsinnigen Bücher, die Ihnen Fürst Alexander und der Herr Onegin geben und die Ihnen das Leben verleiden . . . Ich bitte tausendmal um Exküse, daß ich mich da hineinmische; aber da Sie Ihren neuen Haushofmeister noch immer Ihren alten Freund nennen — —" Er versuchte es wieder mit einem schüchtern angeflogenen Lächeln: „Und ich war ja ‚beinahe Ihre Amme', wie Sie sagen."

Fürstin Raffaela gab ihm stumm ihre kleine Hand. Er küßte sie. „Sehen Sie! Sehen Sie doch!" sagte er dann und deutete zum Himmel hinauf.

„Was soll ich da sehen?"

„Die Sonne — und den blauen Himmel! — Wandern sollten Sie; auf die Berge steigen; bei dem schönen Wetter! Denn, erlauben Sie mir, Ihre Sanitätsverhältnisse sollten viel besser sein; in früheren Zeiten waren Sie wie Quecksilber, und jetzt schleichen Sie manchmal schon so feierlich, so majestätisch wie die Fürstin Schwiegermutter; bitte um Exküse! Und zu stubenbleich, Donna Raffaela — wenn auch in diesem Augenblick nicht — aber für gewöhnlich . . . Und dann auch, was die Lustigkeit betrifft —"

Er zog eine kleine Photographie aus der Tasche. „Sehen Sie gefälligst!"

Sie blickte hin, ohne sich zu rühren. „Meine Photographie,“ sagte sie erstaunt.

„Ja, Ihre Photographie — aus der Kinderzeit. Aus Neapel. Die hab' ich heute morgen lange observiert; in alten Erinnerungen ... Sehen Sie gefälligst die Rückseite; da können Sie noch lesen, was Sie mir damals schrieben — ganz deutsch, aber noch nicht ganz richtig: ‚Diese meine Bild schenke ich an meine Vater Grabow; und will bleiben bis an mein Tod seine vergnügte, lustige Raffaela.‘ Na ja,“ fuhr er fort, mit seiner Rührung kämpfend, „damals war es so! Da haben wir manchmal von Orangen gelebt, wenn Sie heimlich Ihre Mahlzeit an arme Kinder verschenkt hatten; und den Blumenkohl haben wir manchmal roh gegessen, weil er Ihnen so schmeckte; aber dann ward gesungen und gesprungen — und die Augen blitzten, und die Hände flogen herum, und die raschen Thränchen, wenn die Frau Mutter schalt, die trockneten so geschwinde wie ein paar Regentropfen in der Sonne! — Na, die Witwenthränen, die sind nun wohl auch getrocknet — bitte um Exküse — aber das lustige Lachen, so wie die kleine Raffaelina lachte, das kommt gar nicht wieder. Und die neapolitanische Gebärdensprache, die ich von Ihnen lernte — wenn Sie mir zum Beispiel sagen wollten: ‚Grabow, das ist eine gute Sache!‘ und Sie machten so — —“

Er ahmte es etwas ungeschickt nach: mit der rechten Hand machte er an der Oberlippe eine ruckweise kurze Drehung, wie wenn er den Schnurrbart drehen wollte, doch dann innehielt. Die Fürstin, die ihm mit einem Blick von der Seite zusah, mußte lächeln.

„Ja, nun lächeln Sie ... Ach, wenn Sie es machten, das sah so putzlustig aus; das stand Ihnen so gut! — Das sieht man nun nie mehr. Alles, alles nicht mehr. Höchstens arri— — arriviert es Ihnen noch zuweilen, wenn Sie mutlos sind und etwas Gutes aufgeben, daß Sie so machen —“

Er hielt die Hand unter dem Kinn und warf sie so leicht und kurz, wie er konnte, vom Hals weg hinaus. Die Neapolitaner sagen durch diese Gebärde: „Damit ist es nichts.“

„Wie Sie mich beobachten!“ sagte die Fürstin mit einem schwachen Lächeln.

„Ich hab' ja doch Augen im Kopf,“ erwiderte Grabow traurig. „Sehen Sie, manchmal denk' ich — Gott verzeih' mir's — hätten Sie mich doch lieber als alten eingewurzelten deutschen Gärtner in Neapel gelassen, statt daß ich hier nun

als großmächtiger Haushofmeister mit zusehen muß, wie Sie sich verändern... Da Sie mir einmal so geduldig zuhören, meine allerbeste Donna Raffaela — nehmen Sie's mir nicht übel, gar so nordländisch ruhig sind Sie jetzt geworden. Das kommt von den tiefsinnigen, pessi— —"

Er stockte. — „mistischen," sagte sie, ihm aushelfend.

„Ja, von diesen pessimistischen Büchern," fuhr er fort; „und von dem Stillesitzen — und von der Einsamkeit. Sie leben hier ja wie eine alte Frau, eine halbe Meile draußen vor dem Nest, dem Salzburg — na, und die Herren, die zu uns herauskommen, die schüchtert ja der Fürst Alexander, der Herr Schwager, alle wieder fort — mit oder ohne Duell —"

Die Fürstin stand auf. „Grabow!" sagte sie streng, ihm das Wort verbietend. Er machte eine um Vergebung bittende Verbeugung und legte eine seiner faltigen Hände auf die Brust.

„Sie reden zu viel, versteh'n Sie," setzte sie nach einer Weile ruhiger und milder hinzu. „Ueber Dinge, die — — Ich verstehe auch ohne so viele Worte alles, was Sie meinen. Ich sollte wandern, ausfliegen —"

Er nickte.

„Sollte Reisen machen —"

Er nickte noch eifriger.

„Mehr mit Menschen leben — in einer großen Stadt —"

Er nickte, und seine beiden Hände stimmten zu.

„Nun ja, ich bin Ihrer Meinung, und es soll auch werden; und nun lassen Sie's gut sein!"

Damit lehnte sie sich, leise seufzend, gegen die Bank zurück und schloß wieder die Augen.

„Sie ist meiner Meinung," dachte Grabow. „Das nutzt nichts. Dann kommen wieder die anderen, die Russen, und dann hat sie wieder die Meinung der Russen!" — Der Alte konnte sich eines Seufzers nicht erwehren und murmelte ein unverständliches, ärgerliches „Mamma mia!" vor sich hin.

„Was stöhnen Sie noch?" fragte sie.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Donna Raffaela," antwortete er, um sich Luft zu machen: „ich bin heute morgen so — — es geht heute mit mir durch! Ich hab' die Photographie da zu viel angeseh'n — und wenn ich dann an die — die russische Luft und die russischen Ideen denke, die Ihnen jetzt — —"

„Sie wollten ja schweigen, Grabow!" fiel sie ihm ins Wort. Sie gab ihm dann mit einer müden Bewegung die

Photographie zurück: „Da haben Sie Ihre ‚lustige Raffaela‘ wieder — und über die ‚russischen Ideen‘ wollen wir nicht streiten. Vielleicht daß wir beide nicht viel davon verstehen; aber,“ setzte sie sanft hinzu, „Sie gewiß nicht, das weiß ich!“

„Dann bin ich ja auch ganz still,“ sagte er mit vollkommener Resignation.

Fürstin Olga kam vom Schlosse her, auf den Arm ihres Sohnes, des Fürsten Alexander, gestützt; Onegin folgte. Die Fürstin, eine stattliche Matrone von vornehmer Erscheinung, aber etwas gebeugt, war dunkel gekleidet wie immer; es lag eine doppelte Koketterie darin, wie die Welt ihr nachsagte: Koketterie mit ihren Toten — ihrem Gatten und dem älteren Sohn — und mit den Geistern, von denen ihr Mitteilungen aus dem dunklen Jenseits zu teil wurden. Unter der schwarzen Spitzenhaube, die ihr silbergraues Haar bedeckte, trat die auffallend wachsbleiche Farbe ihres Gesichtes um so mehr hervor; es war eine leichenhaft gelbliche Blässe, wie man sie zuweilen bei unverbesserlich leidenschaftlichen Hazardspielern sieht, die eigentlich nur noch in dieser Aufregung leben. Die an sich schönen, blaßblauen Augen der Fürstin waren etwas zu tief in ihre Höhlen gesunken und wie von Nachtwachen gerötet; auch lagen die Lider schwer und tief herab, so daß sie die Augensterne oft fast zur Hälfte verdeckten. Diese Eigentümlichkeit hatte Fürst Alexander geerbt; auch seine Augen waren selten ganz geöffnet, so daß ihr Blick noch müder erschien, als er war; nur der Affekt riß sie auf. Die zarte, wohlgebaute, aristokratisch feinknochige Gestalt des Fürsten war in ein elegantes Morgenkostüm völlig eingeschlossen, denn trotz der Sommerwärme dieses schönen Morgens hatte er sich bis zum Halse zugeknöpft. Er trug die eben gekommenen Briefe und Zeitungen in der Hand, die in duftendem Handschuh steckte, und legte sie auf den Tisch, nachdem er Raffaela begrüßt und ihr mit etwas feierlicher Devotion die Hand geküßt hatte.

„Ich komme als Sieger vom Schlachtfelde,“ sagte er mit einem Anflug von Heiterkeit, „will sagen: vom Scheibenstand. Mit dem neuen amerikanischen Revolver hab' ich soeben, nach dem Frühstück, eine Wette gewonnen. Onegin, bestätigen Sie mir, daß ich zwölfmal hintereinander ins Schwarze getroffen habe!“

„Ich bestätige es,“ sagte Onegin; „so wahr und so weiter.“

„Die einzige Kunst,“ dachte Grabow, „die er wirklich kann!“

Mittlerweile hatte Fürstin Olga ihre Schwiegertochter, die

wieder früh auf sei wie die Lerche (es war fast elf Uhr), auf die Stirn geküßt und sich in einen weichen Armsessel niedergelassen, den der Alte ihr hinschob. Nach einem flüchtigen, konventionellen Lächeln versank sie in tiefes Träumen, wie es ihre Gewohnheit war, wenn die nächtliche Unterhaltung mit den „Anderen“ — den Geistern — in ihr nachwirkte. Es schienen diesmal traurige und beunruhigende Eindrücke zu sein; sie schüttelte zuweilen den Kopf, während sie vor sich hinblickte, und auf den Fürsten — den jüngeren und einzigen Sohn, den sie noch besaß — warf sie von Zeit zu Zeit einen halbverwirrt sorgenvollen Blick. Man ließ sie gewähren, wie immer. Fürst Alexander vertiefte sich in seine Briefe, die er öffnete; Onegin setzte sich rittlings auf einen Klappstuhl und sah wieder ins „Nichts“. Raffaela, der in dieser Gesellschaft plötzlich beklommen ward — das Gespräch mit dem alten Grabow lag ihr noch auf dem Herzen, schwerer, als sie sich zugestehen wollte — verspürte keine Lust, sich zu setzen, und ging langsam, doch mit einer inneren nervösen Unruhe, zwischen den nächsten Gebüschen auf und ab, während der Alte ihr wie ein kluger und anhänglicher Hund mit den Augen folgte.

„Dieser Brief ist an dich,“ sagte Fürst Alexander zu seiner Mutter und reichte ihr ein Billet mit französischer Aufschrift und russischer Postmarke hin. Sie öffnete es mechanisch, ließ es dann aber bald mit einem melancholischen Ausdruck in ihrem wieder einschlafenden Gesicht in den Schoß fallen.

„Was gibt's?“ fragte Raffaela, die eben umkehrte.

„Nichts Besonderes,“ antwortete die Fürstin. „Es stimmt mich nur immer melancholisch, wenn ich lese, daß wieder jemand angefangen hat, auf dieser Erde zu leben ... Eine Geburtsanzeige; aus St. Petersburg.“

Der Fürst schob ihr noch einen Brief zu, den er gelesen hatte: „Da ist etwas anderes.“

Die Alte blickte hinein. „Aus Rom,“ murmelte sie — „nun, was denn?“ — Ihre Züge wurden etwas freier, eine Art von nachdenklicher, feierlicher Heiterkeit kam über sie, als sie weiterlas. „Hm!“ sagte sie endlich. „Ein Entlassener.“

„Ein Gestorbener, meinst du,“ fragte Raffaela.

„Ja.“

„Urussow,“ setzte der Fürst hinzu.

Onegin horchte auf. „Urussow? Dem gratuliere ich, daß er die Fatigue los ist. Das war ein vernünftiger Mensch, ein guter Kopf.“

Der alte Grabow konnte sich nicht enthalten, zum Himmel hinaufzublicken und die Brauen zu schütteln. Dann sah er den „Russen" mit eingekniffenem linken Auge von der Seite an; „dir würd' ich auch gerne gratulieren," dachte er ... Im Begriff, nach dem Schlosse zurückzugehen, kam er an der Fürstin Raffaela vorüber, die in einem Gebüsch an den Blättern zupfte. „Nun," flüsterte er, „Sie werden also heute einen Ausflug machen?"

„Die Lust ist mir schon beinahe vergangen, Grabow," antwortete sie leise. „Aber nein. Ich will. Gehen Sie nur."

Grabow rollte die Noten, die er in der Hand hielt, vor Unmut zusammen und ging.

Raffaela riß noch einige Blätter ab und steckte sie zwischen die Zähne; dann kam sie, plötzlich umkehrend, zu den anderen zurück. „Heute könnten wir ... Heute wäre nun endlich das rechte Septemberwetter," sagte sie mit einem etwas schüchternen Anlauf. „Wir sollten diesen Tag irgendwo in den Bergen zubringen."

Die alte Fürstin hob erstaunt ihre geröteten Lider und starrte ihr ins Gesicht. Dann blickte sie fragend zu ihrem Sohn hinüber.

„In den Bergen?" murmelte der Fürst und warf einen fragenden Blick auf Onegin.

Dieser lächelte. „In den Bergen?" wiederholte er. „Warum? Wir sehen sie ja von hier."

„Wir könnten ihnen aber noch etwas näher kommen —"

„Verzeihen Sie, Fürstin," sagte Onegin, seine klugen grauen Augen ruhig auf sie heftend; „erlauben Sie mir zu fragen: Warum? — Berge... Einer Frau von Geist braucht man doch nicht zu sagen —"

„Herr Onegin hat recht!" fiel Fürstin Olga ein.

„Braucht man nicht zu sagen," fuhr Onegin fort, „daß die sogenannte Natur sich ewig wiederholt; wenn man diese alte Dame einmal kennt, nun, dann ist es gut!" — Er lächelte. „Alle diese berühmten Berge und Thäler entstehen auf dieselbe Weise; die Erdrinde teilt sich, verschiebt sich, die Oberfläche wird Krume, endlich wächst Gras darauf — und dann kommen die Schafe und Ochsen, um es abzufressen, und die Engländer und Deutschen, um es zu bewundern."

Fürst Alexander lachte. „Onegin hat recht. Lassen wir endlich die einfältige Natur: mit der sind wir fertig."

„Nun ja, nun ja," sagte Raffaela ungeduldig, doch schon halb entmutigt. „Aber mein Gott, wenn wir ‚mit ihr fertig

sind', wozu sind wir dann hier? Warum leben wir dann so still zwischen Berg und Thal und nicht wenigstens unter den Menschen, in der großen Welt? In Paris, Wien, Rom —"

Fürst Alexander hob eine Hand, wie um diese Gedanken von sich abzuwehren. „Meine teure Schwägerin," rief er fast lebhaft aus, „in Paris, Wien, Rom — um da wieder zu finden, was wir alle wissen: daß die Menschen überall kleine Geschöpfe sind, die ihren kleinen Hokuspokus treiben und nicht wissen, warum? die sich um das ewige Nichts ewige Mühe geben — in ihren großen Ameisenhaufen, die man lieber einmal zertreten sollte, weil ja doch nichts darin vorgeht!" — Er blickte, wie Zustimmung suchend, auf Onegin; dieser nickte ihm zu. Mit überlegenem Lächeln fuhr Fürst Alexander fort: „Nein, wir sind da glücklich heraus; um Gottes willen, nur nicht wieder hinein! Wenn man einmal begriffen hat, wie Onegin und ich, daß es eine ganz verrottete Existenz ist, welche die Menschen führen; wenn man mit dem großen, einzigen Arthur Schopenhauer eingesehen hat, daß die ganze Gegenwart im unseligsten Unsinn lebt, daß die vielgerühmte Menschheit im gründlichsten Verfall steckt, daß ihr nur durch eine vollständige Erneuerung zu helfen wäre — so freut man sich wenigstens, weit davon zu sein, nicht mit in dem Sumpf zu stecken — heiße nun dieser Sumpf Paris, Wien oder Rom!"

„Alexander hat recht!" sagte Fürstin Olga, mit fast geschlossenen Augen in seiner Beredsamkeit schwelgend.

„Ich weiß, ich weiß, viele geben euch recht," erwiderte Raffaela kleinlaut. „Große berühmte Männer in Deutschland sagen ja dasselbe. .. Aber so thut doch etwas, geht hin und helft, diesen Sumpf zu verbessern —"

„Auszukehren!" rief Fürst Alexander.

„Nun ja!"

„Von Grund aus —"

„Wie du willst!"

„Da gibt es nur einen Weg —"

„Ich weiß, ich weiß!" unterbrach sie ihn. — Die Philosophie deines Schopenhauer —"

„Ja, das ist der Weg," sagte der Fürst mit tiefer Ueberzeugung; „aber dieses verflachte, verrottete, eingebildete Jahrhundert will ihn ja nicht gehen! Die erhabene Lehre Arthur Schopenhauers, durch die dieses Jahrhundert vernichtet, zermalmt wird; vor der sich die bestehende Welt in ihre ganze nackte Erbärmlichkeit auflöst —"

„Mag sein, mag sein," seufzte Raffaela.

„Diese einzig wahre, abgrundtiefe Lehre, die uns überführt, daß der Wille zum Leben, die Freude am Leben eine schwächliche und unvernünftige Empfindung ist, weil sie die große Tragödie des Daseins nicht versteht, weil sie das Weltelend durch ihre miserable Zähigkeit verewigt, statt durch eine heroische und allgemeine Verneinung des Willens zum Leben die allgemeine Erlösung herbeizuführen — diese Lehre muß so lange gepredigt und verbreitet werden, bis ihr von diesen zweibeinigen Ameisen keine mehr widersteht! Sie muß in alle Schichten der Gesellschaft dringen, sie muß zur einzigen und alleinigen Grundlage unserer ganzen Kultur werden: dann ist eine Erneuerung des Weltganzen, eine Zukunft möglich, sonst nicht!"

„Mag sein, mag sein," sagte Raffaela, ganz und gar entmutigt. „Ich verstehe zwar nicht, was für eine Zukunft dann noch übrig bleibt, wenn keiner mehr leben will ... Aber er und ihr mögt es besser wissen; ich gebe alles zu, ich widerspreche ja nicht. Obgleich ich übrigens gelesen habe, daß die Naturwissenschaft mit ihren neuesten Fortschritten den toten Schopenhauer in einigen Punkten überholt hat —"

„Die Naturwissenschaft hat gar nicht das Recht, ihn zu überholen!" rief der Fürst in seinem Eifer aus. „Wenn ein so großer Mann die Dinge festgestellt hat, so hat die triviale Naturwissenschaft dabei stehen zu bleiben; das ist ihre Aufgabe und ist ihre Pflicht!"

„Gut, ich will es ihr ausrichten," erwiderte Fürstin Raffaela mit einem halben Lächeln. Die beiden Arme waren an ihr niedergesunken, die zarte kleine Gestalt stand mit wehrloser Ergebung in ihr Schicksal und in das „Weltelend" da. „Also — — also weder in die Berge, noch in die große Stadt!" seufzte sie nach einer Weile hervor. „Da werdet ihr also auch nicht r e i s e n wollen — wenn sich überall alles wiederholt —"

Die Fürstin Olga stand auf und schüttelte den Kopf. Sie legte einen Finger auf den Mund, während sie Raffaela mit geheimnisvollem Ausdruck ansah, und kam auf sie zu. Ihren Arm nehmend, zog sie sie beiseite. „Ich bitte dich, liebes Kind," flüsterte sie, „sprich mir nicht von Reisen. Wecke in meinem Alexander keine Reiselust."

„Warum nicht?" fragte Raffaela.

„Still, nicht so laut! Diese Materialisten da glauben an

nichts, sie lächeln über mich alte Frau und meine Beziehungen zu den anderen ..." Die Fürstin deutete mit dem Finger über die Schulter hinter sich, als stünden dort die „anderen", die sie meinte. „Aber du verstehst mich, du bist eine Frau! — Ich hatte eine traurige Nacht, liebe Raffaela. Sie haben mir geschrieben, daß meinen Alexander, meinen Einzigen, eine Gefahr bedroht, daß sie ihn auf einer Reise bedroht ... Sage nichts von Reisen! — Was bin ich, meine Beste, wenn ich alte Niobe auch diesen letzten noch verliere —"

„Aber, mein Gott, er ist ja gesund," fiel ihr Raffaela ins Wort.

„Aber ich bin gewarnt, mein Kind; und du begreifst, das verfolgt mich ... Ich hab' es auf dem Papier, was sie mir heute nacht angekündigt haben; so mysteriös es ist, ist es doch verständlich. Dir will ich es zeigen; diesen Männern nicht! Komm, da hinten im Pavillon will ich es dir zeigen; auf dem Lieblingsplatz deines guten Mannes, meines armen Iwan —"

Sie hielt ihr wächsernes, geisterhaftes Gesicht ganz nahe an das der schönen jungen Frau und flüsterte noch leiser: „Von ihm kommt mir die Warnung! — Ich weiß es! — Sage nichts, mein gutes, gutes Täubchen, und komm! — —" Ihre Hand zitterte leise, als sie, in ihre geheimnisvollen Muttersorgen verloren, den Arm und das Gesicht Raffaelas leise streichelte. Die gutherzige Raffaela gehorchte und führte sie ohne Widerstreben.

„Also nicht in die Berge," dachte sie, indem sie einen traurig resignierten Blick auf die besonnte Ferne des Gebirges zurückwarf. „Also still so weiter!"

„Auf Wiedersehen bei Tisch!" rief sie den Männern zu, während sie langsam mit der Alten fortging.

II.

„Wohin gehen sie?" fragte der Fürst, der nach der lebhaften Erregung des Gespräches, die bei ihm ungewöhnlich war, sich gleichsam wieder in sich zusammengezogen und, in den Sessel zurückgelehnt, den Lebensprozeß auf halbe Ration gesetzt hatte. Mit seinem Taschentuch trocknete er sich die erhitzte Stirn.

„Zum Pavillon, scheint mir." antwortete Onegin. „Dort

wird Ihre Mutter wahrscheinlich das Neueste aus dem Geisterreiche berichten; und dann wird sie einschlafen."

Fürst Alexander seufzte und sah auf. „Ich wollte, ich schliefe auch," sagte er.

„Nun," sagte Onegin und lächelte obenhin, „das wird bald geschehn, denn Sie haben nicht ausgeschlafen —"

Der Fürst unterbrach ihn, indem er mit dem Tuche in der Hand eine verneinende Bewegung machte: „Ich meine einen anderen Schlaf, den längeren. — Ich mag nicht mehr. Ich habe diese Misere satt. Ich will nicht mehr, Onegin."

„Vielleicht tranken Sie heute nacht etwas zu viel," sagte Onegin gelassen.

„Sie verstehen mich falsch. Von gemeinem oder höherem ‚Katzenjammer' ist hier nicht die Rede. Aber ich überlege mir schon eine Weile — schon seit Wochen, mein' ich — warum ich mit dieser Schopenhauerschen ‚Verneinung des Willens zum Leben' — nicht Ernst mache, ich für meine Person. Was führ' ich für eine Existenz? Das ist ja unwürdig, das widert mich endlich an. Was hab' ich? Was bin ich? Um diese Misere des Lebens weiterleben zu können, muß ich wie ein Knabe bei meiner Mutter um Geld betteln; und die bei der Raffaela ... Raffaela gibt es, ja, sie gibt es ohne eine Miene zu verziehen, und mit vollen Händen, großmütig wie sie ist — aber meine Frau zu werden, kann sie sich nicht entschließen. Sie sehen es ja — all Ihren Versicherungen vom Gegenteil zum Trotz — daß sie sich nicht entschließt. Sie ernährt uns so aus Güte und Gnade, um der Verwandtschaft willen, so von oben herab ... Und ich zeichne, pinsele, spiele Klavier, schieße nach der Scheibe, verachte das Leben und lasse mich ernähren" —

„Mich und Sie," setzte er aus Schonung zögernd hinzu. Er stand auf und begann umherzugehen; sein Gesicht rötete sich, seine Finger gerieten in Unruhe. „Mein lieber Onegin," fuhr er fort, „das halte ich nicht mehr aus. Ich will Ihnen sagen, was ich heute oder morgen thue: ich schieße mir eine Kugel vor den Kopf."

Das verschlossene Gesicht Onegins ward einen Augenblick lebendig, er sah sehr verblüfft aus, als wollte er sagen: „Oho, was wird dann aus mir?" Indessen gewann er bald seine kaltblütige Ruhe wieder und fing an, sein kurzes, dünnes Schnurrbärtchen langsam durch die Finger zu ziehen. Fast jeder Mensch hat eine besondere, ihm selber gewöhnlich unbewußte Art, sein angespanntes Nachdenken durch eine körper-

liche Bewegung zu begleiten, wie man den Gesang durch ein Instrument begleitet; Onegin spielte beruhigend mit seinem Schnurrbart, wenn er eine Schwierigkeit durchdachte. Nach einem kurzen Schweigen sagte er, sich auf seinem Sessel ganz gegen den Fürsten drehend: „Ich will Ihnen etwas Besseres vorschlagen, als sich wirklich zu erschießen. Drohen Sie nur damit und heiraten Sie Fürstin Raffaela."

„Wie verstehen Sie das?" fragte der Fürst.

Onegin deutete gegen den Pavillon hinaus. „Sie wird wiederkommen. Bleiben Sie hier und werben Sie noch einmal. Sagen Sie ihr selber, daß Sie nicht mehr leben wollen, wenn sie nicht Ihre Frau wird. Ich hab' Ihren neuen Amerikaner vorhin eingesteckt (er zog einen kleinen Revolver von besonders zierlicher Arbeit aus der Tasche), nehmen Sie ihn und setzen Sie ihn sich vor den Augen der Fürstin auf die Brust. Sie ist eine Frau. Ist eine schwache Frau. Aus Schreck, aus Angst, aus Rührung wird sie ‚Ja' sagen. Das ist eine alte Geschichte und ein altes Mittel, aber die Frauen sind auch eine alte Geschichte, und dieses Mittel ist immer noch eines von den besten, um Frauen zu gewinnen. Oder, wenn sie doch eigensinnig bliebe — ich glaube es aber nicht, und mir scheint, Sie auch nicht, Fürst — nun, dann bleibt Ihnen ja noch immer die wirkliche, reelle Kugel vor den Kopf, die absolute Verneinung."

„Sie sind toll," sagte der Fürst und schüttelte mehrmals den Kopf. „Uebrigens, das Ding ist ja nicht geladen."

„Die Notwendigkeit davon seh' ich auch nicht ein," entgegnete Onegin. „Sie meinen es ja ernsthaft; also was liegt daran, ob die Kugel schon drin steckt oder nicht. Das Gewisse und Reelle an der Sache ist, Sie haben durch den letzten Wunsch Ihres Bruders gewissermaßen ein Recht auf diese Frau. Es ist eine Demütigung für Sie, wenn Sie's nicht erreichen —"

Fürst Alexander biß sich auf die Lippe und murmelte einige unterdrückte Worte vor sich hin.

„Endlich handelt es sich für Sie um Leben oder Nichtleben," fuhr Onegin fort. „Und zehntens sind Sie ein vortrefflicher Schauspieler ... Also nehmen Sie den Revolver. Stecken Sie ihn ein. Da!"

Er schob ihn mit einer Art von Lächeln in des Fürsten Brusttasche. Indessen stand der Fürst auf, machte eine etwas heftige Bewegung, um den Revolver wieder herauszuziehen, und runzelte die Stirn. Er warf Onegin einen Blick zu, der den

beleidigten Aristokraten zeigte. „Was machen Sie da? Sie tyrannisieren mich. Wozu das, ich lieb' es nicht ... Jedenfalls werd' ich das nicht thun."

Onegin sah, daß er die Sache zu dreist angegriffen hatte. „Verzeihen Sie, Fürst Alexander," sagte er in einem ernsthaft abbittenden Tone, indem er sich verneigte. „Wenn ich aus gutem Eifer zu weit gegangen bin, dann bedauere ich sehr. Dann nehme ich alles zurück, was ich gethan und gesagt habe. Ich hab' mir so angewöhnt, in Ihren Interessen mitzudenken, wie in meinen eigenen —"

„Schon gut, schon gut!" fiel ihm der Fürst, wie gewöhnlich schnell besänftigt, in die Rede.

Mit immer ernsterem Gesichte fuhr Onegin fort: „In diesem Fall könnten Sie aber denken, ich hätte ebensosehr mein Interesse im Auge wie das Ihrige — der Fall ist sehr delikat. Ich habe vor Jahren Ihre großmütige Freundschaft angenommen, als Sie sie mir aufdrangen, als Sie noch sagen konnten: ‚Ich bin für einen zu reich, ich will, daß Sie mit mir leben, daß Sie ohne irdische Sorgen Ihren Ideen und der Menschheit leben!' Sie handelten damals wie ein Fürst — und ich wie sein Freund. Das war damals ... Jetzt könnten Sie denken, ich rede Ihnen so zu, die Fürstin zu gewinnen, damit Sie Ihren verlorenen Besitz, von dem ich mitlebte —"

„Schweigen Sie, schweigen Sie!" rief der Fürst dazwischen. „Onegin, was reden Sie —"

„Verzeihen Sie, ich muß. Es ist ganz notwendig. Ich will nur noch sagen — erlauben Sie — die Existenz, die Sie ‚unwürdig' finden, ist es dann doppelt für mich, und ich für meinen Teil muß ihr ein Ende machen, indem ich Sie verlasse. Bitte, sagen Sie nichts; meine Ehre verlangt es. Ihr eigenes Gefühl muß es Ihnen sagen, daß ich Ihrer langjährigen, großherzigen Freundschaft unwürdig, daß ich nicht der Onegin wäre, für den Sie mich hielten, wenn ich in dieser Lage länger bleiben könnte, um Ihnen die Frage, ob Sein oder Nichtsein, zu erschweren. Also — sehen Sie mich jedenfalls als nicht mehr vorhanden an. Es gibt keinen Onegin mehr. Da kommt Fürstin Raffaela, ohne Ihre Mutter — thun Sie, was Ihnen gut dünkt, aber ohne an mich dabei zu denken. Ich komme nicht in Betracht. Ich verschwinde."

Er setzte sich schon bei den letzten Worten in Bewegung und winkte noch, möglichst vornehm lächelnd, mit der Hand, während er davonging. Fürst Alexander sah bestürzt ihm und

seinem Schatten nach, der etwas plump über den Kiesweg fiel und sich fortbewegte, bis er hinter den Bäumen verschwand. „Onegin! Onegin!“ rief der Fürst hinterdrein. Aber Onegins Schritte verhallten.

Der Fürst rieb sich die wieder erhitzte Stirn. „Was ist das?“ dachte er ganz verstört. „Er geht? Ich soll ihn verlieren? Weil sein Stolz verletzt ist — weil ich mich beklagt habe, daß ich nicht mehr reich bin? —“ Er seufzte und sah in die Luft, als sähe er dort die Landgüter und die Wertpapiere, die er einst besessen und trotz aller „Verneinung des Willens zum Leben“ mit so sicherer Hand verstreut, vertrunken, verspielt, aus allen Fenstern hinausgeworfen hatte. „Verwünschtes Geld,“ dachte er mit einem verzweifelten Lächeln. „Das Allererbärmlichste auf dieser erbärmlichen Erde ist doch das elende Geld!“

Fürstin Raffaela war herangekommen. Sie hatte ihren Sonnenschirm aufgespannt, in dessen Schatten sie doppelt reizend aussah. „Onegin,“ sagte sie, „ging wie im Sturm an mir vorbei, durch den Garten hin. Was will er?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Fürst etwas befangen, gedrückt. „Du hast meine Mutter im Pavillon gelassen —“

„Sie schläft,“ sagte Raffaela lächelnd, „ihren gewöhnlichen Morgenschlaf.“

„Ja, ja,“ murmelte er, und ging dann, von ihrem Anblick wirklich etwas bezaubert, sich in eine Art von Verliebtheit hineinphantasierend, auf sie zu. „Du wünschtest einen Ausflug zu machen, liebe Raffaela. Liegt dir daran? Soll ich dich begleiten?“

„O nein,“ sagte sie sanft. „Mir liegt nichts mehr daran.“

„Dein Wille, weißt du, wäre mir Befehl —“

„Mein Wille?“ wiederholte sie. „Hab' ich noch einen Willen? Ich weiß wirklich nicht. Das Wort klingt mir so fremd, so sonderbar . . .“

„Nun ja,“ sagte er galant, „dein liebenswürdiges Herz hat sich so sehr gewöhnt, seinen Willen mit dem unseren zu verschmelzen; ihn gleichsam in einen Familienwillen aufzulösen — das ist es!“

Sie nickte vor sich hin und erwiderte nichts.

„Nur in einem Punkt“ — fing er nach einer Weile zögernd wieder an, stockte und verstummte. Es war ihm, als hörte er noch einmal Onegins Worte von vorhin; als hörte er sie wirklich und deutlich. Es war zwar nur eine Sinnes-

täuschung, vielleicht dadurch hervorgerufen, daß er sich gewöhnt hatte, bei allem Onegin zu fragen und auf ihn zu hören. „Onegin hat recht,“ dachte er, leichtfertig lächelnd. „Er hat immer recht. Ich sollte mich zusammennehmen, sollte es versuchen!“

„Nun?“ fragte Raffaela harmlos. „Warum sprichst du nicht aus?“

„Pardon!“ sagte er. „Ich zauderte, noch einmal davon zu sprechen ... Nur in einem Punkt, wie gesagt, steht es leider anders! Wir sprachen vom ‚Familienwillen‘, liebe Raffaela ... Auch dein drittes Witwenjahr ist nun bald zu Ende — —“

Sie machte eine unwillkürlich zuckende Bewegung mit der Hand; doch sie sagte nichts.

„Verzeih ... Kurz, mein Wunsch, der auch der Wunsch meines Bruders war — auf dem Sterbebette hat er dir's bewiesen — findet in dir noch immer kein Echo, wie es scheint. Er ist auch meiner Mutter Wunsch, so gut wie der meine. Daß wir glücklich sein würden, daß wir dich mit treuer Liebe umgeben würden, das weißt du. Ich mit besonderer, natürlich; mit der wärmsten Liebe ... Du stehst nun aber wieder wie eine Statue da.“ Er lächelte etwas beleidigt. „Du hörst mich sehr tolerant, sehr geduldig an, aber du sprichst kein Wort!“

„Ich wartete,“ sagte sie.

„Auf was?“

„Auf was? Das ist schwer zu sagen. Auf — irgend ein besonderes Wort ... Gut gesagt war ja alles, was du eben sagtest; es fehlte nur — — Lassen wir es gut sein, ich glaube, du verstündest mich doch nicht. Es ist noch irgend ein Wunsch, ein Bedürfnis, ein Verlangen in mir, das wahrscheinlich thöricht ist, das Herr Onegin vom Standpunkte der Philosophie widerlegen würde; aber es ist da — — und diese eine, letzte Thorheit möcht' ich noch behalten.“

Sie suchte zu lächeln, während sie das sagte, aber unbewußt legte sie eine Hand ans Herz. Der Fürst bemerkte es und erwiderte gezwungen: „Ich bin dir nicht warm genug —“

„Bitte, laß mich jetzt,“ unterbrach sie ihn, liebenswürdig wie immer. „Ich habe dich ja ‚geduldig angehört,‘ wie du selber sagst — mehr könnt' ich nicht thun. Lassen wir's beim Alten, Alexander — und laß mich ins Haus gehen —“

„Nein,“ sagte er plötzlich und trat ihr in den Weg.

„Nein?"

„Nein," wiederholte er. Es war, als sei eine jähe Erregung über ihn gekommen; seine kleinen Hände zogen sich zusammen und das Blut schoß ihm sehr natürlich ins Gesicht. Er rief ihren Namen so leidenschaftlich aus, daß sie erschrak und zurücktrat. „Nein," setzte er hinzu, „so gehst du nicht fort!"

„Bist du von Sinnen?" fragte sie. „Was ist dir?"

„Du kennst mich nicht, Raffaela," sagte er, die Stimme wieder dämpfend, doch mit dem Ton der Entschlossenheit. „Du weißt offenbar noch immer nicht, wie es in mir aussieht. Phrasen kann ich nicht machen, in Illusionen leben und Illusionen erregen, wie die Herren Poeten, kann ich ebensowenig — aber ich kann und will nicht ohne dich leben ... Auf mein Wort, so steht es. Ich hab' mich entschlossen, jetzt ein Ende zu machen ..." Er zog den Revolver hervor, während seine halbgedeckten Augen sich so weit öffneten, daß sie geängstigt wie in einen Abgrund hineinsah. „Ich werde jetzt zum letztenmal; sag ‚Nein' und die Kugel sitzt in meiner Brust!"

„Du bist wahrhaftig toll," stammelte sie. „Oder scherzest du?"

Doch da er sich nun den Revolver wirklich auf die Brust setzte, stieß sie einen Schrei aus. „Alexander!" rief sie. „Heiliger Gott! Was machst du!"

„Ich kann nicht anders; diesen Zustand ertrage ich nicht länger. Wochenlang trag' ich es schon in mir herum ... Wozu noch länger leben, wenn du mich verachtest. Sag ja oder nein!"

„Thu den Revolver weg!" rief sie und wiederholte es; sie war fast von Sinnen. „Weg von deiner Brust! Ich beschwöre dich!"

„Nein, nein, nein!" sagte er, immer entschlossener, „länger wart' ich nicht. Sag nein, wenn du kannst!"

„Ich sage ja nicht nein!" rief sie ganz verwirrt. „Ich verachte dich ja nicht, ich verschmähe dich ja nicht ..." Sie wußte nicht mehr, was sie sagte, es wurde ihr dunkel und schwindlig, wie wenn sie hinfallen müßte. „Unglücklicher Mensch — Alexander — — weg von der Brust! Ich sage ja nicht nein!"

Er ließ die Mündung der Waffe nach unten sinken und schien aufzuatmen. „Wie du grausam bist," seufzte sie. „Ich zittere. Ich kann das nicht mehr in deiner Hand sehen ..."

Sie trat hinzu und entriß ihm den Revolver.

„Was heißt das?" fragte er unsicher. „Du wirst nicht zurücknehmen, denk' ich, was du eben sagtest —"

„Was hab' ich gesagt?" Sie legte sich eine Hand an den Kopf. „Ich habe noch nichts gesagt."

„So gib ihn mir wieder, daß ich ein Ende mache!" rief er wie verzweifelnd aus und trat auf sie zu. Sie wich erschrocken zurück und hielt die Waffe hinter ihren Rücken. „Nein, nein, nein!" sagte sie fassungslos. „Nie geb' ich dir das wieder ... Bleib' stehen, komm' nicht näher — ich sage ja nicht nein! — Ach, mein Gott, wie du mich bedrängst. Ich will Zeit haben, Ruhe, Ueberlegung ... Aber es wird ja sein," setzte sie rasch hinzu, da er wieder herantrat und die Hand ausstreckte. Ihre Kraft, ihr Wille waren wie erloschen. „Ja, ja — ja, ja — du sollst hoffen — glauben. Alles was du willst. Nur in diesem Augenblick verlange noch kein Ja, nur noch ein einzigmal hab mit mir Geduld!"

„Ich soll hoffen, glauben?" wiederholte er.

„Ja, ja," flüsterte sie und schloß die Augen.

Vom Hause her kam der alte Grabow; sie sah ihn nicht, aber Fürst Alexander bemerkte ihn und trat langsam, sich fassend, als wäre nichts geschehen, ein paar Schritte zurück. „So solltest du hineingehen, liebe Raffaela," sagte er mit seiner Alltagsstimme, „wenn dein Kopf so schlecht ist ... Grabow ist da," setzte er leise hinzu.

Raffaela fuhr auf und suchte sich zu sammeln. Ihr Blick war noch leer, ihr fehlte das Blut im Kopfe. Sie nickte nur, wie zu Alexanders Worten. Dann verbarg sie den Revolver so gut es ging in der kleinen Hand und wendete sich in mechanischer Bewegung ihrem Hause zu. Der Fürst murmelte noch ein Abschiedswort, das sie nicht verstand, und entfernte sich mit gedämpften Schritten nach der anderen Seite.

„Was hab' ich gesagt? Was hab' ich gethan?" dachte Raffaela. Plötzlich zitterte sie und blieb wieder stehen.

„Nun?" fragte Grabow, nachdem er eine Weile stumm ihr Gesicht befragt hatte. „Wird ein Ausflug gemacht, Donna Raffaela?"

„Wohin?" murmelte sie, wie abwesend.

„Sie wollten ja — — irgendwohin —"

Raffaela blickte ihn an. Als sie sein treuherziges Gesicht sah, kam ihr alles wieder, und ohne zu wissen, was sie that, machte sie jene neapolitanische Gebärde, die vorhin Grabow gemacht hatte, die sagen will: „Es ist nichts damit." Grabow ließ die Schultern und die Hände sinken.

„Also wieder nichts?" seufzte er.

„Heute nicht,“ sagte sie mit noch schwacher Stimme. „Fragen Sie nicht mehr. Gehen Sie. Gehen Sie, Grabow.“

Der Alte neigte seinen Kopf und ging nach der Linde zu.

„Fürstin Alexander?“ dachte sie und schloß wieder die Augen, wie vor einem Abgrund. „Ach,“ sagte sie dann leise vor sich hin, „was liegt daran, was mit mir geschieht. Das Leben ist ja doch nur ein Ding, das wir verneinen sollen, das mehr Leid als Freude ist, ob nun so oder so! Einmal wird alles aus — und dann war es nichts. So mit geschlossenen Augen will ich in mein Zimmer hinaufgehen — und so weiter und weiter — bis es endlich aus ist. Bis ich sie ‚los bin‘, die ‚Fatigue‘, und man mir ‚gratuliert‘!“

Sie hielt die Augen geschlossen und tastete sich in das Haus hinein und die Treppe hinauf.

III.

Wenn man von der Landstraße her in den Garten eingetreten war, sah man über einen Rasenplatz hinweg den Vorbau des Schlosses mit dem großen, terrassenähnlichen Balkon, unter dem man ins Haus ging. Doktor Riegler, der Sekretär und Bibliothekar der Fürstin Raffaela, kam eben mit seinem Gaste, den er von Salzburg geholt hatte, an der Rasenfläche vorbei; sie sahen Raffaela noch, ehe sie verschwand. Riegler, der junge, schwärmerische Doktor und Lyriker, blickte ihr, wie gewöhnlich, mit Bewunderung nach; der andere, eine weltmännische, schlanke, elastische Gestalt, sah es und lächelte.

„Wer war das?“ fragte er.

„Das ist meine Fürstin,“ erwiderte Riegler, „Fürstin Raffaela.“

„Deine Fürstin?“

„Meine ‚Brotherrin‘, Paul, meine Gönnerin,“ sagte Riegler, indem er dankbar und untergeben lächelte. „Hast du sie ordentlich gesehen?“

„Nun, wie man jemand sieht, der einem den Rücken zukehrt. Was ich von ihr gesehen habe, gefällt mir.“

Riegler blieb stehen und legte ihm eine Hand auf den Arm. „Bleib nur eine Weile da, Paul, komm täglich von Salzburg heraus, lerne sie kennen, Paul, und alles, alles wird dir an ihr gefallen, ich geb' dir mein Wort!“

Der andere erwiderte nichts. Er ging weiter und betrachtete das alte, graue Gebäude, das zwischen den hohen Bäumen so angenehm beschattet dalag. Auch der große Balkon über dem Eingange hatte jetzt keine Sonne; ein schwarzes Kätzlein mit schneeweißen Pfoten, als hätte es sich für eine Katzenhochzeit mit Handschuhen geschmückt, wandelte oben auf dem Geländer hin. Sonst war nichts Lebendiges zu sehen, und eine tiefe Stille, bei deren Empfindung man so gerne glaubt, es müsse da Frieden jeder Art zu Hause sein. Nicht weit vom Eingange standen mehrere eiserne, elastische Gartenstühle um einen kleinen Tisch; hier blieb der Gastfreund des Doktors stehen und nickte ihm zu.

„Also unter diesem Dach und in diesem Garten verlebst du als Vorleser einer kleinen Prinzessin wonnevolle Tage —"

„Nenn es nicht ‚Vorleser', Paul," sagte Riegler, die Stimme dämpfend; „nenn es, wenn du willst, ‚geistiger Berater', ‚belebendes Element'! Ich habe von Glück zu sagen; ich bin ganz zufrieden. Früher warst du mein guter Stern, mein Wohlthäter, jetzt ist sie es ... Als ein armer deutscher Doktor der Philosophie stand ich auf der Straße; da trug man mir an, die Fürstin Raffaela mit der Geschichte der Philosophie bekannt zu machen — damit fing es an. Zuerst kam ich täglich heraus, hielt ihr meinen Vortrag; dann — — gefiel ich, wie es scheint, oder was es war; sie nahmen mich ganz ins Haus, als Bibliothekar, als Vorleser, als geistige Anregung — nenn es wie du willst. Es geht mir gut. Sehr gut ..." Er stieß mit seinem kleinen Spazierstock mehrmals gegen die Tischfüße und sah dann seinem Freund verschämt lächelnd in das kluge Gesicht. „Sie ist ein himmlisches Geschöpf, Paul," sagte er noch leiser. „Ich habe also natürlich auch eine kleine, unerwiderte Liebe —"

„Glücklicher Mensch, dann fehlt dir also nichts!"

„Sie steht ja zu hoch über mir, das weiß ich," fuhr der Doktor fort, „Illusionen mach' ich mir also nicht."

„Aber lyrische Gedichte?"

„Zuweilen."

„Und so hast du alles," sagte Paul in herzlicher Heiterkeit; „alles, was du brauchst. Aber wie verträgst du dich mit den anderen? Den Verwandten?"

Riegler stieß einen leichten Seufzer aus. „Das ist die Kehrseite, die Schattenseite. Erstens die Fürstin Olga, die Schwiegermutter; halb russisch, halb deutsch; die hat wenig

Geld, aber — sehr viel Anhänglichkeit an die reiche Fürstin Raffaela; geht also nie mehr fort," setzte er seufzend hinzu. „Nachts korrespondiert sie mit den Geistern ihrer Verstorbenen und wer sonst noch von ‚drüben' Lust hat; tags wird sie dann schläfrig und verfällt von Zeit zu Zeit in einen gesunden Schlummer. Diese Schläfrigkeit und ein sehr gesunder, bequemer Egoismus sind das Erbteil, das sie ihrem Sohne mitgegeben und das er noch nicht verbraucht hat — das ist also zweitens dieser Sohn, der Fürst Alexander —"

„Ah! Wir haben also noch einen Fürsten im Hause?"

Riegler nickte. „Der Bruder des Seligen; nur noch ein Viertel deutsch und drei Viertel russisch. Der lebt und stirbt mit Arthur Schopenhauer, treibt alles und nichts, und will —" er seufzte wieder — „und will meine Göttin heiraten." Rieglers Stöckchen setzte sich wieder gegen den Tisch in Bewegung, und bei jedem dritten Worte gab er ihm einen Stoß. „Na, und so wird's wohl auch enden ... Sie wird sich heiraten lassen, denn die anderen lassen sie nicht los, und sie ist zu gutmütig. Der Fürst Alexander schläft zwar auch zweimal täglich ein, aber die schöne Schwägerin bewacht er wie ein Cerberus; niemand darf sich ihr nähern — wahrhaftig, er nimmt es übel, er treibt es auf irgend eine Weise zum Duell — wie jener polnische Graf in Paris, von dem du mir erzähltest — und erschießt den anderen, denn das ist seine Stärke." Ein fast kindliches Lächeln ging über Rieglers rötlich blühendes Gesicht. „Mir — mir thut er nichts, weil er sieht, daß ich ungefährlich bin —"

„Armer Glücklicher!"

„Ja," erwiderte Doktor Riegler mit einem etwas elegischen Achselzucken. „Lobe den Berg und bleib im Thal! — Dann ist da drittens und letztens eine sonderbare Pflanze, ein richtiger Vollblutrusse, Herr Onegin; seine Vornamen mit den vielen Zischlauten kann ich mir nicht merken. Der ist Nihilist, Atheist, Pessimist, alles was du willst; der thut nichts, weil nichts der Mühe wert ist. ‚Liebe nichts, hasse nichts und verachte alles!' das ist ungefähr seine Philosophie. Damit imponiert er dem Fürsten Alexander, der ihn für einen bedeutenden jungen Mann hält, der ihn nicht von sich läßt, ihn kleidet und füttert — das heißt, eigentlich auf Kosten der himmlisch guten Fürstin Raffaela —"

„Ich verstehe schon," sagte der andere mit einem feinen Lächeln. „Herr Onegin mit den schweren Vornamen lebt

vom Fürsten, der von seiner Mutter, und die von deiner Göttin."

„Ja, beinahe so ist es . . ."

„Arme, kleine Fürstin! So eine Menagerie zu füttern . . . Als sie vorhin in der Thür stand — wie ein zierlicher Vogel, der von irgend etwas träumt — zart und fein sah sie aus. Die könnt' ich aus Mitleid heiraten."

Der Doktor starrte ihn an, und sein Stock wäre ihm fast aus der Hand gefallen. Dann warf er einen ängstlichen Blick nach dem Hause hinüber und zu dem Balkon hinauf. „Ich bitte dich um Gottes willen, Mensch, sag das nicht so laut. Das ist ja die wahnsinnigste Frechheit, die ich je gehört habe."

„Frechheit? Warum?"

„Paul Eberstein und die Fürstin Raffaela! Kolossaler Einfall!"

„Du beleidigst mich," erwiderte Paul Eberstein gemütlich. Er setzte sich und stützte einen Arm auf den Tisch. „Nimm dich in acht, mein Junge," fuhr er fort, das braune Haar schüttelnd und sich mit wachsendem Vergnügen in den Fall vertiefend; „ich dachte gar nicht ans Heiraten, aber aus beleidigtem Stolz setz' ich mir am Ende diesen ‚kolossalen Einfall' wirklich in den Kopf — und lasse dann nicht nach, bis ich es erreiche! — Uebrigens passen wir gar nicht schlecht zusammen; sie ist nicht mehr die allerjüngste, ich auch nicht; ihr erster Mann war ein liebenswürdiger, melancholischer Müßiggänger, wie du sagst, mit dem war sie nicht glücklich; ich bin ein liebenswürdiger, heiterer, arbeitsamer Mensch, mit mir würde sie also wahrscheinlich glücklich sein. Sie hat Vermögen, ich auch —"

„Wie man über so etwas spaßen kann," sagte Riegler verletzt, mit unwillkürlich gehobener Stimme, „ist mir unbegreiflich!"

„Spaßen? Durchaus nicht. Ich fange an von der Sache zu träumen; damit fängt alles an, was man unternimmt. Als ich zum erstenmal in meiner Dachkammer phantasierte, wie ich durch Arbeiten, Studieren, Reisen, tolle Unternehmungen emporkommen, unabhängig werden, meinem Vaterlande und mir Ehre machen könnte, da war mir mein Ziel ebenso fern, wie jetzt deine Göttin. Und doch hab' ich's erreicht —"

„Nun ja, du hast viel erreicht, das geb' ich zu," entgegnete der Doktor, der seinen von Gesundheit und Kraft strahlenden, schönen, geistreich lächelnden Freund mit aufrich-

tiger Bewunderung betrachtete. „Du hast eben den Kopf dazu — und hast dich anders herumgetrieben als ich; warst bei Indiern und Chinesen, und Gott weiß wo sonst noch, hast berühmte Entdeckungen für die Wissenschaft gemacht, hast dich in die abenteuerlichsten Spekulationen gestürzt —"

„Die aber glücklich ausgingen —"

„Hättest einmal beinahe eine braune Inselkönigin geheiratet —"

„Nun ja, da hast du's — aber zum Glück wollte nur sie, und ich kam davon."

„Das ist alles gut ... Du bist ja auch jetzt auf dem besten Wege, wie ich höre, in Deutschland ein politischer Parteiführer zu werden —"

Paul Eberstein lächelte. „Und ich hoffe auch dabei nicht ins Gras zu beißen, obgleich das anders ins Mark geht, als Naturforschen und wilde Königinnen und wilde Spekulationen. Sieh mich an, ob ich gesund bin. Und ich sage dir, ich habe gerungen und mich geplagt wie einer; aber immer mit Lust ... Und mir ist zu Mute, als könnte ich nun noch ganz andere Berge ersteigen, hohe Wolkenberge —"

„Aber die Luftschlösser nicht!"

Paul Eberstein stand auf, legte dem Doktor eine Hand auf die Schulter und sagte langsam, mit einem liebenswürdig feierlichen, etwas geheimnisvollen Lächeln: „Man muß es nur versuchen, lieber Doktor Riegler. Es gibt verschiedene Menschen. Einige können das Allernächste, Wirklichste nicht fassen, es zergeht ihnen wie Luft; andere haben so einen gewissen magnetischen Zauber in der Hand, sie strecken sie nach Luftschlössern aus und zwingen diese lockeren, flüchtigen Geschöpfe, näher, näher zu kommen, sich zusammenzuballen, handgreiflich, körperlich zu werden, bis sie endlich in die Hand hineinwachsen, ganz fest und wirklich, da sind sie!"

Er hatte Rieglers Hand ergriffen, als wäre sie so ein Luftschloß, und hielt sie wie mit eisernen Fingern fest. Der Doktor hielt ruhig still und starrte ihn an, bei sich verwundert, wie ein gebildeter Mensch solche Muskeln haben könne. In diesem Augenblick trat die Fürstin Raffaela aus der offenen Thür ihres Salons auf den Balkon hinaus, auf dem das schwarze Kätzchen kauerte und schnurrte. Sie hatte die Stimmen gehört, und um ihren eigenen Gedanken zu entgehen, kam sie, zu sehen, wer da unten spräche. Neben ihrem guten Doktor Riegler bemerkte sie den Fremden, dessen vor-

nehme Erscheinung ihr neben der etwas kümmerlichen und unfreien Gestalt des Doktors auffiel. Von den beiden Männern ward sie nicht gesehen, sie wendeten ihr fast den Rücken zu. Der Fremde kehrte langsam auf seinen Platz an dem Tischchen zurück und fuhr fort zu sprechen. Die angenehme Stimme fesselte sie, und bald auch die Worte; sie blieb stehen und horchte.

„Luftschloß ... Ich male mir gleich so ein Luftschloß hin," sagte Paul behaglich. „Sie hat auch eine Villa am Posilipp, bei Neapel, sagst du — ich wußte es übrigens; eine von den schönsten. Da sitze ich also auf dem braungelben Felsen über dem blauen Meer, unter einer Palme. Das Meer rauscht so friedlich und menschenfreundlich herauf, die Insel Capri dämmert wie ein Traum herüber, von der anderen Seite der ernste Herr, der Vesuv. Allerlei Blumen duften mit Gewalt, oben von der Straße her singen sie zur Guitarre oder Mandoline das alte „Santa Lucia". Mir wird etwas einsam zu Mute, ich sehne mich — nun, da kommt sie schon. Auf einmal berührt mich jemand hinten an der Schulter, sie ist es. Mit Korallen geschmückt wie eine schöne kleine Nixe steht sie da. ‚Lieber Herr Eberstein, ich kann nicht länger schweigen! Ich liebe Sie, ich will Frau Eberstein werden, wenn Sie es denn wünschen!'"

„Du bist wirklich verrückt!" sagte Riegler und warf sich auf einen Stuhl.

„Spricht dieser Mensch von m i r?" dachte Raffaela. Es schien ihr unmöglich — doch wie kam er denn auf die Villa am Posilipp? — — Sie setzte sich leise auf ein Sesselchen und fuhr fort, zu horchen.

„Oder sie sagt auch gar nichts," fing Paul Eberstein nach einem kurzen Nachdenken wieder an. „Sie nimmt mich stumm bei der Hand und führt mich ins Haus. Da steht ein halbes Dutzend Diwans an den Wänden umher. ‚Sehen Sie her!' sagt sie mit der Silberstimme. ‚Ich hab' einmal gehört, Herr Eberstein, was Ihr Ideal von Gesellschaft ist: ein halb Dutzend Menschen, die sich gut verstehen, die gute Kameraden sind und die jeder auf seinem Diwan ausgestreckt guten Wein trinken und plaudern; nebenan ist eine unsichtbare, reizende Musik, die sie langsam einschläfert, denn die Nacht geht hin. Wenn dann einer müde wird, so braucht er nicht aufzustehen, ernüchtert und langweilig gute Nacht zu sagen, seinen Ueberzieher zu suchen und nach Hause zu gehen: er darf selig einschlummern, zwei schwarze Diener kommen — es können auch

weiße sein — und tragen ihn sanft auf seinem Diwan in sein Zimmer hinaus, denn für jeden ist ein Schlafzimmer bereit, das ihn erwartet. So wandert der Glückliche aus der Lust des Lebens in die Lust des Schlafes ohne prosaische Unterbrechung hinüber; und so wie er, einer nach dem anderen . . . Dieses Ihr Ideal, lieber Eberstein, ward noch nie verwirklicht, weil noch keine Hausfrau so poetisch war, oder so gastfreundlich, oder — Ihnen so gut. Heute, bei mir, sollen Sie's erleben, und daran sollen Sie sehen, ich bin Ihnen so gut!'"

Raffaela auf ihrem Horcherſesselchen mußte lächeln. „Wer ist denn dieser Träumer?" dachte sie.

„Du hast wenigstens Phantasie, das muß ich sagen," erwiderte Doktor Riegler. „Uebrigens nimm dich in acht. Wenn meine stolze Fürstin jemals merken sollte, wie du von ihr phantasierst —"

„Sie sprechen wirklich von mir!" dachte Raffaela überrascht, empört. Sie stand auf.

Paul Eberstein lächelte. „Laß das gut sein, mein lieber Ernst; — ich habe dir übrigens noch nie gesagt, daß deine halb deutsche, halb italienische Prinzessin mir doch nicht so ganz fremd ist. Ich hatte allerdings noch nicht die Ehre, ihr Gesicht zu sehen; aber den verstorbenen Grafen, ihren deutschen Vater, hab' ich sehr gut gekannt —"

„Du?" fragte Riegler erstaunt.

„Dieser Mensch?" dachte Raffaela. Vor Ueberraschung machte sie eine Bewegung, daß ihr Kleid über den Boden rauschte.

„Ja," antwortete Eberstein; „wir waren Freunde, und ich hätte ihr auch einiges zu sagen —"

In diesem Augenblick ward ihm das Geräusch auf dem Balkon bewußt; er wendete den Kopf und sah Raffaela. Auch Riegler sah hin und zog erschrocken seinen Hut herunter. Die Fürstin errötete.

Um zu verbergen, daß sie gehorcht hatte, trat sie rasch bis an die Brüstung vor, wie wenn sie eben aus ihren Gemächern käme, und begrüßte den Doktor mit einer freundlichen Bewegung. „Ihr Gast ist also gekommen, wie ich sehe," sagte sie.

Paul verneigte sich. „Darf ich ihn von hier aus vorstellen, Frau Fürstin?" fragte Riegler. Sie lächelte und nickte. „Herr Eberstein," sagte er, „mein alter Freund, mein Gönner und Beschützer. Auch ein Freund des Herrn Grafen —"

„Ah!“ sagte sie, als hätte sie etwas völlig Neues gehört. „So freue ich mich doppelt, Sie zu sehen; wollen Sie eintreten, mein Herr! — Haben Sie die Güte, Herr Doktor, ihn in den Salon zu führen!“

Sie wollte eben zurücktreten; das Kätzchen war auf die Brüstung gesprungen und strebte an der Fürstin hinauf; darüber fiel ihr die Rose des alten Grabow von der Brust und in den Garten hinab. Sie nahm das zudringliche Kätzchen mit italienischer Zärtlichkeit auf den Arm und ging in den Salon.

„Ist sie nicht entzückend, Paul?“ fragte der Doktor begeistert.

Paul antwortete nicht auf diese Frage.

„Ich werde ihr also zunächst etwas mitteilen,“ sagte er, „das ihren Vater betrifft — das wird schnell gethan sein. Es bleibt dabei, daß wir zum Wasserfall fahren; ich denke, zum Diner oder gegen Abend kommen wir zurück. Willst du mittlerweile nach meinem Wagen sehen?“

„Ich habe ausspannen lassen —“

„So laß wieder einspannen, Alter — und erwarte mich. Ich komme gleich; ich möchte nur gern einige Worte mit ihr allein — —“

„Wie du willst!“ sagte Riegler. „Aber ist sie nicht reizend, Paul? — Was hat sie denn da verloren?“

Paul blickte hin. „Sieh da!“ sagte er. „Eine Rose fiel von ihrer Brust.“

Riegler hob sie auf. Er betrachtete sie in stiller Schwärmerei und wiederholte: „Eine Rose fiel von ihrer Brust . . . Das klingt ja wie ein Gedicht. Bei Gott, es ist das geborene Gedicht. Die Blume, die von ihrem Herzen fiel . . . Die Blume bin ich!“ setzte er elegisch lächelnd hinzu.

„Natürlich. — Also du sorgst für den Wagen?“

Riegler, der in Sinnen versunken etwas vor sich hinmurmelte, nickte träumerisch: „Und ich erwarte dich!“ Damit ging er gegen die Schloßecke, nach dem Stalle zu. Er blieb aber wieder stehen, wie ein Mensch, dessen Körper ruhen muß, damit das Gehirn in seiner stillen, von Zelle zu Zelle springenden Arbeit nicht gestört werde, und sich zu Paul zurückwendend, mit einem närrischen Lächeln, das sich allmählich in tiefsten Ernst verlor, ließ er folgende Verse einzeln, wie sie ihm kamen, in die Luft hinausgleiten:

„Meine Liebe wagt es, hoch zu fliegen,
Einer Göttin sich ans Herz zu schmiegen,

Dort zu blüh'n in stiller Blumenluft.
Aber ach, der Schnee der stolzen Höhe
Duldet nicht so dreister Blumen Nähe;
Eine Rose fiel von ihrer Brust!"

„Entschuldige," setzte er hinzu, „ich bin Lyriker". Dann sagte er mit weicher Stimme: „Ich lasse anspannen, Paul!" und verschwand um die Ecke.

IV.

Paul Eberstein sah ihm erheitert nach; als er dann eben über die Schwelle treten wollte, um zur Fürstin hinaufzugehen, kam Fürst Alexander an Onegins Arm aus dem Garten her. Der Fürst schien müde und schläfrig; seine Augen waren wirklich zur Hälfte geschlossen, die feine Gestalt erschlafft, er verriet in diesem Augenblicke nicht den verzweifelten „Liebhaber", der vor einer halben Stunde die Fürstin Raffaela so schwer bedrängt und erschreckt hatte. Onegin aber sah sehr zufrieden aus. Bei einem gleichgültigen, halben Blick auf Eberstein täuschte sich der Fürst, hielt ihn für den Doktor und grüßte leichthin mit der Hand. Eberstein kehrte um und ging ihm entgegen, um sich vorzustellen. „Ah!" sagte der Fürst und lächelte verbindlich über seinen Irrtum. Doch während er noch einige höfliche Worte sprach, warf er Onegin einen kaum wahrnehmbaren Blick zu, der zu sagen schien: wie entrinnen wir, damit ich jetzt meine Ruhe habe? Onegin begrüßte den Fremden mit besonderer Höflichkeit und setzte dann hinzu: „Sie werden uns für den Augenblick freundlich entschuldigen, mein Herr. Geschäfte, dringende Geschäfte rufen Seine Durchlaucht."

Eberstein verneigte sich. „Ich wünsche gewiß nicht zu stören —"

„Ja, so ist es," sagte der Fürst. „Dringende Geschäfte. Ich hoffe Sie bei Tische als unseren Gast zu sehen. Au revoir!"

Er trat ins Haus, Onegin folgte. Eberstein sah ihnen nach, dachte an die schöne, junge Fürstin und schüttelte den Kopf.

Nachdenklich ging er hinterdrein — ob das dringende Geschäft ist, dachte er, einen Schlaf zu thun? — und stieg die Treppe hinauf. Als er in den Salon kam, wo die Fürstin ihn erwartete, überraschte ihn die rosige Dämmerung, in die

er eintrat. Blaßrote Vorhänge verdeckten die Fenster vollständig und auch die offene Thür; ein leiser Luftzug spielte hier mit dem Vorhang, der sich zuweilen langsam und geräuschlos hin und her bewegte. Trotz des sonnenhellen Tages war das Gemach wie in tiefem Schatten, da die Wände fast überall mit dunklen Stoffen, mit Teppichen oder Gobelins bedeckt waren; auch auf dem Fußboden lag ein schwerer Teppich. Die Fürstin traute offenbar dem deutschen Sommer nicht, sie schien ihn für einen verkappten Winter zu halten, als der er denn auch oft wochenlang die Dächer mit kalten Regengüssen beschüttet und die Mauern durchfröstelt. Niedrige, weiche Sessel, mit edlen Stoffen überzogen oder beworfen, standen überall umher; antike Kunstwerke und orientalische Seltsamkeiten mischten sich in bunter Gesellschaft auf Etageren und in allen Ecken, von Palmen und anderen vornehmen Blattpflanzen überschattet. Wie eine Prinzessin aus dem Morgenlande saß die kleine Fürstin in dieser Dämmerung da, mit dem südlichen Gesicht und den großen dunklen Augen, die so gern zu träumen schienen. Sie begrüßte den Eintretenden zuerst ohne Wärme, doch mehr befangen als kühl; bei seinem Anblick fiel ihr die dreiste Phantasie vom Posilipp wieder ein. Dann stand sie aber mit einer plötzlichen, raschen Bewegung auf und reichte ihm die Hand. „Sie waren ein Freund meines Vaters," sagte sie, „wie ich vorhin hörte. Seien Sie willkommen!"

„Ja," entgegnete er, „in dem großen Kriegsjahre siebzig, als wir nach Paris zogen, hab' ich ihn gekannt. Aus patriotischer Begeisterung, wie Sie wissen werden, kehrte er damals zur Armee zurück, in der er früher gedient hatte; er war mein Hauptmann, ich, ein junger, ausgedienter ‚Freiwilliger', war einer seiner Lieutenants. Ich war begeistert wie er — nun, und kurz, er gewann mich lieb. Wir wurden zusammen verwundet, kamen in dasselbe Lazareth, lagen nebeneinander —"

„Was sagen Sie?" rief die Fürstin plötzlich aus, die sich lebhaft vorgebeugt hatte, und griff nach seinem Arm.

Mit einem etwas verlegenen, reizenden Lächeln zog sie darauf ihre Hand zurück. „Verzeihen Sie," sagte sie, „die sogenannte ‚südliche Lebhaftigkeit' reißt mich noch zuweilen fort ... Also Sie, Sie wären jener — edle junge Mensch, den mein Vater so lieb hatte; der, obgleich selber verwundet, ihn wie ein Bruder pflegte; Sie — Sie —"

„Nun ja, ich," erwiderte Eberstein lächelnd. „Aber eines besonderen Edelmutes bin ich mir nicht bewußt."

„Reden Sie nicht so," fiel sie ihm ins Wort. „Er hat Sie immer nur seinen ‚teuren Paul' genannt, wenn er von Ihnen sprach; er hat Sie väterlich geliebt bis an seinen Tod. Und es war sein Kummer, daß Sie dann so weit draußen in der Welt waren, daß er Sie nicht mehr wiedersehen sollte..."

Mit einer sichtbaren Anstrengung und leiser fuhr sie fort: „Sie also sind jener „Paul", der damals so — wunderbar in mein Leben eingriff, der ihn bewog, seine Tochter nicht länger zu verleugnen."

„Wie! Sie wissen das?" fragte Paul überrascht.

„Erst Jahre danach hat er mir's erzählt, in einer stillen Stunde... Und dieser Mann sitzt nun auf einmal vor mir da — so unerwartet... Was für ein Geschick!"

„Es überrascht und — ergreift auch mich," erwiderte Paul. „Aber sagen Sie nicht, daß ich ihn ‚bewog'; ich war nur, sozusagen, die lautgewordene Stimme seines Herzens, die ihm schon lange im stillen zu schaffen machte, die die Erlebnisse dieses großen, wunderbaren Krieges in ihm aufgeweckt hatten... Eines Abends — er lag noch, ich war schon fast genesen, saß an seinem Bette — da übermannte es ihn; er nahm meine Hand, und ohne sie loszulassen, erzählte er mir mit gedämpfter Stimme, daß er in Neapel eine Tochter habe — von geringer Herkunft; daß er bisher, aus einem vielleicht falschen Gefühle, sie verleugnet habe, daß er aber jetzt so viel, so oft an sie denken müsse — — nun, und was man unter Männern bei so einer Beichte sagt. Ich, ein Idealist (er lächelte), ich antwortete ihm, als er ausgesprochen hatte: ‚Wäre ich Sie, Herr Graf, so führe ich nach Neapel, wenn der Krieg aus und die Wunde heil ist, und nähme mein Kind zu mir, vor aller Welt — als Comtesse Raffaela — und wäre dann ein glücklicher Vater bis an mein seliges Ende.' Er drückte mir die Hand, sagte aber nichts. Endlich schlief er ein. Den anderen Morgen erklärte er mir in seiner kurzen Art, daß er mich herzlich lieb habe. Sein Gesicht verklärte sich sonderbar, so oft er mich dann ansah — nun, und er ward gesund. Es kam dann der Friedensschluß und der Abschied zwischen ihm und mir. Da umarmte er mich und sagte: ‚Ich gehe nach Neapel — Sie haben recht — Adieu!' — Das ist alles, was ich davon zu erzählen habe. Er ging nach Neapel und Sie — — fanden einen Vater — ich hab' ihn nie mehr gesehen!"

Raffaela betrachtete ihren Gast eine Weile still mit zurückgehaltenem Gefühl. „Aber er war Ihnen dankbar," sagte

sie dann, „bis an seinen Tod. Ja, und ich mit ihm ... Ich habe so oft, so oft an Sie gedacht ... Und nun lernte ich Sie hier kennen, ohne es zu wissen!"

„Sie hatten wohl nie meinen Familiennamen ‚Eberstein' gehört?"

„Doch, ich hatte ihn gehört, gewiß!" antwortete sie mit einem liebenswürdigen Erröten. „Aber für Namen hab' ich ein so trauriges Gedächtnis; ich vergesse so leicht! — Und Ihr Freund, Doktor Riegler, warum hat der mir nicht erzählt, daß Sie mich schon kannten?"

„Sollte ich ihm erzählen, daß Sie durch mich — Ihren Vater fanden? Um das nie zu verraten, hab' ich lieber zu keinem Menschen von Ihrem Vater gesprochen ..." Er setzte lächelnd hinzu: „Es gibt kein besseres Mittel, nicht zu viel zu sagen, als — schweigen! — Erst jetzt — heute — da ich zu Ihnen kam —"

„Sie gingen aber weiter," unterbrach sie ihn. „Sie schlugen auch aus, was mein Vater als Zeichen seiner Dankbarkeit und seiner Freundschaft Ihnen hinterlassen wollte. O, ich weiß auch das; er wollte Ihnen seine Villa am Posilipp vermachen —"

„Die Villa am Posilipp," sagte Paul Eberstein, unwillkürlich lächelnd. „Verzeihen Sie, ich hatte einen gewissen — — wie nenn' ich es — einen Bürgerstolz. Ich sträube mich durchaus nicht gegen Besitz, o nein; aber ich wollt' ihn nur mir selbst verdanken ... Nur das Medaillon nahm ich an, das er mir noch schickte, als er zuletzt an mich schrieb — das Medaillon mit seinem Bilde — und eben dieses Medaillon ist jetzt mit der Anlaß, daß ich den Wunsch hatte, Sie zu sehen. Vor einiger Zeit löste sich etwas innen im Medaillon, das Bild fiel heraus, und dahinter erschien nun noch ein zweites Bild, das ich nie bemerkt hatte. Offenbar Ihrer Mutter Bild. Auch Ihre Mutter lebt nicht mehr, wie man mir gesagt hat. Vielleicht wäre Ihnen ihr Bild nun ein wertvoller Besitz. Gestatten Sie mir, es Ihnen zurückzugeben — aber das andere, das Ihres Vaters, müssen Sie mir lassen."

Er hatte ein Etui hervorgezogen und geöffnet, und nahm nun das Bild, von dem er sprach, heraus. Es war das Brustbild einer jungen Frau von entschieden italienischem Charakter, der Fürstin Raffaela ähnlich, aber ohne deren zarte Farben und aristokratischen Ausdruck, in einem schlichten, dunklen Kleide, ein farbiges Tuch um den Kopf. Raffaela nahm es ihm zögernd

aus der Hand, dann sagte sie weich: „O, ich danke Ihnen.“ Sie stand auf und trat näher an die Thür, um das Bild im hereinfallenden Lichte besser zu betrachten. Eine lange Zeit sah sie es schweigend an. Dann wiederholte sie: „Ich danke Ihnen sehr. Ich nehme es an. Ich kann Ihnen sagen, es war eine gute, arme, rechtschaffene Frau — die ich lieben darf . . . Ich werde Ihnen für das Bild immer dankbar sein.“ Endlich legte sie es auf ein Tischchen, kam zurück und drückte ihm die Hand.

„Wie wunderbar das ist,“ sagte sie dann mit bewegter Stimme. „Also Ihnen verdank' ich eigentlich, daß ich bin, was ich bin.“ Mit einem tief und offenherzig melancholischen Lächeln setzte sie hinzu: „Ich wollte, ich könnte Ihnen dafür ohne Vorbehalt danken.“

„Sie leben auch im Schopenhauer, nicht wahr,“ sagte er nach einem kurzen Schweigen. „Wie — — wie die anderen hier. Sie finden auch, daß das Dasein ein Unglück ist und das Nichtsein besser.“

„Wenn mir einer das Gegenteil bewiese,“ antwortete sie mit der elegischen Miene des absoluten Zweifels, „würde ich's gerne glauben.“

„Beweisen . . . Wie beweist man das, als durch das Leben selbst? Aber erlauben Sie — es thut mir immer in der Seele leid, wenn ich so ein bevorzugtes, edles menschliches Wesen sehe, das — —“

Er brach wieder ab. „Verzeihen Sie, ich wagte nur so zu reden, weil ich für die Tochter meines Freundes fühle wie ein Freund —“

„O, darum bitt' ich Sie,“ sagte sie lebhaft, warm, indem sie sich auf ihren Diwan niederließ. „Und alles, alles, was Sie sagen möchten — alles, ohne Scheu. Sprechen Sie so offen zu mir wie zu meinem Vater.“

„Ich danke Ihnen, Fürstin . . . Ich wollte nur sagen, es geht mir immer zu Herzen, wenn ich so ein bevorzugtes, gesegnetes menschliches Wesen sehe, das dazu geschaffen ist, die Welt zu genießen und zu erfreuen und sein Dasein wie einen Sonnenstrahl drin zurückzulassen; aber die lebensmüden Theorien abwelkender Greise oder verkümmerter Existenzen wachsen ihm über den Kopf, vergiften ihm die Luft, bis es selber welk wird und verzagt und verzichtet! — Ich gehe nicht blind durch die Welt; wie reich an Elend sie ist und aus tragischer Notwendigkeit immer und ewig sein wird, das weiß

ich so gut wie die Empfindsamen — glauben Sie mir. Wenn aber diese Philosophen des Elends mir beweisen wollen, daß ich gar nicht das Recht habe, mich hier wohl zu fühlen, weil mein Leben naturnotwendig mehr Minus als Plus, mehr Plage als Freude habe, so entgegne ich den Herren: ‚Eure Welt ist wohl nicht die meine, oder eure Haut mir zu enge; ich habe noch immer Freude und Lohn und Lust überall gefunden, und meine Tage waren mir nicht zu lang, sondern die Nächte zu früh!‘ Und wenn diese Rechenmeister kommen und mir sagen: ‚Lust‘ und ‚Unlust‘, daraus addiert sich das Leben; allemal gibt es mehr Unlust als Lust, und Lust ist gewöhnlich nichts als Aufhören einer Unlust — wie Essen nach dem Hungern, Ruhe nach der Plage — so empör' ich mich gegen diese kümmerliche Ansicht, diese falsche Rechnung. Hab' ich denn nur ‚Lust‘, wenn ich ‚Unlust‘ hatte? Genieße ich denn die Wärme nur, wenn ich vorher fror? Entzückt mich der Sonnenaufgang oder die Morgenröte nur, wenn die Dunkelheit mich verdrossen hatte? Thut mir ein Glas Wein nur wohl, wenn ich vorher Durst hatte? Im Gegenteil, ich habe fast niemals Durst, aber ein guter Wein, finde ich alle Tage, ist eine Göttergabe! — Und eine schöne Musik? Ein gutes Buch? Eine gute That? Ein edler Anblick, sei es was es auch sei? Ein Morgen im Garten, wie dieser? Eine so angenehme Stimme — verzeihen Sie — wie die Ihrige? Ihre ganze Erscheinung — Ihr Lächeln, indem ich so dreist bin, über Sie zu reden — und daß Sie und ich da sind und über das ‚Weltelend‘ miteinander sprechen und Sie mich so freundlich und liebenswürdig anhören — ist das alles nicht ohne weiteres eine gute Sache? reine Lust, zu leben?“

Etwas befangen lächelnd, erwiderte die Fürstin: „Sie sind genügsam, scheint mir —“

Paul fiel ihr in seinem Eifer ins Wort. „Aber ich hasse noch eins an diesen Rechenmeistern: daß sie immer nur ‚Lust‘ und ‚Unlust‘ wie Soll und Haben gegeneinander stellen — als wäre nicht diese wunderbarste Göttergabe in uns, aus Lust und Unlust tausend gemischte Gefühle ineinander zu schmelzen, die wir nicht hergeben möchten, wenn wir sie auch nicht reine Freude nennen. Seligkeit der Trauer, liebevolle Sehnsucht, Humor des Mißgeschicks, Lachen unter Thränen — oder eine edle Anstrengung, Opfer der Liebe, heroische Begeisterung — ist denn das alles nicht des Lebens wert? Als ich Ihren Vater damals kennen lernte, hatte ein etwas leeres, unthätiges

Dasein ihn müde, schlaff, melancholisch gemacht; aber der Heroismus des Krieges, die große Zeit, die gewaltige Heldentragödie machten wieder einen Jüngling aus ihm. In allem Elend des Sterbens und des Leidens um ihn her fand er, das Leben sei doch ein wertvolles, wunderbares, ja ein köstliches Ding!"

Raffaela nickte, ohne es zu wissen. Die Beredsamkeit und das Feuer des anderen begann sie mit fortzureißen; sie erregte sich, sie legte mit einer reizend fremdartigen Bewegung eine Hand auf die Brust. Dann sah sie ihn an, als bäte sie: Reden Sie nur fort . . .

„Glauben Sie mir, ich hab' viel gesehen," fing er wieder an, „ich habe viel für mich und für die anderen gelitten. Ich bin nicht verzogen, ich kenne die Enttäuschungen und die Bitterkeiten und die ‚Schicksalsschläge' — aber mein Gott, ein guter Amboß fürchtet den Hammer nicht. Nur immer vorwärts, denk' ich, erreichst du nicht das, was du haben wolltest, so erreichst du was anderes, das vielleicht noch mehr wert ist, das nur die Verdrossenen, die Schwächlichen, die Empfindlichen gering schätzen, weil das eigentlich Gewünschte ihnen fehlschlug. Du bist ein Mensch, sag' ich mir, erziehe nur deine Sinne, deinen Geist, deinen ganzen Menschen zur Empfänglichkeit, fort und fort, immer mehr und mehr. Und dann wirst du staunen, wieviel diese verschrieene Welt zu vergeben hat, wieviel Trost und Balsam und Vergeltung da ist — greif nur zu, dann kommt's!"

Raffaela streckte träumerisch lebhaft eine Hand aus, wie um etwas zu fassen. „Greif nur zu, dann kommt's," wiederholte sie vor sich hin. „Ja, ja . . ." Doch wieder in eine gewisse gedrückte Wehmut zurücksinkend, setzte sie hinzu: „Früher wußt' ich wohl auch, was ein frisches, frohes, heiteres Temperament ist. So eines, wie das Ihrige zu sein scheint —"

„Ja, ich kann's nicht leugnen," antwortete Paul und lächelte liebenswürdig. „Ein gutes Sprichwort sagt — ein italienisches, glaub' ich —: ‚So oft man lacht, zieht man einen Nagel aus seinem Sarge.' Dem leb' ich nach! — Auch schien es mir immer gut, mich voraus zu freuen. Ich meine, von zukünftigen guten Dingen zu phantasieren, mich an ihnen zu laben, als hätte ich sie schon — dann aber nicht die Hände in den Schoß zu legen, sondern rastlos und hoffnungsvoll zu ringen, bis ich sie erreichte!"

„Ah! Das ‚Luftschloß' am Posilipp," dachte Raffaela plötzlich. Sie erhob sich und war im Begriffe, aus der Nähe

dieses verwegenen, unheimlichen Menschen — so erschien er ihr in diesem Augenblick — sich zurückzuziehen ... Sie faßte sich und that, als hätte sie nur eine zufällige, gleichgültige Bewegung gemacht; schob ein zu weit vorstehendes Figürchen auf der Etagere neben ihr zurück und setzte sich langsam nieder. Sie sah ihn aber von der Seite etwas mißtrauisch, fast furchtsam an. „Bis Sie es erreichten!“ wiederholte sie.

„Nun,“ sagte er arglos lächelnd, „man träumt wohl auch oft aus Uebermut von Unmöglichem, das man nie erreicht — weil wir gerne träumen!“ — Sie beruhigte sich und nickte heiterer vor sich hin. — — „Träumen ist ja zuweilen auch eine gute Sache; und jedenfalls ist es besser, gute Träume zu haben, als schlechte! Die Pessimisten, die Schwarzdenker, die immer eine Mauer von Sorgen oder Gefahren vor sich aufgebaut sehen, lähmen sich nach und nach selber die Flügel, mit denen sie diese Mauer überfliegen könnten, und bleiben dann vor ihr liegen, wenn sie wirklich da ist. Die angeborene Kraft stirbt in ihnen ab; es geht ihnen wie jenen kleinen Meergeschöpfen, den Ascidien, die in ihrer ersten Jugend frei wie Fische umherschwimmen, dann aber gleichsam den Lebenstrieb einbüßen, verkümmern, Organ um Organ verlieren, bis sie endlich an irgend ein Felsstück anwachsen und nun nichts mehr sind als eine Art von Röhre, die das Wasser bewegt.“

Er hielt lächelnd inne, denn die kleine Fürstin, die ihn bei dieser Schilderung betroffen, fast erschrocken ansah, legte unbewußt die Arme an den Leib und saß wie bewegungslos da, als machte sie es den „Ascidien“ nach. Die neapolitanische Gebärdensprache schien in ihr zu erwachen. Sie wußte nicht, was sie that, und verstand offenbar nicht, warum er lächelte. Er ward wieder ernst.

„Oder es ereignet sich etwas anderes,“ fuhr er, die Fürstin anblickend, fort, „das zwar nicht so trostlos, aber doch auch ein trauriger Anblick ist. Wenn diese Schwarzseher, diese Lebensdulder von edlerem Stoff waren, so verkommen sie nicht — gewiß nicht — aber sie erreichen höchstens, was so vielen guten, feinen Frauen zu teil wird, daß all ihre Energie sich in Ertragen verwandelt, zu jenem passiven Heroismus auswächst, der nur noch entsagen, dulden, sich aufopfern kann — und auf Glück verzichtet. Das ist rührend, o ja. Es ist oft ergreifend lieblich anzusehen und geht tief zu Herzen — aber es ist doch halber Tod. Seh' ich so eine stille, edle Selbstvernichtung, möcht' ich immer hineinrufen: Heraus aus

dem engen Kleid, aus dem Nessushemd! — Greif nur zu, dann kommt's! Laß dich nicht zusammendrücken, laß dich nicht verblüffen; das Leben ist doch eine gute Sache!"

Plötzlich rief Raffaela aus: „O, Sie haben recht! — O, Sie haben recht!"

Sie hob den Arm und machte, wie Grabow es vorhin im Garten versucht hatte, mit der rechten Hand an der Oberlippe eine kurze, ruckweise Drehung; darauf hielt sie inne.

„Erlauben Sie, was war das?" fragte Paul verwundert.

Sie errötete. „Diese Gebärde? Die entfuhr mir so . . . Pardon. Auf einmal fühlte ich mich — wie in der Jugendzeit, und das neapolitanische Blut fuhr mir in die Finger."

„Ah! Die neapolitanische Gebärdensprache," sagte er heiter, herzlich. „Nur versteh' ich nicht —"

„Was das sagen wollte? Eben dasselbe, was Sie eben sagten: ‚Eine gute Sache!' Ja, ja, ja," rief sie ohne Rückhalt, in kindlicher Freude aus, „das Leben ist doch eine gute Sache; ja, Sie haben recht."

„Sie machen mich glücklich, Fürstin, daß Sie mir das sagen —"

„Ich Sie? O nein, nein . . . Sie machen mich glücklich; Sie wecken mich wieder auf — Sie ahnen nicht, wie mir ist. Alle die Jahre her — nie hat ein Mensch so zu mir gesprochen. Auch mein Vater nicht. Es waren immer so müde, blasierte, gleichgültige Menschen um mich her — oder keine Menschen. Sie aber mußten kommen und — —"

Sie stand auf, von einer nicht mehr zu hemmenden, freudigen Unruhe ergriffen, die er in solchem Uebermaße nicht erwartet, nicht geahnt hatte, und ging auf ihren leichten Füßen durch das Zimmer hin. Ihre Augen waren wie neu belebt, ihre Wangen glühten. Sie schlug den Vorhang zurück, der die Thür verdeckte, und sah in den Sonnenschein, in die Luft hinaus. Der leichte Wind bewegte das lockige Haar auf der bleichen Stirne, sie warf die Locken zurück, fuhr mit der Hand über ihr Gesicht und fing an zu lächeln. „Ja, ja, ja," murmelte sie mehrmals vor sich hin . . . Endlich kam sie zurück. Er war auch aufgestanden, sie blieb vor ihm stehen. „Ja," sagte sie, „auf einmal stehen Sie da und reden das alles wie aus einer anderen Welt, und zu jedem Ihrer Worte sagt etwas ‚Ja' in mir — lächelt etwas in mir — etwas, das wie tot war — — und doch bin ich's ja selbst! Ich, ich, die Raffaela von Neapel — die also doch nicht tot ist! —

die Raffaela von Piedigrotta, die noch keinen Schopenhauer, keine Philosophie, keine Russen und keine Nihilisten kannte, die noch zufrieden und glücklich war, ohne zu wissen warum; die noch keine ‚Bildung' hatte —" sie streckte lächelnd einen Daumen vor — „o, nicht so viel Bildung! Die mit ihren Kameradinnen um die Wette lachte, ganz, ganz unbekümmert, ob das dumm oder gescheit war ... Ja, die haben Sie aufgeweckt und sie lebt, sie lebt noch! —" Wie um gewiß zu fühlen, daß sie lebte, legte sie eine Hand ans Herz, an den Kopf, und vor Bewegung begann die weiche Stimme ihr zu zittern. „Und es ist mir wie ein Traum, wie ein Rausch," setzte sie hinzu, „daß sie doch noch lebt. Und daß Sie ihr den Mut machen, zu leben ..." Sie ergriff seine Hand. „O, wie gut ist das, was Sie da gethan haben, wie dank' ich Ihnen — wie von ganzem Herzen!"

Er war so überrascht und gerührt, ihm versagten die Worte. „Verzeihen Sie," brachte er endlich mit Mühe heraus, „ich bin — wie betäubt; ich bin sehr ergriffen ... Aber doch muß ich lächeln, daß Sie mir so danken. Was hab' ich denn gesagt, als meine persönliche Meinung —"

„Sie haben mir gesagt, was ich nicht mehr den Mut hatte zu fühlen und zu denken; nun hab' ich wieder den Mut und bin wieder jung, ist das nicht genug?"

„Freilich ... Es könnte mich stolz machen, das zu hören, Fürstin —"

Sie unterbrach ihn mit einer lebhaft abwehrenden Gebärde. „Nein, nein, jetzt nicht ‚Fürstin', sagen Sie das jetzt nicht. In diesem Augenblick bin ich gar nicht Fürstin, will es auch nicht sein!" Sie warf diesen Titel gleichsam mit beiden Armen von sich fort. „Ich will wieder in Neapel sein, in Piedigrotta — die Raffaelina — meiner Mutter Kind. Als ich noch niemand ‚Vater' nannte, als den alten Grabow — den alten Mann da im Hause, den Sie vielleicht schon sahen, der mein Beschützer, mein Freund war, der als ein armer, eingewanderter deutscher Gärtner über uns unterm Dach lebte — und weil er meine Mutter rührend, ohne Hoffnung, unerschütterlich lieb hatte, liebte er auch mich ... Bis mein Vater kam — von Ihnen, von Frankreich her — und ich mir bewußt ward (sie lächelte herb), daß ich eigentlich vornehm sei, eines Grafen Kind. Und ich sah mich nun auf einmal in Samt und Seide, mit Juwelen behängt, und stand dabei, wie mein stolzer Vater neben meiner Mutter vor

dem Priester kniete und die Ringe tauschte — alles um meinetwillen. Und die unbekannte Raffaelina von Piedigrotta zog als eine junge, deutsche Gräfin in die Welt hinaus! — —" Sie sah vor sich hin, auf den Teppich, mit einem schmerzlichen Zucken um die erglühten Lippen. „Wär' ich die Raffaelina geblieben, denke ich zuweilen ... Da kamen dann die tiefsinnigen Bücher, die ich lesen sollte, und die vornehmen Herren, die ich heiraten sollte, und ich verstand von den einen so wenig wie von den anderen, und so heiratete ich den, der am vornehmsten aussah und am feinsten sprach — und heiratete mit ihm Schopenhauers Werke. Doch nein, ich will nicht ungerecht gegen ihn sein; er war ein ritterliches Herz, für mich voll Hingebung und Treue, und um seiner inneren Reinheit willen sagte mir mein Vater: ‚Nimm ihn, in unserer Welt findet eine junge Schwärmerin wie du schwerlich einen Besseren' ... Ja, er war auch gut — aber melancholisch, träg und gleichgültig und einsam lebte er so dahin, mit seinem gedruckten Orakel, nach dessen Lehre er den ‚Willen zum Leben' immer mehr ‚verneinte'. Und so nach und nach, in seiner öden Luft, in den langen Jahren ward ich so, wie ich bin —"

„Nach des Meisters Lehre —"

„O nicht auf einmal, nein!" rief sie aus. „Auch nicht ohne Thränen," setzte sie hinzu, indem sie nach neapolitanischer Art einen Finger aufs Auge legte, „und mit vielen Schmerzen — —" und ausdrucksvoll legte sie denselben Finger der Länge nach in den Mund und drückte die kleinen Zähne hinein. „Aber die russische Luft und die Philosophie ... O mein Herr! Ich verlernte alles! Ich verlernte zu wollen, ich verlernte zu leben; auch die Gebärdensprache (sie lächelte ein wenig) — alles, alles, alles. Und mir fehlte nicht viel, so eine — wie sagten Sie, wie hieß dieses traurige Geschöpf — so eine Ascidie zu werden ... Aber ich will es nicht! Nein! nein, nein! Seit Sie so zu mir gesprochen haben, will ich es nicht mehr! — — Ach," fuhr sie fort, indem sie fast kindlich schüchtern zu ihm aufblickte, „ach, wenn Sie — — mein Wille ist schwach, aber er ist gut. Ich bin immer das, was die Stärkeren, die Menschen, die ich lieb habe, was die aus mir machen; aber der beste kann auch das beste aus mir machen. Wenn ich einen wahren Freund hätte, der mir helfen wollte, ich würde wieder wollen lernen, würde wieder leben!"

Paul betrachtete diese holde Frau mit immer tieferer Teilnahme, mit einem Gefühl, das ihm die Brust schon etwas beengte, das sie plötzlich erwärmte. Nach einem unbewußten Zaudern sagte er: „Darf ich wie so ein wahrer Freund zu Ihnen sprechen?" — Sie nickte herzlich und bittend. — „Darf ich Ihnen raten?"

„Ja," sagte sie. „Ich habe ein Vertrauen zu Ihnen, wie zu keinem Menschen. Sie haben mir die Augen geöffnet und das Herz befreit, wie damals meinem Vater. Raten Sie mir, sagen Sie mir, was soll ich thun?"

„Verlassen Sie diese — Luft, in der Sie leben. Wer mit den Lahmen lebt, lernt hinken, sagt ein anderes Sprichwort. Wer nicht in seinem Elemente lebt, wird welk, träg und schläfrig. Verzeihen Sie, wenn ich ein etwas unedles Bild gebrauche, das mir eben einfällt; ich habe zuweilen den Enten zugesehen, wie schwerfällig, altmütterlich und leblos sie auf dem Lande hockten; sobald sie ins Wasser kamen — und wenn's eine Pfütze war — so wurden sie andere Wesen, jede Bewegung feurig, plötzlich. Alles Jugend und Leben. Glauben Sie mir, den Menschen geht es nicht anders ... Kurz, wenn Sie den Mut hätten, der Fürstin-Schwiegermutter zu sagen: ‚Ich will nach Neapel zurück, in meine Villa —'"

Sie nickte.

„Aber allein — ohne euch — —"

Sie nickte wieder. Doch auf einmal erschrak sie sehr, da ihr alles Vergessene wieder einfiel. Fürst Alexander und sein Revolver standen ihr vor den Augen ... Sie legte den Finger, wie vorhin, zwischen die Zähne. „O mein Gott!" dachte sie.

Paul blickte auf den kleinen, feinen Finger, den die Zähne drückten, und begriff, daß es hier übel stand. „Wie sagte Ernst?" dachte er. „Sie wird sich heiraten lassen ..." Ein widerwärtiges Gefühl durchfuhr ihn. Indessen, da die Fürstin mit einem rührenden Ausdruck von Hilflosigkeit, der ihn entwaffnen mußte, zu ihm aufsah, so nahm er sich zusammen und ging dem Feinde, den er witterte, geradewegs entgegen. „Verzeihen Sie," sagte er, „wenn ich offen bin, wenn ich sogleich Ihr ganzes Vertrauen in Anspruch nehme. Sie fühlen sich nicht frei, wie es scheint ... Der Fürst Alexander wirbt um Sie, nicht wahr? Also — wenn Sie sich schon gebunden hätten —"

„Nein, nein!“ rief sie aus, indem sie den Zeigefinger verneinend schüttelte. Mit einer angstvollen Gebärde setzte sie hinzu: „Nicht gebunden; sagen Sie das nicht! — Aber nicht frei ... Ich weiß nicht — Verachten Sie mich nicht! Heute morgen — — da unten im Garten stand er; vor meinen Augen wollte er sich töten. Wie beschämend für mich, Ihnen das zu sagen; ich — — ich riß ihm den Revolver fort; aber ich war schwach; sollt' ich ihn sterben sehen ... Nein, es ist wahr, ich bin nicht mehr frei! Ich bin gebunden! Es ist aus!“

Sie sank auf einen Sessel.

Paul schwieg eine Weile; dann aber sagte er mit einem ernsthaften Lächeln: „Laß dich nicht verblüffen, ist bekanntlich das elfte Gebot. — Haben Sie den Revolver noch?“

Sie nickte.

„Wollen Sie ihn mir zeigen?“

„Wozu?“ seufzte sie.

„Wollen Sie ihn mir zeigen? — — Oder mache ich zu dreist von Ihrer Erlaubnis Gebrauch, mich Ihren Freund zu nennen und als Freund zu helfen?“

Sie schüttelte den Kopf. Sie stand auf. Mit einem langen Blick von oben bis unten betrachtete sie diesen merkwürdigen Menschen, der so feine Formen und dabei so viel Entschlossenheit, so viel Willen hatte. Und so viel Wärme und Güte in den großen, braunen Augen; so ein unschuldiges Grübchen im Kinn, unter den charaktervollen, festgeschlossenen Lippen ... Sie wurde befangen und sah ihn nicht mehr an. Aber sie sagte leise: „Ich hole ihn. — Ich habe ihn weggelegt —“

Sie ging langsam über den Teppich in ein anderes Zimmer.

„Das ist also diese Fürstin Raffaela,“ dachte Paul, ihr nachblickend. „Das ist also die Frau, die der ‚Lyriker‘ vorhin besang — und ich bin ihr Freund! —“ Es schlug ihm etwas wie eine warme Welle über dem Kopfe zusammen; er sah sehr erstaunt in diesem fremden Gemach umher, dessen Herrin ihn mit ihrer weichen Stimme ihren Freund nannte. „Wundersame Mischung aus Welsch und Deutsch,“ dachte er; „eine feine Mischung ...“

Sie kam schon zurück.

„Da ist der Revolver,“ sagte sie. „Was wollen Sie damit?“

„Wollen Sie ihn mir geben?"

Sie reichte ihm die kleine Waffe etwas unruhig und furchtsam hin. Er hob den wieder zurückgefallenen Vorhang von der offenen Thür, hielt den Revolver in die Luft, nach oben, und drückte ab.

„Um Gottes willen!" rief sie. „Wenn die anderen hören — — der Knall — —"

„Es knallt ja nicht," antwortete er lächelnd. Dann ließ er den Revolver sinken und untersuchte ihn. „Ich dacht' es ja; er ist nicht geladen."

„Nicht geladen?"

„Nein. Der Fürst mag ein unfehlbarer Schütze gegen die anderen sein, wie man mir gesagt hat; aber sich selbst thut er nichts zuleide."

„Dio mio!" rief Raffaela aus.

Er gab ihr den Revolver zurück; sie betrachtete ihn verwirrt, wie etwa ein Vogel sein leeres, ausgenommenes Nest betrachtet.

„Dieser tapfere und kluge Fürst wollte Sie überrumpeln; wollte Ihnen seinen Willen auferlegen, den er also doch noch hatte. Mir scheint nach alledem, Sie sind nicht gebunden, sind frei. Sie können ruhig allein nach Neapel gehen — wenn Sie wollen, Fürstin!"

„O!" sagte sie, vor Empörung glühend, indem sie den Revolver gegen ihre Brust drückte. „Ob ich will? Ja, bei Gott, ich will!" — Dann blickte sie ihn dankbar an und lächelte erregt: „So wahr ich lebe, ich will!"

Sie hörte klopfen, an der äußeren Thür, und rief: „Herein!" Es war der Fürst Alexander, der ins Zimmer trat. Er warf einen etwas verwunderten Blick auf die beiden, die nach einem so langen Gespräche noch beisammen waren, und auf Raffaelas glühendes Gesicht. „Verzeihen Sie, wenn ich so unhöflich bin, Sie zu unterbrechen," sagte er zu Paul gewendet, mit verbindlichem Lächeln, „aber Ihr Freund, Doktor Riegler, der in Ihrem Wagen sitzt, behauptet, schon lange auf Sie zu warten —"

„Ah!" rief Paul überrascht. „Wahrhaftig," dachte er, „den hatte ich in den Tod hinein vergessen!"

Er verneigte sich gegen Raffaela. „Ich empfehle mich also, Frau Fürstin," sagte er, „und fahre zum Wasserfall."

„Leben Sie wohl," erwiderte sie mit äußerer Ruhe, „bis Sie wiederkommen." Doch indem sie, als Zeichen der

Entschlossenheit, eine Hand ans Herz legte, setzte sie mit Beziehung hinzu: „Ich erwarte Sie, und dann hören Sie mehr! Zweifeln Sie nicht!"

Paul verneigte sich noch einmal und ging. Er stand noch in der Thür, als Raffaela zum Fürsten sagte, dem sie fest und kalt in die Augen sah: „Bitte, entschuldige mich jetzt; ich — habe zu schreiben. Uebrigens, daß ich's nicht vergesse, ich hatte noch deinen ungeladenen Revolver. Da ist er!"

Sie gab ihn ihm zurück. Der Fürst starrte verblüfft auf sie, dann auf Paul, der eben langsam die Thür hinter sich schloß und verschwand. Raffaela aber schritt mit einer gewissen zierlichen Majestät zur anderen Thür, ging in ihr Boudoir, und der Fürst blieb mit seinem Revolver allein.

V.

Als der alte Grabow etwa eine Stunde später in den Salon kam, fand er niemand darin, er hörte aber nebenan die Fürstin Raffaela mit sich selber sprechen — was er lange nicht mehr gehört hatte — und vernahm auch einige sonderbare Töne, ein gewisses Klappern, das er gar nicht verstand. Er horchte, wollte dann gehen, als er im Boudoir die Zimmerglocke hörte. Schnell trat er ein. Er sah seine Fürstin an ihrem Schreibtische sitzen, die Feder in der Hand; ihre Wangen glühten, die kleinen Locken waren ihr ins Gesicht gefallen, fast bis auf die Augen. Sie schien nachzudenken, dann schrieb sie weiter, ohne ihn zu bemerken. Während die zierlichen Buchstaben sich geschwind aneinander hängten — der Alte sah andächtig zu — murmelte sie verständlich vor sich hin: „Aber Augen wird sie machen, wenn sie diesen Brief liest . . ."

Um nicht etwa mehr zu hören, als er hören durfte, räusperte er sich langsam und sagte: „Sie befehlen, Donna Raffaela?"

„Sie sind's?" sagte sie, ohne aufzublicken. „Das ist gut; desto besser. Warten Sie ein wenig." Sie versank wieder in ihre Thätigkeit und in ihre Gedanken und schien ihn ganz zu vergessen. Denn nach einiger Zeit murmelte sie wieder: „Ich werde noch einen mildernden, lieblichen Nachsatz machen..." Als sie den gemacht hatte, endete sie mit einem kühnen, langen Federzug; dann atmete sie tief. „Ah, das letzte Wort!" — —

Mit einem etwas zaghaften Lächeln setzte sie hinzu: „Wenn ich's nur auch behalte!"

„Wer ist da?" fragte sie, da Grabow ein Geräusch machte. Sie wendete sich nach ihm um. „Der alte Grabow ... Richtig, Sie waren ja schon da! — — Wo ist Fürstin Olga?"

„Hier oben in ihren Zimmern."

„Sie werden ihr diesen Brief bringen —"

„Der Fürstin?"

„Ja."

„Wie kommt denn das?" dachte Grabow, während sie den Brief schloß. „Von Zimmer zu Zimmer schreibt sie der Alten einen Brief?"

Raffaela stand auf, legte ihm den Brief in die eine Hand, nahm dann seine andere und sagte: „Grabow! Mein alter Grabow! Würde es Sie freuen, wenn Sie mit mir wieder nach Neapel gingen? Nach Piedigrotta und an den Posilipp?"

Er lächelte überrascht. „Na, ich ginge ja mit Ihnen in die Hölle, Donna Raffaela — aber allerdings noch etwas lieber nach Neapel. In das irdische Paradies, in das Land meiner — — meiner Erinnerungen —"

„Sie haben da viel erlebt, Grabow," sagte sie weich, mitfühlend; „auch nicht lauter Glück ..."

„Nun ja," antwortete er, mit den Achseln zuckend. „Das thut ja nichts, man kann viel vertragen. Einige mehr, andere weniger. Mit den Menschen ist es wohl auch wie mit den Pflanzen, denk' ich: die einen können gar nicht ohne Sonne leben, die anderen nehmen auch mit dem Schatten vorlieb, und noch andere — —" Er stockte und fand es nicht, was er sagen wollte. Verlegen wiederholte er: „Und noch andere — —"

„Sie kommen nicht durch, Grabow," sagte sie freundlich lächelnd.

Er ließ den Kopf sinken. „Ich komme wohl nicht durch — bitte um Exküse. — Das weiß ich gewiß, Donna Raffaela, als Sie mir damals schrieben: ‚Kommen Sie zu mir, Grabow, und solange Sie leben, bleiben Sie bei mir' — das war eine Entschädigung für — für sehr vielen Schatten ..." Er machte eine Wendung nach dem Fenster zu, um seine aufsteigende Rührung zu verbergen, und sagte abgebrochen: „Das war gut! Das war gut!"

„Ich denke, es soll noch besser werden, Grabow —"

Der Alte sah auf dem Schreibtische Castagnetten liegen und sah der Fürstin sehr erstaunt ins Gesicht. „Ei! Was ist das? — Ihre Castagnetten. Ihre alten Castagnetten aus Neapel! Die haben ja wohl seit Ewigkeit das Tageslicht nicht gesehen — und mit denen hab' ich Sie wohl vorhin klappern hören —"

Sie lächelte und nickte. „Es kann wohl sein, daß Sie es gehört haben. Mir war auf einmal so — — Lieber, alter Grabow, Sie haben noch den Brief, tragen Sie ihn hin!"

„Sogleich, sogleich," sagte er und ging. Er beguckte diesen sonderbaren, duftenden Brief, als hätte man ihm eines von den Rätseln der Schöpfung in die Hand gegeben, und mit einem fröhlichen Kopfschütteln dachte er: „Mit meiner Fürstin ist etwas vorgegangen . . ." So stolperte er über die Schwelle und war aus der Thür.

Raffaela nahm die Castagnetten in die Hand. „Wenn der Alte wüßte," dachte sie, „daß ich vorhin damit wie ein Kind gespielt und zu ihrer Musik in diesem Zimmer getanzt habe! — Ich glaube, ich bin gar ein wenig verrückt. Ich bin ins Wasser gegangen wie die Enten und schlage nun Purzelbäume und klatsche mit den Flügeln . . . Wenn mich dieser Paul Eberstein so gesehen hätte dieser Mensch, an den ich wahrhaftig bei allem denke, was ich thue — wie würde ihm das gefallen? Was sagte er wohl dazu? — Aber laß mich nur, laß mich an ihn denken, das gibt mir Mut, denn ich bin so feig, so feig — — o, wenn er das wüßte — — Jetzt liest sie meinen Brief. Schreiben, dacht' ich, ist leichter als Reden — wenn sie nun aber gelesen hat und kommt, mit ihren Nachtwandleraugen, mit ihrem gespenstisch-elegisch vorwurfsvollen Gesicht, daß ich davongehen will, ich allein, ich mit meinem Grabow — und dann die anderen dazu — — Ach! Starksein ist schwer! — — Wenn ich mit diesen Dingern klappere, wächst mir vielleicht der Mut . . ."

Sie ließ die Castagnetten im Takt aufeinander schlagen. Doch es dauerte nicht lange, so war ihr, als hörte sie vom Salon her klopfen, und sie brach ab. „Herein!" rief sie, ihre plötzliche Beklommenheit bekämpfend.

Statt der erwarteten „Fürstin-Schwiegermutter" trat Onegin ein, diese derbe, gedrungene, gleichsam etwas Kaltes ausstrahlende Gestalt, die sie gar nicht liebte. „Entschuldigen Sie gütigst," sagte er mit ausgesucht ergebener Höflichkeit, „daß ich mir die Freiheit nehme —"

„Sie sind es?“ unterbrach sie ihn mit einem leichten Zucken ihrer Augenbrauen. „Sie kommen von der Fürstin Olga —“

„Ja, ich war eben bei ihr,“ entgegnete er so harmlos wie möglich.

„Sie haben meinen Brief an sie gelesen —“

„Haben Sie ihr einen Brief geschrieben? Das wußte ich nicht. Ich sah, daß sie ein Billet in der Hand hatte, und um nicht zu stören, ging ich still wieder hinaus.“

Raffaela blickte ihn mißtrauisch zweifelnd an. „Also was — wünschen Sie?“

„Verzeihen Sie, Fürstin; um es kurz zu machen — ich komme, so zu sagen, im Auftrage des Fürsten Alexander, der in einem ganz unsinnigen, verzweifelten Zustand ist — wegen jenes Auftrittes von vorhin, im Garten — und dann im Salon. Er fürchtet, Sie verachten ihn; er ist außer sich —“

„Will er sich wieder das Leben nehmen?“ fiel sie ihm ins Wort. „Ich hoffe nicht!“

„Sie belieben es ironisch zu behandeln — natürlich! — Aber ich glaube, Fürstin, Sie kennen ihn doch noch nicht. Wie sollten Sie auch; man kennt bekanntlich seine Feinde schlecht, seine Freunde falsch und die anderen gar nicht. Sie werden keine pathetische Behandlung der Sache von mir erwarten —“

Sie schüttelte etwas ironisch den Kopf.

„So erlaube ich mir denn nur, Ihnen ganz nüchtern zu sagen: an dem tragikomischen ungeladenen Revolver bin ich schuld —“

„Sie!“

„Ja, ich. Da unten im Garten fand ich den Fürsten heute morgen in einer äußerst ernsthaften Verstimmung; er erklärte mir, dieses elende Leben habe ohne Sie keinen Wert für ihn — — verzeihen Sie, ich bin gleich zu Ende. Da ich ihn so unzweifelhaft, so positiv wie noch nie entschlossen sah, seiner Existenz ein Ende zu machen — und da ich ihm nun einmal bedingungslos und grenzenlos ergeben bin, ich kann es nicht leugnen — und einen so verzweifelten Ausgang seines Lebens doch nicht wünschen konnte — so übermannte mich eine gewisse Aufregung — und kurz, ich beredete ihn, unglücklicherweise, einen letzten Versuch zu machen ... den, welchen er gemacht hat. Sie sehen, was er Ihnen da sagte, war so ernst gemeint wie möglich; die zufällige Neben-

sache war der ungeladene Revolver; nun, und der kam von mir — hier aus dieser Tasche!"

„Hm!" sagte Raffaela. „Das mag alles wahr sein —"

„Ich lüge nie."

„Auch das mag wahr sein," erwiderte sie zweifelnd. „Ich sehe nur nicht ein, was das ändern soll —"

„An Ihrem Nein? Nicht das mindeste. Im Gegenteil, Fürst Alexander fühlt nicht nur Reue, Beschämung — alles was Sie wollen — er verzichtet auch gänzlich und für immer auf jeden Wunsch, jeden Anspruch."

Ueberrascht sah ihm Raffaela ins Gesicht, das ruhig stillhielt, ohne sich zu rühren. Dann stieß sie ein offenherzig zufriedenes „Ah!" aus und atmete auf wie befreit.

„Gänzlich und für immer!" wiederholte Onegin. „Er hat mir soeben erklärt, daß er es allerdings tief empfindet, die letzte Hoffnung heute verscherzt zu haben, daß er sich aber wie ein Mann darein ergibt, daß er Sie nur bitten möchte — vorläufig durch mich — ihm nicht mehr zu zürnen" — — Raffaela schüttelte langsam den Kopf. — „‚Sagen Sie ihr,'" waren seine Worte, „‚daß ich mir gelobt habe, nur noch wie ein Bruder für sie zu fühlen und nur noch schwesterliche Gefühle von ihr zu erwarten, daß ich ihre Freiheit, ihren Frieden respektieren werde wie etwas Heiliges, und daß sie nichts von mir erfahren soll, als Hingebung, Freundschaft, Schutz, Achtung und Vertrauen!'"

„Oh, ich danke ihm," sagte Raffaela in gutherziger Weichheit, fast gerührt.

„‚Wenn sie nur fortfahren will,'" endete Onegin die Rede seines Fürsten, „‚der edle Schutzgeist unseres Hauses, unsere Lebensfreude, unser Glück zu sein, und, da man nun einmal leben muß, mit ihren Getreuen zu leben!'"

Raffaela wurde verlegen, sie errötete. „Aber — ebendas. — — Ich will aber fort. Davon handelt dieser Brief — an die Fürstin Olga —"

„Wie?" sagte Onegin, als hätte sie ihn völlig überrascht — „Sie wollen fort? Also diese unglückliche Uebereilung des Fürsten hat den Brief veranlaßt?"

„Nein," entgegnete sie, immer verlegener. „Das nicht. Durchaus nicht."

„Hat man denn sonst etwas begangen, das Ihnen mißfallen hat?"

„Nein. O nein. Ich will nur — mehr mir selber leben;

mehr nach meiner Art leben — —" sie suchte die Worte — — „die ich hier zu sehr verleugnet — aufgeopfert habe. Die sich wieder regt, wieder ihr Recht haben will — —" Sie hob beide Arme wie zum Fliegen, ohne es zu wissen.

Onegin blickte seitwärts gegen den Salon, als wollte er sagen: „Dieser Herr Eberstein hat sie also dazu angestiftet ..." Er behielt aber seine würdevolle Ruhe, und auf seine Fingernägel blickend erwiderte er: „Verzeihen Sie, Fürstin — vielleicht ist doch noch etwas anderes im Spiele, das Sie aus Zartgefühl, aus Schonung nicht sagen wollen. Ich — — meine ganze Art, meine Persönlichkeit scheint Ihnen leider mehr und mehr zu mißfallen. Bitte, bemühen Sie sich in Ihrer Güte nicht, mir zu widersprechen, ich stelle mich den Thatsachen immer ruhig gegenüber, und ich fühle auch gewöhnlich richtig, weil ich objektiv bin. Ist mein Gefühl in dieser Beziehung richtig — bitte, lassen Sie, keine liebenswürdigen Täuschungen, Fürstin — nun, dann ist leicht geholfen. Ich habe zwar auf dieser alten Seifenblase ‚Erde' nur e i n e n wirklichen Freund, meinen edlen Fürsten, aber es versteht sich von selbst, daß ich mich für ihn opfere. Ich verlasse ihn dann ohne alles Geräusch, damit er und die Fürstin Sie, ihr Glück, behalten; das ist abgemacht, das ist besiegelt — und so ist alles gut!"

„Er ist doch wohl ein guter Mensch," dachte Raffaela. An der Armlehne ihres Sessels zupfend, sagte sie mit Anstrengung weich: „Ich bitte — — Sie quälen mich. Es ist nicht so. Von alledem ist ja nicht die Rede ... Verschiedenheit der Ansichten — der Bedürfnisse, mein' ich — des ganzen Verhältnisses zum Leben —"

„Ist es wirklich nur das? — Aber wenn es nur das ist, Fürstin Raffaela, dann ist ja alles gut. Wenn Sie frisch darauf los leben, ganz wie Sie wünschen, wie es Ihnen zusagt, und durch Ihre positivere, frohere Weltanschauung — die wohl auch ihr Recht hat — die der beiden anderen aufhellen, vergolden, verschönern! Wenn Sie in jedem Sinn die Sonne dieses kleinen Kreises sind und ihn glücklich machen ... Bitte, lassen Sie mir nur noch einige Augenblicke das Wort. Es war Ihnen hier etwas zu still, oder zu leblos, oder zu eng geworden; gut, Sie regen die Flügel, wie es Ihnen gefällt, Sie bewegen sich und die anderen mit! Ihre Wünsche sind maßgebend, Ihr Wille geschieht, das ist selbstverständlich." — Onegin lächelte nach seiner Art. „Vielleicht bekehren Sie

uns noch alle zu Ihrer Weltanschauung — wer weiß — und gründen eine neue Sekte der Zufriedenen! — — Im anderen Falle, wenn Sie fortgehen, wird Fürst Alexander sich nie vergeben, Sie vertrieben zu haben —"

„Aber es ist nicht so," fiel die kleine Fürstin ein, die sich mehr und mehr hilflos, wehrlos fühlte, „er vertreibt mich nicht —"

Onegin hörte nicht, er fuhr unerschütterlich in seinem Gedankengange fort. „Ich meinerseits werde mir nie vergeben, durch mein lästiges Dasein den anderen geschadet zu haben —"

„Aber es ist nicht so," stammelte sie.

„Und Fürstin Olga endlich, diese arme, melancholische Seele, wird leider immer mehr in ihr Traumleben, ihren Spiritismus, in ihr ‚Jenseits' versinken, wird sich der Wirklichkeit mehr und mehr entfremden, bis ihr schon getrübter Geist sich vollständig umnachten wird —"

„Und dann bin ich daran schuld!" rief Raffaela aus, die alle Farbe verlor. „O, wie martern Sie mich!"

„Diese arme, gestörte Seele, die ja schon jetzt von ihren schwarzen Phantasien verfolgt wird, die sich einbildet, von allem möglichen Unglück umschwebt zu sein, und die gerade heute überzeugt ist, daß ihr Sohn, ihr letzter, von Gefahren und Schicksalen aller Art bedroht werde. Wenn Sie nun gehen und der Fürst sich der absoluten Desperation ergibt, so wird die Arme keine ruhige Stunde mehr haben, Tag und Nacht um ihn zittern —"

Raffaela sprang auf und schob ihren Sessel zurück, um vor diesem schrecklichen Menschen, der da saß, zurückzuweichen. „Ich kann Sie nicht mehr hören!" rief sie aus und wehrte ihn gleichsam mit den Händen ab. „Bitte, schweigen Sie . . . Bitte, gehen Sie, gehen Sie!"

„Wie Sie befehlen," sagte er ehrerbietig und stand auf. „Ich bitte sehr um Vergebung . . ." Er trat zurück, um hinauszugehen. Doch hinter der Salonthür rührte sich etwas; jemand klopfte zart, und wie Raffaela richtig fürchtete, trat Fürstin Olga ein, hinter ihr der Fürst. Beide waren pathetisch ernst, traurig, doch, wie es schien, gefaßt; die Fürstin hatte Raffaelas Brief in der linken Hand. Schweigend, langsam wie ein Geist, in melancholischer Feierlichkeit ging sie auf Raffaela zu und blickte ihr mit den „Nachtwandleraugen" in das verstörte Gesicht. Dann nahm sie ihre Hand und legte

sie sich stumm auf die welke Brust und auf die Knochen ihrer Augenhöhlen. Raffaela wußte nicht, was sie sagen sollte, sie kam sich wie von allem Geist verlassen vor und dachte: „O wäre doch dieser Paul Eberstein da, um mir zu helfen!"

„Also das ist dein Wille," sagte die alte Fürstin endlich mit dumpfer, tragischer Stimme. „Ich sehe dich also bald, bald zum letztenmal —"

„Nein, nein," rief Raffaela, machte sich los und trat einen Schritt zurück. „Nein, nein, nein! Ich wollte nur etwas Freiheit haben . . ."

Jetzt sah sie den Fürsten Alexander neben sich auf der anderen Seite. „Du kannst mir also nicht vergeben," flüsterte er feierlich, „was ich heute gethan habe. Da steht Onegin, hat er dir nicht gesagt — —"

„Ja, ja; alles, alles!"

„Und doch kannst du mir nicht verzeihen —"

„Ja, mein Gott, ja," sagte sie laut. „Alles ist verziehen! — Aber wir müssen ja nicht tagtäglich zusammen sein — —"

„Und doch willst du davongehen?" fuhr er leise fort, ohne auf ihre Einwendung zu hören. „Willst diese alte, gute, trübsinnige Frau, deren Licht du warst, gleichsam im Dunklen lassen — und mich, der ich wenigstens eine Schwester hatte, willst du um diesen letzten Trost bringen, der mich noch an das Leben bindet —"

„Nein, ich will ja nicht!" rief Raffaela. „Aber eine Reise — —"

„Doch, doch," fiel die Fürstin mit der Grabesstimme ein und deutete auf den Brief. „Da steht es ja. Du willst nicht mehr unser Stern, unser Täubchen, unser Leben sein; unsere Raffaela will uns verlassen —"

Raffaela ertrug's nicht mehr; sie legte ihre Hände zusammen und schlug sie gegeneinander. „Nein, nein, nein!" rief sie, außer sich. „Ich will's nicht! Will euch nicht verlassen! Macht mich nicht toll, quält mich nicht, es ist aus. Ich bleibe!"

Sie nahm der Fürstin Olga den unglücklichen Brief aus der Hand, riß ihn entzwei und ließ die Stücke auf die Erde fallen. „Seid ihr nun zufrieden? Sagt mir nun nichts mehr; laßt mich, laßt mich, ich bitt' euch!" — Sie legte sich beide Hände auf die Brust, dann warf sie sie ihnen entgegen.

„Da habt ihr mich! Und behaltet mich! Ich bleibe, ewig, ewig, ewig!"

Damit lief sie zwischen Onegin und dem Fürsten vorbei, daß ihnen ihr Kleid gegen die Kniee rauschte, und zur Thür hinaus.

Onegin sah ihr nach und lächelte zufrieden. Etwas später lächelte auch der Fürst, dann die Fürstin-Mutter.

VI.

Es wurde Abend, als Paul Eberstein mit dem guten Doktor Riegler in seinem Wagen nach der Villa zurückkehrte; die Sonne warf lange Schatten und war im Begriffe hinter den nordwestlichen Bergen zu versinken. Die Fahrt war länger gewesen, als Eberstein gedacht hatte; im Wirtshause am Wasserfall hatten sie lange gerastet, ihr verspätetes Mittagsmahl genommen und sich angeschwiegen, denn nach allerlei Gesprächen, deren Faden immer wieder abriß, waren sie ganz verstummt. Der lebhafte Paul war heute der stillere; er saß neben seinem „guten Ernst", dem er einst so viel Großmut zugewendet hatte, und war nicht gegenwärtig; statt dieses treuherzigen, schmalbrüstigen, schlichthaarigen „Lyrikers" schwebte ihm eine kleine, lockige Gestalt mit dem reizendsten Kopfrund vor den Augen und hörte den langen Unterredungen zu, die er mit ihr führte. Zuweilen, wenn er dem plaudernden Doktor in das rote, schweißperlende Gesicht sah, fiel ihm plötzlich ein, wie außerordentlich fein geformt Raffaelas Nase sei, oder wie zart sich ihre Ohren an den Kopf schmiegten; oder er lächelte plötzlich, weil er ihr silbernes, verhaltenes Lachen hörte. Auch hatte er nun erst Zeit, sich die einzelnen Reize dieser Frau zu vergegenwärtigen, die er während jenes ernsten Gespräches nur unbewußt oder zerstreut in sich aufgenommen hatte. „Klassisch schön ist sie nicht," dachte er, „an eine alte Griechin oder Römerin kann man nicht bei ihr denken; wie merkwürdig sie aus Antik und Modern gemischt ist; aber sie ist reizend! — Vielleicht waren die Schönheiten des klassischen Altertums alle nicht so reizend — oder wenn sie's waren, so hatten sie vielleicht weniger Seele, weniger Güte in den

Augen — oder wenn sie's hatten — was geht's mich eigentlich an? Diese Frau ist da, sie lebt — und ich merke, daß ich beständig an sie denke. Am Wasserfall wurde ich närrisch und sagte auf einmal in das Brausen, Rauschen und Donnern hinein: „‚Ich liebe dich . . .‘“ Das galt dieser Fürstin. Der gute Ernst hat es nicht gehört . . . Hat er's gehört, — nun, was thut's. Es ist ein akuter Anfall, und der geht vorüber. Diese Frau verschwindet vermutlich wieder plötzlich aus meinem Leben, wie sie plötzlich drin auftauchte — und mit all ihrer Lieblichkeit und Güte ist sie vielleicht doch nur eine zierliche, reizende, bunte Wetterfahne, hilflos, wie ein Rohr im Wind! Ja, ja, wie ein Rohr im Wind," sang er leise in sich hinein . . . Dann schienen ihn ihre großen, dunklen, schwärmerisch ernsthaften Augen anzublicken, und er drückte sich tiefer in seine Wagenecke; denn sie waren auf der Heimfahrt, ihrem Schlosse entgegen. „Und ich möchte doch schwören," dachte er auf einmal tief bewegt, „sie hat eine starke Seele . . . Wenn sie jetzt neben mir im Wagen säße, statt ihres Vorlesers und Bibliothekars — und wenn irgend ein geflügelter Schicksalsbote auf dem Wagenschlag hockte und mir die Frage stellte: ‚willst du sie heiraten und mit ihr in die Welt hineinfahren?‘ ich glaube, ich besänne mich nicht. Ich sagte: Kutscher, fahr' zu!"

In solchen Gedanken, die zuweilen Doktor Riegler durch eine Bemerkung über die Schönheit des sagenreichen Untersberges oder durch ein Citat aus Schiller unterbrach, kam er endlich im Schatten des Gartens vor dem Schlosse an, denn die Sonne war fort. Es wehte kühl vom Flusse und von den Bergen. Sie stiegen aus; Riegler sprach ein zufriedenes und dankbares Wort über den schönen Tag, und sie gingen dem Schlosse zu. Plötzlich begann Paul das Herz zu klopfen. „Und was wird sie unterdessen gethan haben?" dachte er. „Wie werd' ich sie finden? — Jedenfalls muß ich versuchen, sie allein zu sehen . . ." Sie waren im Hause, auf dem Korridor. Riegler deutete auf sein Zimmer, das am Ende lag. „Wollen wir einstweilen bei mir eintreten?" fragte er. „Das Diner ist längst vorbei; bis man uns zum Abendessen ruft, zeig' ich dir meine Zelle — und ihre Photographie."

„Ich sähe sie eigentlich ebenso gerne selbst," antwortete Paul. „Und da ich ihr noch ein Wort zu sagen habe — —"

„Er ist also noch nicht fertig," dachte Doktor Riegler.

„Deine Zelle und die Photographie besehen wir nachher. Sei nur ruhig, ich komme."

Paul lächelte ihm zu, winkte mit der Hand und ging nach der anderen Seite gegen den Salon. Ein Diener, der im Korridor stand, ersuchte ihn, nur ohne weiteres einzutreten. Nachdem er geklopft hatte, ohne ein „Herein" zu hören, öffnete er und trat langsam ein. Die rosige Dämmerung war still und leer, die Balkonthür geschlossen, ebenso die andere Thür. Er wartete eine Weile zögernd und unentschlossen, ob er wieder gehen oder bleiben sollte; es war ihm ein sonderbares, halb beglückendes, halb trauriges Gefühl, in demselben Raume zu stehen, in dem er so schnell so viel erlebt und empfunden hatte — aber nun allein. Endlich übermannte ihn die Ungeduld seiner Natur, die nicht weichen mochte, wo sie etwas unternommen hatte, und die lebhafte Sehnsucht. Er ging an das geöffnete Klavier, einen Flügel, der auf Glasfüßen seitwärts im Zimmer stand, und fing an, halblaut die Melodie von „Santa Lucia" zu spielen. Noch war er nicht zu Ende, als die Thür zum Boudoir sich öffnete und mit verwundert neugierigem Gesichte Raffaela darin erschien.

„Ah! Sie sind da?" sagte sie erfreut.

Sie kam einige Schritte leichtfüßig auf ihn zu, während er sich erhob. Dann blieb sie aber stehen, als hätte ein Gedanke sie plötzlich angewurzelt, und schlug die Augen nieder.

„Ja, ich bin da," sagte er. „Verzeihen Sie, daß ich da am Klavier — — Ich habe aber jetzt nur einen Gedanken, und den muß ich aussprechen. Nun? Sie haben mittlerweile Ihren Schwur gehalten, Fürstin Raffaela?"

„Ich?" fragte sie zurück. Sie mochte oder konnte nicht sprechen. Sie schüttelte nur den Kopf.

„Oh!" sagte er. „Was heißt das?"

„Was das heißt?" antwortete sie langsam und mit schwacher Stimme. „Ich — — ich hab' nicht gesiegt. Ich hab' verloren. Schwach war ich."

„Was haben Sie verloren?"

„Alles. Weil ich keinen rechten Mut hatte — seien Sie gut, verachten Sie mich nicht — weil ich keinen rechten Mut hatte, schrieb ich der Fürstin Olga einen Brief; alles stand darin. Dort in dem anderen Zimmer — liegt er jetzt am Boden, zerrissen. Ich habe ihn zerrissen. Sie ließen nicht nach — Herr Onegin und dann die anderen — bis sie mich

mit ihrer tragischen Stimmung so weich machten, daß ich — — Sie können nicht ohne mich leben, wie sie sagen. Ich bleibe. Ich muß bleiben. Was soll ich machen, ich muß!"

„Hm!" murmelte Paul. Dann suchte er sich so schnell wie möglich zu fassen, nahm wieder seinen Hut und verneigte sich. „Fürstin, leben Sie wohl!"

Raffaela erschrak so sehr, daß sie bis in die Lippen erblaßte. „Warum?" stammelte sie. „Was ist das? — Warum wollen Sie fort?"

„Verzeihen Sie. Weil ich — —"

„Weil Sie mich verachten?"

„Welche Frage? Wie könnte ich ... Ich sehe nur, Sie sind — zu gut, viel zu gut. Was aber mich betrifft, was soll ich — — Ich kann Ihnen nun nichts mehr nutzen — weder raten, noch helfen. Also besser — — leben Sie wohl!"

Sie trat ihm einen Schritt in den Weg. „Nein," sagte sie ... „Sie erschrecken mich. Was hab' ich Ihnen gethan? — Sie dürfen nicht fort. Nein — mein Gott! — Sie mich jetzt verlassen! Nur weil Sie nicht da waren, ist mir das geschehen ... Und jetzt, wo ich mich ohne Sie ganz verloren fühle — — Sie wollten ja mein Freund, mein wahrer Freund sein, wollen Sie das nicht mehr?"

„Doch — gewiß —"

„So zeigen Sie mir's, jetzt in meiner Not gehen Sie nicht so fort!" — Sie ließ die Arme an sich niedersinken und sagte weich: „Ach, das wäre nicht gut. Ich weiß, ich bin schwach, ich hab' es verlernt, fest zu bleiben, zu widerstehen, wenn sie so an mir zerren — wenn die anderen ihren Willen wie Blei an den meinen hängen ... Aber, hätten Sie gehört, wie dieser Onegin mir ins Herz hineinsprach —"

„Verzeihen Sie," fiel er ihr bitter lächelnd in die Rede, „dieser Onegin, ein schlauer, kaltblütiger, mit Ihnen spielender Mensch, der an nichts glaubt, dem vermutlich jedes Mittel recht ist — man braucht ihn nur anzusehen. Daß ich es offen sage, ein — Schmarotzer, ein Intrigant —"

„Ich weiß, Sie haben wohl recht!" sagte sie lebhaft. Und mit beiden Händen so ausdrucksvoll agierend, daß er lächeln mußte, setzte sie hinzu: „Ich kann ihn ja eigentlich ganz und gar nicht leiden; sein Thun und Reden und Denken, alles widersteht mir! — Aber heute mittag, da drinnen, schien er mir so — ritterlich, so anständig, so gut. Und das rührte mich ... Lachen Sie über mich, wenn Sie das thöricht

finden; schelten Sie mich; sagen Sie mir rücksichtslos, schonungslos Ihre ganze Meinung, wie ein Freund dem anderen — aber sagen Sie mir nicht wieder: ‚Leben Sie wohl!'" — Sie hob die beiden Hände gegen ihre Brust und lächelte in liebenswürdiger Zerknirschung: „Ach, wenn Sie wüßten, wie schlecht mir zu Mute ist! Wie erbärmlich ich mich vor Ihnen fühle — vor dem Freund meines Vaters — meinem Freund; wie ich in meinem Innersten mit mir einig bin, daß ich mich bessern muß und bessern will, wieder stark werden will — wenn Sie mir nur helfen! — Es ist wahr, ich muß nun hierbleiben, denn ich hab's versprochen; aber so nach und nach kann sich doch alles ändern —" sie lächelte — „zuerst ich, dann das andere; verlassen Sie mich nur nicht, stehen Sie mir bei! — Sie sind in Salzburg, nicht wahr . . ."

Er nickte.

„Sie hatten die Absicht, eine Weile dort zu bleiben —"

Er nickte wieder.

„Ach, bleiben Sie lange dort und kommen Sie täglich — als mein Mentor, als mein Samariter! Was Sie heute mittag an mir Gutes thaten, ist ja nicht verloren; ich will und werde ja nie wieder den Willen zum Leben verneinen, mich sinken lassen, absterben, zur Ascidie werden. Nein, ich will ja leben, meine Flügel heben, über alle Mauern hinwegfliegen — wie Sie! Den ganzen Tag hab' ich mir ja alles wiederholt, was Sie mir gesagt haben; und mit welcher Andacht —" sie lächelte reizend — „hab' ich vorhin, allein in meinem Zimmer, sogar vor meinem Wein, vor meinem Beefsteak gesessen und es liebevoll, dankbar, mit Enthusiasmus angelächelt und mir gesagt: Ja, ja, selbst ein Beefsteak ist eine gute Sache!" — Sie setzte ernsthaft hinzu: „Und nun gar alles, was schön, was gut, was groß ist — o, ich will alles, alles lieben, was des Lebens wert ist; nur mir ein wenig helfen, nur mich nicht verlassen!"

„Sie ist zu lieb," dachte Paul, „viel zu lieb. Ich muß fort!"

„Nun?" fragte sie. „Sie sagen gar nichts —"

„Ich bitte um Vergebung," erwiderte er beengt. „Liebe, verehrte —"

„Sagen Sie nicht ‚Fürstin Raffaela', sagen Sie ‚Donna Raffaela' — oder ‚liebe Freundin' — oder was Sie wollen. — Wenn ich Ihnen sagen könnte, wieviel Talent ich zur Dankbarkeit und zur Freundschaft habe; mit welchem warmen, warmen Dankgefühle ich mein Schicksal heute gesegnet habe,

daß es mich Sie hat finden lassen, so einen ganzen, wahren, echten Menschen wie Sie. Nun weiß ich erst" — fuhr sie in liebenswürdigster Heiterkeit fort — „was die Natur mit dem Menschen gewollt hat; ich bin so erstaunt — so begeistert — fühle mich so glücklich. Trotz meiner Niedergeschlagenheit, meiner Furcht vor Ihnen habe ich heute abend gesungen — alle meine alten Lieder aus Neapel; habe heute mittag getanzt — ja, aus Dankbarkeit und Begeisterung habe ich getanzt, Tarantella getanzt . . . So eine süße, verrückte Freude kam über mich, so ein unbekanntes, unbestimmtes Glücksgefühl ohne Grund und Ursache. Ich wußte nur, Ihre Lebenspredigt, Sie waren daran schuld, und in Gedanken drückte ich Ihnen die Hand!"

Er konnte sich nicht enthalten, ihre Hand zu ergreifen, und hielt sie eine Weile fest. Er fühlte, wie warm und weich und vertrauensvoll sie in der seinen lag, das Blut füllte ihm die Augen, ein dunkler Nebel nahm ihm fast die Besinnung. Unsicher sagte er:

„Gute — teure —"

„Freundin," ergänzte sie voll Herzlichkeit.

Er wollte das Wort wiederholen; plötzlich ließ er aber ihre Hand los und trat zurück. Er schüttelte den Kopf. „Freundin," dachte er . . . „Ich lüge. Ich verliere hier alles, alles, wenn ich mich nicht rette!"

„Nun?" sagte sie arglos, unschuldig. „Freut es Sie nicht, was ich Ihnen sage? Für Sie und für mich?"

„Doch — nur zu sehr. Alles, was Sie da sagen, macht mich glücklich — — viel zu glücklich. Es nimmt mir den Kopf . . . Ja, mir. Ich bin ja auch nicht mehr der Mensch, der heute morgen kam, denken Sie das nicht. — ‚Ein unbekanntes, unbestimmtes Glücksgefühl,' sagen Sie — — und Sie meinen, das wäre nicht auch über mich gekommen?"

„Desto besser," sagte sie, doch etwas verwirrt und unsicher.

„Sie verstehen mich nicht. Sie wissen nicht, was Sie thun. Ihre glückliche Freude, Ihre holden Worte stehlen mir die Vernunft — und es thut mir doch not, daß ich sie behalte. Ich will, ich muß sie behalten . . . Ich muß einen klaren, festen Willen haben —" er setzte lächelnd hinzu: „Da Sie keinen haben —"

„Ah!" sagte sie verletzt.

„Wenn ich Sie kränke, bitte ich um Vergebung . . . Ich

habe aber heute morgen damit angefangen, Ihnen die Wahrheit zu sagen, und etwas anderes als die Wahrheit will ich Ihnen nicht sagen. Ich — — ich soll Ihr Freund sein, Fürstin Raffaela. Ich soll Ihnen raten, helfen — ich fürchte aber, dabei würde mir geschehen, daß ich — mir selber nicht mehr zu raten und zu helfen wüßte. Ich fühle das. Es ist so. Leider ist es so. Ich würde — — mich würd' ich dabei verlieren. Sehen Sie, dann tauge ich also nicht zu Ihrem Freund. Also — leben Sie wohl!"

Raffaela fuhr zusammen. Sie erwiderte nichts, sie starrte, schwer atmend, vor sich hin, während er zur Thür ging. Erst als er sie öffnen wollte, sagte sie wie aufgeschreckt: „Wohin wollen Sie?"

„Fort," antwortete er.

Ohne aufzublicken, seufzte sie: „Ich soll also nie mehr, nie mehr — — Es ist aus mit mir. Ich soll keinen Freund, keinen Helfer haben, soll so weiter vergehen!"

Langsam und mühsam sagte er: „Helfen Sie sich selbst, Fürstin Raffaela."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich kann's nicht. — — Und gibt es denn keine Möglichkeit, Sie zurückzuhalten?"

„Es gäbe wohl eine Möglichkeit. Aber nicht für Sie."

„Warum nicht für mich?" fragte sie, während die zarte Gestalt zu zittern anfing.

Er trat einen Schritt auf sie zu. „Donna Raffaela —!"

Geängstigt wich sie zurück. „Oh! — Sagen Sie nichts ..."

Er blieb stehen.

Ein Schwarm von wechselnden Gedanken schien über ihr bleiches, unruhiges Gesicht zu fliegen; sie schien den besten, den rettendsten unter ihnen zu suchen, ihre kleinen Finger tasteten in der Luft. „Quälen Sie mich nicht!" sagte sie endlich leise, mit gleichfalls tastender Stimme. „Warum wollen Sie nicht mein Freund sein — — auch auf die Gefahr? — Ich kenne Sie ja erst seit heute — aber nein, nicht seit heute; mit diesem ‚teuren Paul', den mein Vater so lieb hatte, der mein Schicksal wurde, hab' ich mich so oft beschäftigt — daß mir nun ist, als wären Sie mein ältester Freund. Und ich verehre Sie ja ... Aber bedenken Sie ... Ist es denn so ängstlich, zu versuchen — zu wagen — wenn man auch noch nicht weiß, wie es enden wird? Muß man denn die Gegenwart opfern, weil die Zukunft noch etwas dunkel ist?"

Paul stieß einen kurzen Laut der Freude aus; Raffaela

sah vor sich hin. Doch dann suchte er sich wieder mit aller Kraft, die ihm blieb, zu fassen. „Ich beschwöre Sie, Fürstin —!“

„Um was?“

„Sie sind so von Herzen gut — spielen Sie nicht mit mir! — Bei Gott, ich bin ein Mann, ich kann alles wagen — wenn ich hoffen darf. Aber darf ich nicht hoffen, will ich auch nicht wagen ...“

„Ach, warum reden Sie,“ gab sie fast flüsternd zur Antwort. „Haben Sie doch Mut, wenn Sie — — Bleiben Sie nur! Verlassen Sie mich nicht!“

„Donna Raffaela!“ rief er aus, trat auf sie zu, ergriff ihre Hand und drückte sie an die Lippen.

„Freund — jetzt nur Freund —“

„Ich will's versuchen,“ sagte er leise, über ihre zitternde Hand gebeugt. Dann zog er sie von neuem an die Lippen, küßte sie mit Leidenschaft. Sie wollte sie ihm entziehen, doch der Mut oder die Kraft versagten ihr, sie ließ sie ihm. Schwach, mit der lieblichsten Stimme sagte sie: „O, was thun Sie da ...“

Auf einmal erschrak sie heftig und stieß einen Schrei aus. Fürst Alexander war in die Thür getreten, ein Buch in der Hand, das ihm vor Ueberraschung entfiel.

Er wollte es aufheben, verzichtete dann mit einer zögernden Bewegung und trat langsam näher. „Ich bitte um Pardon, wenn ich störe,“ sagte er in der gewohnten Form äußerer Selbstbeherrschung, während bei einem zweiten Blicke auf Paul seine Augen sich weit öffneten und zu leuchten anfingen. „Sie müssen aber erlauben, mein Herr, daß ich — als nächster Verwandter — bei einem so unerwarteten und — unwahrscheinlichen Anblick —“

Raffaela, blutrot im Gesichte, machte eine Bewegung; der Fürst wendete sich zu ihr und fixierte sie: „Gestatte mir die Frage, was diese — Scene bedeutet? Ich frage die Fürstin Raffaela ...“

Ihr erloschener Blick ging zu Paul hinüber. Dieser antwortete ihr gefaßt durch eine Gebärde der Hand, die er zum Herzen hob, und durch einen Blick, der ihr ausdrückte, daß er ihr gehöre. Dann nahm er statt ihrer das Wort und sagte mit Würde und Stolz: „Diese ‚Scene‘ bedeutet alles, was die Fürstin will, daß sie bedeuten soll.“

Der Fürst verneigte sich leicht. „Ich danke Ihnen, Herr

Eberstein, daß Sie der Fürstin wenigstens noch die Entscheidung überlassen. Aber die Fürstin selbst wird mir sagen, wie ich es verstehen soll — —"

Er heftete die Augen fest auf Raffaela, mit einem fast unmerklichen Spiel aristokratischer Empörung um die feinen Lippen. Die Fürstin hielt diesen Blick nicht aus; die kleine, schwankende Gestalt wich etwas zurück. „Fürstin Raffaela," dachte sie. „O wie schäm' ich mich . . . Wie sie auf mich herabsehen werden, daß mir das geschehen ist . . . Nur alles, alles opfern, damit ich diesem Alexander aus den Augen komme . . ."

„Wie du es verstehen sollst?" sagte sie, als sie endlich wieder Worte fand. „Da Herr Eberstein — Abschied nimmt — da er uns schon verläßt — so — — Es bedeutet nichts."

Paul machte eine zuckende Bewegung und biß sich auf die Lippe. Sie vermied es, ihn anzusehen.

„Und da er mir von meinem Vater etwas überbracht hatte — —" setzte sie mühsam, wie erklärend hinzu; doch sie fühlte selbst, daß es wenig Sinn hatte. „Uebrigens, vor einem Richter steh' ich hier ja nicht . . ."

Sie fühlte, daß sie zwischen diesen beiden Männern ihren letzten Mut, ihre Kraft verlöre; sie dachte nur noch: „Ich kann nicht mehr! Ich muß fort!" Mit vieler Anstrengung versuchte sie, dem Fürsten noch einmal in die Augen zu sehen. „Du wirst also erlauben," sagte sie so würdevoll wie möglich, „daß ich diesem sonderbaren — Verhör ein Ende mache — —"

Darauf schwankte sie zur Thür ihres Boudoirs. In der dunklen Empfindung, daß sie noch etwas Gleichgültiges, gesellschaftlich Ruhiges und Gefaßtes sagen müsse, wendete sie sich halb zurück und machte eine sinnlose Handbewegung. „Auf — auf Wiedersehen!" — Sie öffnete die Thür, und wie befreit warf sie diese hinter sich zu.

VII.

Paul Eberstein sah ihr nach. Mit einem bitteren Lächeln wiederholte er sich ihre Worte: „Es bedeutet nichts!"

„Sie müssen verzeihen, mein Herr," sagte der Fürst, indem er die Stimme dämpfte, „daß ich mir diese Einmischung

erlaubt habe. Sie müssen noch mehr verzeihen: daß ich Sie auch auf meine Stellung zu der Fürstin aufmerksam mache. Ich bin ihr nächster Verwandter, ihr natürlicher Beschützer, und in dieser Eigenschaft kann ich — so peinlich mir es ist, es aussprechen zu müssen — kann ich doch nicht gestatten, daß die Annäherung irgend eines Dritten ein gewisses Maß überschreitet. Offen gestanden, muß ich daher den Wunsch äußern, daß Sie sich verpflichten, jede Annäherung künftig aufzugeben —"

„Diesen Wunsch äußern Sie umsonst," fiel ihm Paul ins Wort, der sich äußerlich zu beherrschen suchte. „Ich nahm zwar eben ‚Abschied', wie Sie hörten, aber Ihrem Wunsche zuliebe verpflichte ich mich zu nichts."

„Dann muß ich mir erlauben, mein Herr, Ihnen sozusagen in den Weg zu treten; das betrachte ich nicht nur als mein Recht, sondern als meine Pflicht. Ich dulde von niemand, daß er dieser Dame, deren Ehre mir heilig ist —"

„Schon gut, ich verstehe Sie. Sie weisen mir ‚moralisch' die Thür oder die Pistole!"

Der Fürst blickte nach der Thür des Boudoirs, da Paul die Stimme etwas gehoben hatte, und antwortete leiser: „Ungefähr so, mein Herr."

Paul dämpfte nun gleichfalls die Stimme: „Sie haben dazu weder das Recht, noch die Pflicht, mein Herr. Fürstin Raffaela ist, soviel ich weiß, vollkommen frei, zu verkehren mit wem sie will und wie sie will. Auch finde ich es unnötig und abgeschmackt, mich mit Ihnen zu schlagen, weil meine ‚Annäherung', wie Sie es nennen, Ihnen nicht gefällt. Jedenfalls werd' ich thun, was mir beliebt —"

„Das wünsch' ich eben zu hindern, mein Herr," erwiderte der Fürst. „Da Sie sich nicht scheuen, wie ich sehe, eine etwas unbesonnene Dame zu kompromittieren —"

Paul fuhr auf. „Herr Fürst —!"

Der Fürst antwortete ruhig: „Herr Eberstein, ich vertrete meine Worte. In jeder Form; wie Sie wünschen."

„Ich sehe, Sie haben das lebhafte Verlangen, sich mit mir zu schlagen ... Gut, gut, meinetwegen, wie es Ihnen beliebt. — Geschmack an solchen Hahnenkämpfen habe ich nicht, aber auch keine unüberwindliche Abneigung. Es ist Ihre Liebhaberei, wie ich höre, mit geladenen und — ungeladenen Revolvern zu hantieren; so viel wie Sie hab' ich mich nicht damit beschäftigt — aber zur Not genug!"

„Also Pistolen, wenn Sie wollen —“

„Ich habe nichts dagegen.“

„Gut,“ sagte der Fürst, immer kalt und ruhig. „Sie werden aber einsehen, mein Herr, daß diese Verabredung nicht den Zweck haben kann, die Fürstin noch mehr zu kompromittieren —“

„Gewiß!“

„Es ist also im höchsten Grade wünschenswert, die Sache in aller Stille abzumachen —“

„Gewiß, gewiß!“

„Also vor allem nicht hier. Ich würde vorschlagen, über die Grenze zu gehen —“

Paul horchte und unterbrach ihn: „Draußen geht jemand auf und ab.“

Der Fürst ging zur Thür und öffnete; auf dem Korridor stand Onegin, den Hut auf dem Kopfe. Indem der Fürst ihm winkte, einzutreten, sagte er leise zu Paul: „Sie kennen Herrn Onegin, der ist hier nicht zu viel, im Gegenteil.“ Dann wiederholte er seine letzten Worte von vorhin: „Ueber die Grenze zu gehen . . .“

„Verstehe ich recht?“ fragte Onegin, der seinen Hut abgenommen und Paul Eberstein begrüßt hatte.

„Ja,“ sagte der Fürst und bedeutete ihm, leise zu sprechen.

„Dann haben Sie jedenfalls recht,“ bemerkte Onegin trocken, sogleich bei der Sache. „Ueber die Grenze zu gehen, ist das Richtige. Ich sage das in der Voraussetzung, daß Sie mich als Sekundanten in Anspruch nehmen wollen —“

Fürst Alexander nickte.

„Und Sie vielleicht den Herrn Doktor Riegler —“

Paul stimmte zu.

„Also über die nahe Grenze, nach Bayern, wenn es Ihnen recht ist —“

„Ganz recht!“

„Um jede Möglichkeit von Aufsehen oder Entdeckung zu vermeiden,“ fuhr Onegin fort und sah die beiden fragend an; sie nickten. „Um also das zu vermeiden, schlage ich folgendes vor: Mit dem nächsten Zuge, der von Wien kommt und nach Bayern geht, noch heute abend ab; in verschiedenen Waggons natürlich, bis zur fünften oder sechsten Station — sie heißt — — der Name wird mir einfallen. Dort übernachten, in mehreren guten Hotels. Morgen früh zu Fuß, auf verschiedenen Wegen, die ich kenne, in die Berge hinaufgehen, an

eine so einsame Stelle — Sie kennen sie ja auch" (Fürst Alexander nickte) — „daß kein Mensch uns belauscht. Wenn dort Schüsse fallen, so denkt jeder, der sie etwa hört, im Wald wird gejagt. Die Herren Duellanten stellen sich so auf, daß, wenn einer fallen sollte, er in den Abgrund fällt; in einen Abgrund, in dem man ihn wahrscheinlich niemals finden wird, kein Mensch kommt dahin. Was kann man Vernünftigeres thun, als auf diese einfache Weise aus der Welt verschwinden und ins Nichts zurückkehren —"

„Gewiß," sagte Paul, in dem ein unsinniger Humor aufstieg, und sah dem Russen in das farblose, ruhige Gesicht. „Zwar möchte ich die Bemerkung machen, daß die Sache doch ungleich steht; mein Herr Gegner denkt offenbar mit einer Art von Wollust an die Vernichtung des Ich, dagegen ich lebe sehr gerne. Indessen, wie Sie wollen, nur zu!"

„Jedenfalls ist die ganze Angelegenheit so vor Entdeckung sicher," setzte Onegin, bei der Sache bleibend, hinzu. „Wer etwa verschwindet, gilt für verunglückt —"

Der Fürst nickte. „Ein vortrefflicher Plan!"

„Gewiß!" sagte Paul.

„Wir sind einig?" fragte Onegin. Beide stimmten zu.

„Alles weitere verabrede ich mit Herrn Doktor Riegler, sorge sogleich für alles —"

„Desto besser," sagte Paul, unwillkürlich etwas lauter. „Vortrefflich!"

„Bitte, nicht so laut," flüsterte Onegin, nach dem Boudoir deutend. „Mir war eben, als öffne sich dort die Thür ... Nein. Sie ist geschlossen. Durch die Thür hindurch ist es unmöglich, etwas zu hören, wenn wir leise sprechen ... Also, wenn Sie erlauben, aus Vorsicht noch folgendes: Sie, meine Herren, benutzen den nächsten Zug; Herr Eberstein steigt etwa in den letzten Wagen, der Fürst in den durchgehenden, der über Rosenheim weitergeht bis Innsbruck." Fürst Alexander nickte. Onegin fuhr lächelnd fort: „Sie werden schlafen — in Prien lassen Sie sich wecken. Richtig, die Station heißt Prien! Mit dem Nachtzuge fahren Doktor Riegler und ich, in derselben Weise, in verschiedenen Wagen —"

„Alles gut," sagte der Fürst. „Also fort! Suchen Sie Doktor Riegler —"

„Sogleich!"

Sie hatten während dieses Gespräches die Thür, die zum Boudoir führte, nicht aus den Augen gelassen; jetzt verneigten

sich der Fürst und Onegin gegen Paul, der es erwiderte, und gingen zur anderen Thür. Zu ihrer Ueberraschung bemerkten sie, daß sie nicht ganz geschlossen war.

Der Fürst sah Onegin an. „Haben Sie denn nicht zugemacht, als Sie kamen?" fragte er.

„Doch, natürlich, fest zu. Irgend jemand muß sie geöffnet haben — wenn es nicht der Wind war . . ."

„Ist jemand auf dem Korridor?"

Onegin trat in die Thür; niemand war zu sehen.

„Vielleicht war es der Wind," flüsterte der Fürst. „Kommen Sie!" Sie gingen.

Paul stand noch mitten im Zimmer; er blickte umher und erwachte wie aus einem Traum. Sein Hut, nach dem er mechanisch suchte, stand noch auf dem Klavier, dort hatte er ihn hingestellt, als er sich setzte, um „Santa Lucia" zu spielen. Dann war Raffaela gekommen . . . „Jetzt werde ich meinen Hut nehmen," dachte er, „um fortzugehen ohne Abschied, auf Niewiedersehen — vielleicht ins ‚Nichts' . . ."

Er fühlte, wie gut es sei, jetzt nicht zu denken, in der Betäubung zu bleiben, die noch auf ihm lag. Langsam ging er zur Thür. Sie öffnete sich, und Raffaela trat vom Korridor ein.

Fast erschreckend trat er einen Schritt zurück. Sie war sehr verändert, die Lippen hatten eine bläuliche Farbe, die Wangen waren wie blutlos, ebenso die Augen. „Herr Eberstein!" sagte sie, doch vollkommen tonlos.

„Entschuldigen Sie, Fürstin," entgegnete er kalt, indem er an ihr vorbeistrebte. „Mein — mein Freund wartet auf mich —"

Sie vertrat ihm den Weg. „Verzeihen Sie. Sie wollen sich schlagen —"

Er schüttelte den Kopf.

„Doch, doch, ich weiß es. Ich bin auf den Korridor hinausgegangen, und durch diese Thür da hab' ich das letzte gehört, das Onegin sagte. Sie wollen nach Prien, nach Bayern —"

„Sie irren," fiel er ein, sich zu fassen suchend. „Wenn Sie so etwas gehört haben, so haben Sie falsch gehört!"

„Nein, nein, nein," sagte sie, indem ihre Stimme sich nach und nach belebte. „Ich errate alles; mit dem Fürsten wollen Sie sich schlagen — und um meinetwillen . . ." Plötzlich schoß ihr das Blut wieder ins Gesicht. „Ich kenne ihn ja, so macht

er es nicht zum erstenmal. Und er wird Sie töten ... Es darf nicht sein! Es darf nicht sein!"

„Es ist auch nicht so," murmelte Paul. „Aber, mit Ihrer gütigen Erlaubnis — ich muß endlich fort!"

Doch Raffaela faßte seinen Arm und zog ihn von der Thür hinweg, mit einer Kraft, die er nicht in ihr erwartet hatte. „Aber ich duld' es nicht," sagte sie gedämpft, doch voll innerer Leidenschaft. „Sie machen mich unglücklich, wenn Sie sich diesem Mörder stellen. Ich — — ich kann es nicht überleben, wenn dieser Mensch Sie tötet ... Werden Sie nun bleiben oder werden Sie gehen?"

„Sie sind außer sich," sagte Paul, den ihr verzweifelter Ausdruck, ihre Stimme einen Augenblick zu erschüttern drohte. „Und wenn es so wäre, müßt' ich ja doch gehen ... Aber es ist nicht, ist nicht. Bitte, lassen Sie meinen Arm —"

„Nein, nein, nein!" rief sie aus. „Leugnen Sie nur ... Ich lass' es nicht zu, ich, ich werd' es hindern!"

„Sie?" sagte er lächelnd. „Nach allem, was ich von Ihnen gesehen und erlebt habe, trauen Sie sich noch so viel — Stärke zu?"

Das Wort durchzuckte sie; ihre Hand fiel von seinem Arm. Hinter ihr ward die Thür wieder aufgerissen, Doktor Riegler stand auf dem Korridor, in sichtbarer Aufregung, in einem samtenen Hausröckchen. Als er die Fürstin sah, trat er wieder zurück. Paul erblickte ihn und rief hinaus: „Ja, ja, ja, ich komme!"

Er senkte dann die Stimme und sagte zu Raffaela, die bewegungslos dastand: „Ich befreie Sie jedenfalls von meiner Gegenwart — auf immer. Wie Sie es ja wünschten. Verzeihen Sie, daß ich Sie dieser Beschämung vor dem Fürsten aussetzte — ich, ein simpler — — Adieu!"

Es war, als hätte er ihr einen Schlag gegeben, so fuhr es durch sie hin. Er ging an ihr vorbei und zur Thür hinaus, die hinter ihm zufiel; sie wagte nicht mehr ihn aufzuhalten, ihr Arm hätte auch nicht mehr die Kraft gehabt; sie stand still, ohne sich zu rühren. Sie hörte Schritte gehen, hörte Thüren schlagen, es war ihr, als knisterte der Kies im Garten; endlich schien es ihr, als hörte sie Wagenräder rollen, sich entfernen, verhallen. Immer stand sie noch wie betäubt und ganz ohne Gedanken. „Ich, ein simpler — —" klang es ihr nur im Ohr; eine unbewußte Bemühung regte sich in ihr, das unausgesprochene Wort zu ergänzen, ohne daß es

gelang. Es wiederholte sich in ihr sinnlos, mehrmals, wie ein Echo von näheren und ferneren Bergwänden: „Ich, ein simpler ...“

Endlich löste sich diese Ohnmacht im Gehirn, und Gedanken kamen. Ihr erster Gedanke war, ihm noch nachzustürzen; doch ein tief schmerzliches Gefühl der Scheu, der Scham, der Unmöglichkeit drückte diesen Gedanken in seinen Winkel zurück. Dann war ihr zweiter, zu verzagen, in einen Stuhl zu sinken, alles über sich ergehen zu lassen wie eine hereinbrechende Flut und still zuzusehen, unter was für Trümmern sie dieser Tag begrabe. Wenn dieser Gedanke siegte, dann war vielleicht ihr Schicksal besiegelt und es gab für sie keine Rettung mehr; dann endete sie vielleicht wie die Fürstin Olga ... Aber plötzlich erschrak sie vor sich selbst über diese Feigheit und stieß einen Laut der Empörung aus, der sie erweckte. „Nein!“ sagte sie laut vor sich hin. „Er geht, er verachtet mich, soll er mich noch mehr verachten? Wie sagte er: ‚Trauen Sie sich noch so viel Stärke zu?‘ — Ja!“ rief sie aus, die Stimme hebend, als könnte er sie noch hören. „Ja, ich will es Ihnen zeigen; ja, Sie sollen es sehen!“

Es begann zu dunkeln; sie bemerkte es; auf einmal überfiel sie eine leidenschaftliche Angst. Wenn es nun zu spät ward? Was thun? Was thun? — Sie schlug mit den Händen gegen ihre Stirn: „O mein Gott! Was thun? Wie soll ich es hindern? Um jeden Preis; jeden, jeden Preis; alles ist mir gleich; er soll es sehen, daß ich Stärke habe — — und er soll nicht sterben! —“ Sie hielt sich an einem Sessel, wie um besser zu denken; es war ihr, als liefe ihr Verstand, ihr Wille im Gehirn durch einen dunklen Gang, alles, alles dunkel, alle Thüren verschlossen und von Eisen ... Jetzt aber öffnete sich eine Thür, und es wurde Licht. Des Fürsten Mutter erschien ihr. „Ich muß zu seiner Mutter,“ dachte sie, „und die muß mir helfen! —“ Wie ein Blitz war sie aus dem Zimmer und lief den dämmernden Korridor entlang. In ihrem Kopfe ward es heller Tag. „Grabow!“ dachte sie, „mein Wagen!“ — In demselben Augenblick rief sie laut, daß es durch das Haus schallte: „Grabow! Grabow! Grabow!“

Der Alte antwortete von unten her, er stand auf der Treppe. „Grabow!“ rief sie, „mein Coupé einspannen lassen, vorfahren; sogleich! Und dann kommen Sie herauf! —“ Was er antwortete, hörte sie nicht mehr; sie flog an die Thür, die zu den Gemächern der Fürstin Olga führte, und trat ein,

ohne zu klopfen. Die alte Fürstin saß im zweiten Zimmer auf einem Kanapee, ohne Haube, wie eine schläfrige Eule; Raffaela stürzte zu ihr, als wäre sie ein verirrter Vogel, der ins Fenster flog, und faßte sie am Arm. „Um Gottes willen!“ rief die Alte. „Was gibt's?“

„Dein Sohn will sich schlagen, das gibt's. Mit diesem anderen da — mit Herrn Eberstein —“

„Alexander!“ rief die Fürstin aus und fing an zu zittern.

„Ja,“ sagte Raffaela. „Mit einem Mann, der auch so gut wie dein Sohn — —“ Sie machte eine Gebärde, wie wenn sie zielte und abdrückte. „Sie sind fort, zur Bahn; sie wollen über die Grenze — mit dem nächsten Zuge —“

„Kind! Kind!“ sagte Fürstin Olga und stand auf. „Da ist es, da ist es — was die Geister, heute nacht — — Mein Alexander! Er stirbt!“

„Er soll nicht sterben,“ antwortete Raffaela, indem sie die Alte, die zu fallen drohte, wieder niederdrückte. „Wir retten ihn, du und ich! Sei ruhig ... Wir fahren mit — ohne daß er's merkt; es ist Nacht, wir wickeln uns ein, wir steigen heimlich in einen anderen Wagen — und der Zug geht ab. Alexander fährt allein, ich weiß es; er wird einschlafen wie immer, wenn er in die Nacht hineinfährt, wir hindern den Kondukteur, ihn in Prien zu wecken. Wir fahren weiter, er auch —“

„Ach, mein Gott,“ stöhnte Fürstin Olga. „Das hat keinen Verstand; er wird wieder aufwachen —“

„Dann ist Prien vorbei, und für das weitere — wird ja Gott uns helfen. Mach nur hurtig, komm!“

„Er wird rasen, Kind. Wenn er dann aufwacht, wird er rasen — gegen dich und mich —“.

Raffaela erschrak einen Augenblick, doch sie schüttelte es ab. „Er soll mich nicht mehr verachten,“ dachte sie — nur an Paul Eberstein denkend — „und um jeden Preis will ich, muß ich ihn retten! — Ich fürchte mich nicht,“ sagte sie zur Fürstin, immer hastig und kurz, als gelte es davonzufliegen. „Laß ihn rasen — komme was da will!“

„Ach, ach!“ seufzte die Alte wie ein Kind. „Wir sind schwach gegen diesen Mann —“

„Ich nicht! Ich scheue mich vor nichts!“

Die Alte starrte sie an; Raffaelas ganzes Wesen war ihr unbegreiflich. „Du?“ sagte sie.

„Ja, ich. Alles komme auf mich; alles, alles, alles! — Steh auf; du willst deinen Sohn doch nicht sterben lassen —"

„O mein Gott!" sagte die Alte und erhob sich. „Fort, wohin du willst, wenn auch in den Rachen des Todes!"

Durch die offene Thür kam der alte Grabow mit aufgeregtem, fragendem Gesicht. „Der Wagen wäre bereit," sagte er.

Raffaela nahm den Arm der Fürstin. „Also fort, Mutter, fort!"

„Ja, ja," sagte die Alte und blickte dann ganz verwirrt an sich hinunter. „So ohne alles —"

„Morgen fährt Grabow nach, Grabow mit den Koffern. Nimm deinen Mantel und Hut. Dann auf der kleinen Treppe hinunter, niemand braucht uns zu sehen ... Mut, Mutter! Mut!"

Die Alte gehorchte, immer seufzend und stöhnend; unterdessen faßte Raffaela Grabow an den Händen. „Ich lege alles auf Sie, geben Sie acht! Sie werden Herrn Doktor Riegler und Herrn Onegin in ihren Zimmern einsperren oder wo Sie sie finden, und sie nicht eher herauslassen, als bis Sie Nachricht erhalten, was geschehen soll. Und wenn Sie die Nachricht erhalten — — Kommen Sie, führen Sie die Fürstin, ich hole Mantel und Hut. Auf der Treppe, am Wagen sag' ich Ihnen alles. Nicht sich wundern, gehen Sie!"

Indem sie zu ihrem Zimmer zurücklief, war ihr, als hörte sie Pauls Worte: „Heraus aus dem engen Kleid! — Greif' nur zu, dann kommt's!" Und ihren Mantel nehmend, sagte sie vor sich hin, als wäre es die Melodie zu allem, was sie thue: „Er soll mich nicht verachten — und er soll nicht sterben!"

VIII.

Es war ein heißer Tag, wie um diese Zeit, im September, die Tage in Neapel noch sind, auch am Posilipp. Doktor Riegler saß in einem Lehnstuhle, das Gesicht gegen die Terrasse am Meere und gegen den Vesuv gerichtet, der ins Zimmer hereinsah; aber der Doktor sah ihn nicht, er war eingeschlafen. Die französische Zeitung, in der er las, war ihm aus der

Hand gefallen; Hitze und Müdigkeit hatten ihn überwältigt. Sein Geist befand sich in einer Gegend, die er nicht kannte, von traumhaft unnatürlichen und unmöglichen Formen; er war sehr beunruhigt, denn er sah seinen Freund Paul Eberstein an einem Abgrunde stehen, der nach der Tiefe zu gar kein Ende hatte, und in Pauls rechter Hand eine Pistole ohne Rohr; ihm war unbegreiflich, wie dieser gescheite Mensch darauf verfallen war, so eine unpraktische Waffe zu wählen. „Stell dich nicht so nahe an den Abgrund, Paul!" sagte er endlich laut und bewegte sich aufgeregt in seinem Lehnstuhl. „Wehr dich! Wehr dich doch! — —" Der Klang seiner eigenen Stimme wirkte wohl auf ihn, es gelang ihm, aufzuwachen. Er sah eine Weile schlaftrunken umher, dann auf seine Uhr.

„Drei Viertel auf sechs," dachte er. „Das ist unbegreiflich. „Vor einer Viertelstunde saß ich noch beim Essen, dann bin ich hierher gegangen und hab' mich mit der Zeitung in diesen Stuhl gesetzt; und jetzt ist mir, als hätte ich zwei, drei Stunden geschlafen — und ebensolange geträumt. Das ist dieses nichtswürdige Nachschlafen, wenn man ein paar schlechte Nächte gehabt hat, und vor allem diese Nachtfahrt auf der Eisenbahn . . ."

Aus einem Nebenzimmer kam Antonio, ein Diener der Fürstin, im Kostüm eines Marinajo, die überfallende phrygische Mütze auf dem Kopfe. Er trug eine Platte mit Kaffee, mit Liqueurfläschchen und Gläschen, und stellte sie auf einen Tisch neben Doktor Riegler.

„Ich danke Ihnen," sagte der Doktor. „Aber sagen Sie mir, mein Lieber —"

Der Diener zuckte die Achseln mit einem freundlichen Lächeln. „Non capisco, Signore," antwortete er.

„Richtig," dachte Riegler, „er versteht kein Deutsch. Und auf Italienisch kann ich mich nicht einlassen."

Der Diener verschwand wieder; Riegler sah ihm nach und seufzte. „Alles wieder still," sagte er, wie um doch irgend eine Stimme zu hören, laut vor sich hin. „Das ganze Haus so still wie eine Grabkapelle — ich bin wie behext. — Auch dieser Grabow verschwunden, der noch mein einziger Halt war . . ."

Ein anderer Diener kam, ebenso wie Antonio gekleidet; er trug eine Platte mit Früchten und Wein und stellte sie stumm auf den Tisch. „Ist das derselbe?" dachte Riegler. „Nein, es ist ein anderer. Von hinten, indem er fortgeht,

scheint er wieder derselbe ... Zauberhaft! Eigentlich zauberhaft! Stumme Diener mit phrygischen Mützen, die mich wie einen Prinzen bewirten (er schenkte sich Liqueur ein und trank); göttliche Getränke, wunderbare Früchte; der Golf, der Vesuv; unten am Felsen rauscht das Meer wie an einer Insel — aber kein vernünftiger Mensch zu sehen. — Das Ganze wäre ja das geborene lyrische Gedicht — wenn ich nur wüßte, wo Paul Eberstein ist, was aus ihm geworden ist — und warum sie mich den ganzen Tag mutterseelenallein lassen, mich und meine Zeitung!"

Die ersehnte Gestalt des alten Grabow tauchte endlich draußen auf der Terrasse auf, den Vesuv verdeckend. Der Alte kam aus einem anderen Teile der vielwinkligen, aus Vorsprüngen, Türmchen, oberen und unteren Terrassen malerisch zusammengebauten Villa; er ging auf das Gärtchen mit den Palmen zu, das an die untere Terrasse grenzte. Er bewegte sich aber schwerfällig, die Hitze drückte ihn sehr; mit dem Taschentuche, das er in der Hand hielt, trocknete er sich die Stirne, den Hals und dann auch die Hände. Ja, er seufzte sogar — hier am Posilipp. Sowie er aber den Doktor sah, richtete er sich auf, nahm die Miene eines glücklichen, strahlenden Menschen an und deutete triumphierend mit dem Taschentuche auf den Golf und den Vesuv hinaus. Dann trat er ein, lächelte und rieb sich die Hände. „Ja, ja, mein lieber Herr Doktor," sagte er, „wenn man aus diesem frostigen, nebelgrauen Norden wieder heraus und im Paradies ist. Neapel — der Golf — das ist eine andere Sache — was? Diese Luft, dieses Licht, diese Wärme ..."

„Nun, von dieser Wärme sollten Sie nicht reden," entgegnete Riegler, der auch sein Taschentuch in Bewegung setzte, um sich abzutrocknen. „Sie leiden ja furchtbar, die Hitze bringt Sie ja um."

„Ungewohnt!" sagte Grabow. „Nichts, als daß ich mich leider davon entwöhnt habe; in dem Norden da oben verlernt man ja, was so eine richtige, schöne, südliche Wärme ist. Nein, auf meinen Posilipp lasse ich nichts kommen. Das ist das Ideal! Vor der Thür hat man ja das Meer, das Tag und Nacht an den Felsen rauscht und göttliche Kühlung bringt —"

„Aber es ist furchtbar heiß, Grabow."

„Ja, es ist heiß!" gestand der Alte mit einem leisen Seufzer. Er verließ dieses Thema und versuchte zu lächeln: „Wir sind jetzt auch gerade degene — — ich meine, wir sind

nun gerade in keiner guten Verfassung, nach dem vielen Nachtwachen. Aber das haben Sie mir nun wohl vergeben, daß ich Sie damals einsperrte, bis wir drei miteinander abfuhren; ich that es ja im allerhöchsten Auftrage —"

„Es war eigentlich ein abscheulicher Spaß!" sagte Riegler und lächelte gutmütig. „Wie dieser Onegin fluchte, auf deutsch und auf russisch ... Wo ist denn Onegin?"

„Der ist ausgegangen."

„Und Fürstin Raffaela?"

„Noch in ihrem Zimmer."

„Noch immer unsichtbar?"

„Ja." — Der Alte seufzte.

„Und die Fürstin-Mutter? Und der Fürst?"

„Die wohnen ja beide nicht hier; die sind da drüben in der anderen Villa, die zu mieten war, und lassen sich hier nicht sehen. Ja, Herr Doktor, das alles ist — —"

„Und von Herrn Eberstein noch immer keine Spur, keine Silbe, gar nichts?"

„Nicht das mindeste."

„Ich beschwöre Sie, Grabow: und Sie wissen noch immer nicht, warum wir eigentlich hier sind? Was sich begeben hat, als der Fürst aufwachte? Und warum er jetzt hier am Posilipp ist, statt — — nun, statt anderswo?"

Grabow bewegte seine Brauen, zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf.

„So wie Sie mich da sehen — ich weiß nichts, Herr Doktor. Meine Fürstin schweigt; so hat sie noch nie geschwiegen; gegen mich noch nie! — Ich weiß nur, daß in der Nacht aus Kufstein dieses kate — kate — — na, dieses kurzgefaßte Telegramm kam: ‚Abreisen, mit dem nächsten Zuge, mit Koffern, nach Neapel!' — Na, in Neapel sind wir, aber — —"

Doktor Riegler stieß ihn an und sagte leise: „Da ist sie."

„Wo?" flüsterte Grabow. Er sah hinter sich; Raffaela stand auf der Terrasse, der Vesuv sah ihr über die Schulter. Sie war offenbar aus dem Hause gekommen und ging einigemal, langsam, versonnen, über die Terrasse hin und her, ohne die beiden Männer zu bemerken. Dann lehnte sie sich auf die Balustrade, legte den Kopf in die Hand und sah auf das Meer hinaus. Ein schwarzer, italienischer Schleier umhüllte den Kopf und fiel über die Schultern.

„Na, Sie sehen, Herr Doktor," flüsterte Grabow, nach-

dem sie sie beide lange angestaunt und geschwiegen hatten. „Sie sieht nichts und sagt nichts ... Wenn ich Sie bitten darf, lassen Sie sie gehen! Denn will sie allein sein, so ist das ihre Sache —"

Riegler nickte.

„Und will sie wieder sprechen, so wird sie wohl zuerst ihren alten Grabow — — Bitte, lieber Herr Doktor, promenieren Sie ein bißchen in den Garten hinaus — oder wohin Sie wollen; aber natürlich nicht über die Terrasse!"

„Sie sind wie ein alter guter Krankenwärter, Grabow," flüsterte der Doktor lächelnd. „Ich gehe; ich lasse Ihnen Ihre Donna Raffaela. Sie lieben sie, Grabow —"

„Und Sie auch, Herr Doktor!"

„O ja, ich auch," murmelte Riegler lächelnd und that einen tiefen, platonischen Atemzug. „Vielleicht," dachte er, „daß ich unter der Palme am Meer doch ein paar Verse mache ... Wenn ich nur wüßte, wo Paul Eberstein — —"

„Addio!" sagte er leise und ging in seinem geräuschlosen Beamtenschritt durchs Nebenzimmer hinaus.

„Na, nun wird sie ja wohl endlich den alten Grabow sehen," dachte der Alte, „und wird mit ihm reden!"

Raffaela richtete sich auf, warf den Kopf zurück und schien zu lächeln; dann aber war es wieder, als stieße sie einen Seufzer aus. Sie trommelte mit den Fingern auf die Balustrade, sie schüttelte die kleinen Locken und den Schleier, für eine Weile schloß sie dann die Augen und sog die Meerluft ein, wie um eine innere Ungeduld zu betäuben. „Sie ist gar nicht hier," dachte Grabow, „sondern anderswo ..." Plötzlich stieß sie die Balustrade mit den Fingern von sich, wendete sich und warf einen leeren Blick in das Zimmer und mitten durch Grabow hindurch, ohne sich bewußt zu werden, was für ein alter Herr mit langen Haaren dastand. Sie ging wieder ins Haus zurück, wie sie gekommen war. Grabows dünne Brauen stiegen in schmerzlicher Bewegung mehrmals auf und nieder.

„Sie hat mich gesehen," dachte er, „aber sie geht fort — da sind wir nun am Posilipp, und sie will nicht reden. Es wäre doch wirklich — — man sollte doch denken, daß sie mich hier am Posilipp auf die Schulter klopfen würde und sagen: ‚Nun mein alter Grabow?‘ Aber nichts davon. Sie geht wieder in ihren Turm. Grabow gilt noch nichts. Grabow muß warten — wie immer. Wie sein lebenlang! — —"

Er seufzte. „Na, ich kann ja warten," sagte er mit Ergebung vor sich hin und ging hinaus.

Der „Turm", in den die Fürstin Raffaela sich wieder zurückgezogen hatte, war ein etwas phantastischer Anbau an das Hauptgebäude, in einem willkürlich gemischten Stil oder vielmehr ohne Stil, aber wirksam hineingedacht in die Romantik des Ganzen, das wie ein steinerner Traum auf dem Felsen über dem Wasser schwebte. Zwei Stockwerke erhoben sich im Turme übereinander, oben von Zinnen gekrönt, die ein flaches Dach mit weiter Aussicht umgaben und mit wild wuchernden Agaven geschmückt waren; eine Fahne flatterte darüber hin. Raffaela war in das untere Zimmer eingetreten, das an orientalische Frauengemächer erinnerte, doch ohne getreu nachgebildet zu sein; auch standen noch ihre Koffer umher, und man sah es dem Zimmer an, daß die plötzliche Ankunft der Herrin es überrascht hatte. Die Fenster waren trotz der Hitze geöffnet, der Turm lag im Schatten, und es that der ruhelosen Raffaela wohl, den leichten Meerwind zu fühlen und das leise Rauschen der Brandung zu vernehmen, das ihre Gedanken einlullte. Sie trat ans Fenster, dann ging sie wieder durch das Zimmer hin, wie sie es heute schon stundenlang gethan hatte, immer auf und ab wie ein gefangenes, zierliches Geschöpf in seinem Käfig. „Einsam bin ich," dachte sie, „ach, wie bin ich hier einsam ... Aber ich bin doch hier — und ich hab's erreicht!"

Ein Lächeln des Triumphes belebte ihr von Hitze und Unruhe ermattetes, überwachtes Gesicht. Sie überhörte das Klopfen, das die nur angelehnte Terrassenthür in leise Bewegung setzte. Dann sah sie einen Schatten in das Zimmer fallen; es war ihr, als erkannte sie ihn, und sie fuhr zusammen. Ihr Auge hatte sie wirklich nicht getäuscht, Paul Eberstein stand in der Thür.

„Ah!" sagte sie mit einem Laut, der wie Freude klang. Er war ihr also nachgereist, bis zum Posilipp ... Doch um das Gefühl zu verbergen, das ihr das Blut in die Wangen trieb, sagte sie mit erstauntem Gesichte, ohne daß ihre Glieder sich bewegten: „Sie hier?"

„Ja, ich bin hier," entgegnete Paul sehr ernst und gemessen, nachdem er sich leicht verneigt hatte. „Trotz jenes ‚Abschiedes' in Aigen; jedenfalls sehr gegen meine Absicht ... Ich erstaune übrigens etwas über Ihr Erstaunen, denn nach der sonderbaren Lage, in die *Sie* mich offenbar versetzt haben,

mußten Sie doch erwarten, daß ich — notgedrungen etwas thun würde, mir Aufklärung zu verschaffen." Mit höflich zurückhaltendem Stolze setzte er hinzu: „Und mir das Recht der Selbstbestimmung zu wahren ... Bei so rätselhaften Vorgängen —"

„Rätselhaft?" unterbrach sie ihn. „Haben Sie nicht — —"

„Was, wenn ich fragen darf?"

„Haben Sie den Brief des — Fürsten nicht erhalten?"

„Welchen Brief? — Ich weiß von keinem Brief. Als ich in Prien — — denn offenbar hat es keinen Sinn mehr, vor Ihnen leugnen zu wollen —"

Sie schüttelte den Kopf.

„Als ich also in Prien allein blieb, auch den nächsten Morgen — niemand kam — auch Doktor Riegler nicht — so fuhr ich endlich nach Salzburg zurück und zu Ihrer Villa, um meinen Sekundanten zu suchen. Dort ist alles fort. Nur der Gärtner da. Aus dem bring' ich nach und nach heraus, daß Sie abgereist sind, schon am Abend vorher, daß Ihnen vor Sonnenaufgang mein Freund, Herr Onegin, Ihr alter Diener gefolgt sind, daß Ihnen Briefe hierher nachzuschicken sind, Ihnen, dem Fürsten, allen ... Also der Fürst ist hier. — Ich — — ich bin nun eben nicht der Mann, der es ruhig hinnimmt, sich so mystifiziert zu sehen, der sich im Dunklen sieht, ohne heraus zu wollen —"

„Und Sie machten sich auf, fuhren Tag und Nacht?"

„So ist es."

„Und Sie sind nun hier, um sich mit dem Fürsten zu schlagen —?"

Er verneigte sich, in kaum bemerkbarer Erregung, und erwiderte: „Trotz Ihres Eifers, es zu verhindern — ja. Ich wäre nun zwar nicht mehr gegen ihn verpflichtet, aber um ihm zu zeigen — und damit auch Ihnen — daß ein Mann, wie er auch heißen mag — — Doch es ist ja gleichgültig, was ich zeigen will. Genug, ich bin, mit Ihrer Erlaubnis, hier!"

Sie sah ihn an, wie um sein Gesicht zu befragen, ob er denn wirklich nur aus diesem Grunde hier sei. Da aber auf diesem versteinerten, vornehm kalten Gesicht nichts zu lesen war — selbst das Grübchen in seinem Kinn schien verfinstert und versteinert zu sein — so regten sich auch in ihr stolze, trotzige Gefühle. Sie hatte ihn vergebens durch eine Bewegung eingeladen, sich zu setzen; gegen einen Stuhl gelehnt, blieb sie nun ihm gegenüber stehen und sagte mit einem

kleinen triumphierenden Lächeln: „Sie wissen also nichts. Sie wissen nicht, daß ich — und die Fürstin — mit dem Fürsten abreiste; und daß ich es allerdings gethan habe, um Ihr Duell zu verhindern — und auch mit Erfolg. Während Sie in Prien ausstiegen, blieb der Fürst im Wagen — und schlief, und fuhr vorüber —"

„Ah!"

„Nicht wahr, so eine Kühnheit trauten Sie mir nicht zu; ich hab' mir dennoch erlaubt, dieses Abenteuer zu unternehmen. Ich hab' noch *mehr* gethan; als der Fürst dann aufwachte — mit seiner Mutter und mir im Coupé allein, denn wir waren später zu ihm eingestiegen — so hab' ich seinem Zorn standgehalten; ja, ich. Bis ich auch noch das *andere* erreichte, das ich erreichen wollte — — um welchen Preis, war mir gleich. Er hat Ihnen dann aus Kufstein jenen Brief geschrieben — den Brief, den Sie nicht abgewartet haben —"

„Und was steht in dem Brief?" fragte Paul.

„Daß der Fürst darauf verzichtet, sich mit Ihnen zu schlagen. Daß er seine Herausforderung, seine beleidigenden Worte bedauert und zurücknimmt, und daß er Sie auf meinen Wunsch und in meinem Namen bittet, auf jede weitere Genugthuung gleichfalls zu verzichten."

Paul schwieg eine Weile, stirnrunzelnd und beklommen. „Und um welchen — Preis," fragte er dann, „haben Sie das erreicht?"

Sie zögerte. „Das ist meine Sache —"

„Verzeihen Sie; ich habe ein Recht, zu fragen, da es doch wohl auch *meine* Sache ist. Wenn ich zustimmen soll — und wenn man mich bis zum Posilipp — — Um welchen Preis haben Sie das erreicht?"

„Sie haben kein Recht, danach zu fragen," entgegnete sie; „aber ich will mit Ihnen nicht rechten, nach allem, was wir miteinander gesprochen und erlebt haben . . ." Sie nahm von einem Fläschchen, das neben ihr auf einer marmornen Tischplatte stand, den Krystallpfropfen herunter und heftete die Augen darauf, während sie weitersprach: „Sie sollen nicht denken, daß ich meine Freiheit weggegeben habe . . . Ich erklärte ihm: ‚Fordere was du willst, nur nicht meine Hand!' Er fügte sich; er verlangte nur, daß ich mich verpflichte, zu bleiben, was ich bin —"

„Die Fürstin-Witwe —"

„So ist es. — Sonst nach Prien zurück . . .“ Sie setzte den Pfropfen wieder auf das Fläschchen. „Ich habe mich verpflichtet,“ fügte sie hinzu. „Und auf diese Weise hab' ich erreicht, was ich wollte, habe Ihnen bewiesen — —“

Sie wendete sich langsam von ihm ab, um ihm eine Bewegung in ihren Zügen nicht zu zeigen. „Nun, dann sind wir weitergefahren — denn nach Salzburg will ich nie, nie mehr zurück. Ich bin hierher gefahren, wie ich wollte, um hier in aller Freiheit als meine eigene Herrin zu leben — hier am Posilipp!“

„Und warum das alles?“ fragte Paul, nachdem er, um seine Brust zu erleichtern, tief geatmet hatte.

„Warum? — Nun, um Ihnen zu zeigen, daß ich doch Stärke, daß ich Willen habe — und weil ich nicht wollte, daß der Fürst Sie tötet. — — Warum sagen Sie mir nun nichts?“

„Was ist da zu sagen?“ antwortete er, indem er zu lächeln suchte. „Ich danke Ihnen für Ihren guten Willen — wenn es mich auch bedrückt, daß eine Frau — — Also kein Duell mehr. Die Reise hätte ich also umsonst gemacht. Aber ich hatte Zeit, und ob in Salzburg oder in Neapel — das ist einerlei. Ob das Opfer, das Sie so großmütig waren für Ihren Zweck zu bringen — ob es für Sie ein Opfer ist, das zu beurteilen steht mir nicht zu. Ich habe also nichts mehr zu sagen —“

„Was liegt an mir?“ murmelte sie. Dann sagte sie laut: „Warum gehen Sie zur Thür?“

„Um Ihnen von da aus Adieu zu sagen . . .“

Raffaela zitterte. Doch sie faßte sich. „Es steht mir nicht zu,“ sagte sie, seine Worte wiederholend, „Sie zurückzuhalten . . . Verzeihen Sie mir nur, daß ich die Kühnheit hatte, so in Ihre Angelegenheiten einzugreifen; aus Trotz — nur aus kindischem Trotz; und aus Eitelkeit — oder wie Sie wollen. Wenn es Sie ‚bedrückt‘, wie Sie sagen, so mögen Sie mir verzeihen, weil ich eine Frau bin; nur eine Frau, also ein unverständiges, thörichtes Geschöpf. Als ich es that, meinte ich es gut . . . Was Sie ein ‚Opfer‘ nennen, das — das hat nichts zu sagen. Meine Freiheit bleibt mir; also was ich wollte. Also — — gehe es Ihnen gut! Adieu!

„Adieu!“ wiederholte sie und grüßte mit der Hand. Sie hatte aber ihre Kraft überschätzt, denn auf einmal brach

sie in Thränen aus und sank auf den Stuhl, an den sie sich gelehnt hatte. Es war wie ein Krampf in ihr, der sie schon lange umspannt hielt, der sich lösen wollte; es schüttelte sie vom Mittelpunkte des Lebens aus und durchfuhr die Glieder. Sie stützte endlich die Arme auf den Marmortisch und legte den Kopf in die Hände.

„Fürstin Raffaela!“ sagte Paul tief betroffen. „Sie weinen! — —“ Da sie schwieg, fragte er, ohne sich zu rühren: „Um was weinen Sie?“

Sie antwortete nicht.

„Ich kann so nicht fort. Ich kann nicht fort, solange Sie so weinen —“

„So werde ich nicht mehr weinen,“ sagte sie, stand auf und unterdrückte ihr Schluchzen. „So schwach ich bin, sehen Sie, hab' ich doch die Kraft. Es ist also kein Hindernis mehr da, das Sie zurückhält ...“

Er blieb aber noch stehen. „Und auch jetzt,“ sagte er stockend, „kann ich so nicht fort. Was wäre das für ein Abschied ... Ich hab' nicht die Kraft —“

„Sie, ein starker Mann?“

„Ich sehe Sie zum letztenmal —“

Es durchzitterte sie.

„Ich kann nicht gehen,“ fuhr er fort, „eh ich mein Herz nicht entladen habe; ich, den Sie doch Ihren Freund nannten — und der ich Ihre Thränen wieder fließen sehe. — O ja, Ihr Kopfschütteln schüttelt sie nicht weg. Ich muß Ihnen wenigstens sagen, was mir Tag und Nacht auf der Seele lag, was ich Ihnen zehnmal, hundertmal gesagt habe, wenn ich mit geschlossenen Augen Sie vor mir sah — und der Wagen rollte!“

„Nun, so sprechen Sie ...“

„Alles?“

„Ja.“

„So offen und aufrichtig, wie ich es Ihnen gesagt habe, wenn Sie mich nicht hörten?“

„Und Sie mich anklagten ... Reden Sie nur. Ich kann alles hören. Ich will alles hören. So wie Sie mir damals, am ersten Morgen, die Wahrheit sagten —“

Sie sank wieder in den Stuhl, und in etwas furchtsamer Erwartung, doch auf alles gefaßt, blickte sie ihn an.

„Sehen Sie, schon damals, Fürstin — nicht an jenem Morgen, aber als ich Sie wiedersah — als ich fliehen wollte,

weil meine Gefühle mich erschreckten — und Sie mich zurückhielten — schon damals wußten Sie, was ich für Sie fühlte ... Können Sie widersprechen, so thun Sie's! — —" Raffaela schwieg. — — „Als dann der Fürst eintrat und seine beleidigenden Fragen Sie in Furcht versetzten — da sagte ich Ihnen so deutlich, wie es nötig war, daß ich — den Mut hatte, es sehr ernst zu meinen, daß ich, für Ihre Ehre besorgt, Ihnen mein Herz und mein Leben zu Füßen legte ... Falls Sie das damals nicht verstanden hätten, so sagen Sie es! — —" Sie wollte reden, aber sie schwieg. — — „Wie Sie aber auch über meine Gefühle denken mochten, Fürstin — diesem hochfahrenden Herrn konnten und mußten Sie erwidern: ‚Ich bin frei, zu thun und zu lassen was ich will. Erdreiste dich nicht, so vor mich hinzutreten; der da ist mein Freund, mein erwählter Freund — und was ich auch thue, ich vertrete es vor Gott und der Welt!' — — Das thaten Sie nicht. Unter den Augen des Fürsten faßten Sie sich als Fürstin und ließen mich, den bürgerlichen Paul Eberstein, fallen ..."

Raffaela hob eine Hand, wollte widersprechen. Aber vor dem stolzen, edlen Ausdruck seines blassen Gesichtes verwirrte sie sich und schwieg.

„Dann kam das Duell," fuhr er fort — „und unsere Trennung — und Ihr ‚Heroismus'. Ich soll ihn bewundern ... Ja, es ist wahr, es ist Heroismus; Sie haben mir gezeigt, was ich auch ohne das schon zu wissen glaubte, daß Sie eine edle, opferfähige, holde Seele haben — mein Gott, ich fühl' es ja hier, ich leugne es ja nicht. — Aber dieses Opfer — — Was sagte ich Ihnen bei unserem ersten Gespräch? In den zaghaften, durch Pessimismus entmutigten, matt gewordenen Seelen verwandle sich im besten Falle die Energie in Ertragen, in jenen passiven Heroismus, der nur noch dulden, entsagen, sich aufopfern könne ... So ist es Ihnen ergangen; diesen Heroismus haben Sie gehabt. Sie haben sich aufgeopfert, Ihre Zukunft, Ihr Lebensglück haben Sie weggeworfen! — Sie — eine Frau wie Sie — noch jung, und so blühend — und von der Natur dazu auserlesen, zu lieben, geliebt zu werden, den Beruf der Frau zu erfüllen — Sie haben darauf verzichtet, auf immer — wie durch ein Klostergelübde — und sagen: ‚Was liegt an mir?' — Und das alles warum? — Weil ein Mann es verlangte, der — der die Welt ein Nichts nennt, weil er sie nach sich selbst

beurteilt; der Sie nicht liebt und Sie nie geliebt hat. Der nur darum auf Sie eifersüchtig ist, weil er fürchtet, mit Ihnen den Paktolus, den Goldfluß zu verlieren, der sich aus Ihrer segenspendenden Höhe in seinen Sumpf ergießt . . . Verzeihen Sie, ich wäge meine Worte nicht mehr — ich mag nicht, ich will nicht mehr! — Wenn dieser lebensmüde Herr des Goldflusses sicher wäre, so würde er kein Bedürfnis mehr verspüren, um Ihretwillen Blut zu vergießen oder Sie durch unnatürliche Gelübde zu fesseln . . . Und um so eines Menschen und um seines ‚Bruders im Nichts‘ willen soll nun alles aus sein; Ihr Leben zerstört, vergeudet — und herabgewürdigt; und ich soll mir noch sagen, für mich hat sie's gethan! Ich, der ich ihm so gern seinen Goldstrom ließe — alles, alles — wenn ich Sie nur retten dürfte — wenn ich, ich — — — Hätten Sie doch lieber ruhig zugegeben, daß ich mich vor seine Kugel und an den Abgrund stellte; wir hätten beide getroffen, hoff' ich — und mir wäre besser als jetzt!"

Raffaela seufzte. Sie kämpfte wieder mit Thränen. Doch während er vom „Goldfluß" und vom Fürsten sprach, hatte sie sich langsam erhoben, wie überrascht, wie von etwas ergriffen, und starrte Paul unablässig an. „Wie grausam das alles ist, was Sie mir da sagen," murmelte sie jetzt. „Also Sie meinen, ich sei wieder schwach gewesen —"

Er fiel ihr ins Wort: „Glauben Sie nicht, daß ich von einer Frau die Willensstärke, die Festigkeit eines Mannes verlange; so thöricht bin ich ja nicht. Die Natur hat ja die Frau darauf angewiesen, mit dem Manne zu leben; was ihr an Kraft fehlt, das soll sie eben auf der Schwelle finden, über die sie zum Manne geht. Nur — wenn sie allein ist — oder wenn die großen Schicksalsstunden kommen — da fordert denn doch das Leben, das für alle gleich ist, daß sie sich als stark und fest zu bewähren weiß; daß sie für ihr Glück, für ihre höchsten Güter auch zu kämpfen vermag . . . Aber ich bin, wie es scheint, schon ohne Sinn und Verstand. Ich predige Ihnen wieder wie damals — als wären wir noch in Salzburg — als wäre nicht alles vorbei. Also — endlich zum letztenmal — leben Sie wohl!"

Er wollte zur Thür; Raffaela trat ihm aber stumm in den Weg, ohne zu sprechen Ihre Augen leuchteten durch große Thränen hindurch. Sie schüttelte den Finger wie die Neapolitaner, um „nein" zu sagen; dann bewegte sie die Arme

auseinander, von sich weg, und hielt sie in rührender Anmut wie abwehrend vor sich hin.

„Was wollen Sie?“ fragte er.

„Ich kann nicht reden,“ antwortete sie, gleichsam geheimnisvoll, „kann es Ihnen nicht sagen.“ Sie legte die Hände auf der Brust zusammen, mit innig bittendem Lächeln: „O seien Sie gut! — Geduld, seh' ich wohl, ist nicht Ihre Stärke, aber ich bitte Sie von ganzem Herzen, haben Sie einmal — heute — mit mir Geduld!“

Durch ihr Benehmen verwirrt, sagte er zögernd: „Was soll ich thun — oder nicht thun —“

„Sie kennen mich wohl recht gut,“ erwiderte sie; „aber doch nicht ganz. Vielleicht ist doch, doch noch etwas in mir, das man nicht sieht, das also auch Sie nicht sehen. Vielleicht geht es Ihnen mit mir, wie es dem Wanderer mit dem Felsen ging, den er für stumm hielt, bis er selber das Echo in ihm weckte . . . Aber das Gleichnis hinkt wohl — und überhaupt, mit Worten kann ich es nicht sagen. Wollen Sie mir eine letzte Liebe thun? Noch heute abend sollen Sie wieder gehen — ohne Lebewohl; nur noch zwei Stunden — nur noch eine Stunde bleiben Sie hier — bis ich Ihnen sage — — Fragen Sie nicht, was es ist. Bitte, nur dieses eine Mal folgen Sie mir stumm. Gehen Sie — auf die Terrasse — unter meinen Palmen, da erwarten Sie die Nacht, denn sie wird bald kommen — und — nun, und wie es dann endet!“

Er sah ihr bewegt in das lieblich bittende Gesicht. Seine Augen forschten darin, unwillkürlich wollte er reden; sie legte aber, sanft lächelnd, einen Finger auf den Mund. Durch eine Gebärde bat er um Verzeihung.

Darauf hob sie den Finger gegen die Terrasse und deutete an, von da weiter rechts solle er zu den Palmen gehen. Er verstand und nickte. Mit einer stummen Verneigung, eine Hand auf der Brust, ging er auf die Terrasse und dem Garten zu.

Sie schloß hinter ihm die Thür. Dann richtete die kleine Gestalt sich entschlossen auf, und mit einer heiteren Miene, während noch Thränen an ihren Wangen glänzten, sagte sie: „Ich will!“

Sie ging zur anderen Thür, die in das Innere der Villa führte; ehe sie sie aber öffnete, trocknete sie die Thränen. An einer Wendeltreppe sah sie Grabow stehen, mit seinem

schüchtern vorwurfsvollen Gesicht. „Grabow!“ rief sie, aber mit holder Stimme. Er kam. „Seien Sie gut, lieber Vater Grabow!“

Beglückt horchte er auf.

„Ist Doktor Riegler da?“

„O gewiß,“ antwortete er. „Im Garten.“

„Gut,“ dachte sie, „so findet er ihn dort! —“ Sie fragte wieder: „Und Herr Onegin?“

„Der ist wiedergekommen, sitzt im Billardzimmer und raucht.“

„Haben Sie die Güte, lieber Vater Grabow, schicken Sie ihn zu mir. Ich lass' ihn ersuchen, auf einige Augenblicke —“

„Sehr wohl!“

„Hatt' ich nicht recht, zu warten?“ dachte Grabow. „Sie ist wieder da!“ — Er konnte sich nicht versagen, eh er ging, ihre Hand zu ergreifen und geschwind, aber ehrerbietig zu küssen, worauf er gerührt sagte: „Donna Raffaela — willkommen am Posilipp!“

Sie lächelte ihm nach, als er wie ein Jüngling die Haupttreppe hinauf eilte. „Er ist wieder gut!“ — In ihr Zimmer zurückgekehrt und zum Fenster tretend, erstaunte sie auf einmal, wie über ein Wunder, den Vesuv zu sehen; den ganzen Tag stand er ihr schon vor Augen, aber ihre Sinne waren so betäubt gewesen, so empfindungslos. Jetzt erschrak sie, wie schön dieser Golf, ihre Heimat, war. Diese edlen Linien, dieses edelsteinblaue Meer, dieser leuchtende Himmel, diese glühenden Farben ... „Ich will dich mir verdienen,“ dachte sie, „dich und das Glück und das Leben will ich mir verdienen —“ und einigemal sagte sie leise vor sich hin: „Ich will, ich will, ich will! — —“ Endlich kam Onegin. Er hatte sich soeben in Neapel ein ganz helles Sommerkostüm gekauft, das leichteste, das es gab, und er trug es schon; zu seiner fahlen Gesichtsfarbe und dem unbestimmten Blond seines dünnen Haares sah es sonderbar aus. Raffaela verzog unwillkürlich die Lippen, als sie ihn erblickte. Sie saß schon am Fenster und lud ihn ein, sich zu setzen.

„Entschuldigen Sie,“ sagte sie, „wenn ich mir erlaubte ... Was ich Ihnen sagen möchte, das ist schnell geschehen. Es handelt sich — um ein gutes Geschäft, das ich Ihnen vorzuschlagen habe, und in geschäftsmäßiger Kürze.“

„Ein Geschäft?“ fragte er erstaunt.

„So ist es. — Ich habe mir's anders überlegt... Der Fürst wird Ihnen bereits gesagt haben, welche Verpflichtung ich ihm gegenüber eingegangen bin; nun eben das hab' ich mir anders überlegt. Diese Verpflichtung wünsche ich zu lösen."

Onegin starrte sie an.

„Natürlich nicht ohne Entschädigung," setzte sie hinzu, „und das ist das Geschäft. Sie sehen," sagte sie lächelnd, „kaum bin ich hier, so red' ich schon wieder als echte Neapolitanerin! —" Sie sah ihn, mit ein wenig gesenktem Kopfe, von der Seite an, streckte den Zeigefinger der linken Hand aus und legte den rechten in der Mitte darauf, als wollte sie ihn durchschneiden. „Das — das biete ich."

„Ich verstehe nicht —"

„Nun, das heißt: die Hälfte. Die Hälfte meines Vermögens trag' ich dem Fürsten an, wenn er mich aus dieser Verpflichtung losläßt, mir mein Wort zurückgibt. Ich will meine ganze Freiheit wieder haben und meinen halben Besitz dafür hingeben; verstehen Sie das nicht?"

„Verzeihen Sie," sagte Onegin, der ihr zum erstenmal den Eindruck eines verblüfften Menschen machte. „Wenn Sie nicht zu scherzen belieben —"

„O nein."

„So — so begreif' ich vor allem nicht, warum sagen Sie das mir und nicht dem Fürsten selbst?"

„Weil es ein Geschäft ist; in Geschäften spricht man mit dem Fürsten schlecht — und mit Ihnen gut. Sie sind ‚objektiv', der nüchterne, praktische Philosoph ohne Vorurteile; es gibt für Sie keine — Idealität, weder falsche, noch echte... Bitte, bleiben Sie sitzen, ich sage ja nichts, als was Sie selber hundertmal gesagt haben — also bitte, bitte! — Das natürliche Interesse des Fürsten und seiner Mutter ist, standesgemäß und sorgenfrei zu leben. Um das zu können, wollte der Fürst mich heiraten — bitte, lassen Sie — dasselbe erreicht er jetzt, ohne mich zu heiraten, wenn ich ihm die Hälfte abtrete — und er ist frei von mir und aller Welt. Mir aber bleibt genug — und meine Freiheit dazu. Ein besseres Geschäft können wir also alle beide nicht machen. Sie haben immer für den Fürsten gedacht und für ihn gehandelt, thun Sie das auch jetzt — und machen wir's ab!"

Onegin nahm seine würdevollste Haltung an — wobei aber das leuchtende Kostüm ihm nicht günstig war — und erwiderte: „Ich stelle Ihnen gerne frei, Fürstin, über mich

zu denken, wie es Ihnen beliebt; ein richtiger Philosoph nimmt es nicht so schwer, was andere von ihm halten. Aber ich begreife nicht, daß eine Frau von Geist, wie Sie, sich einreden kann, der Fürst sei dazu fähig, so ein ‚Geschäft' zu machen."

Raffaela sah ihm einen Augenblick zweifelhaft in die klaren, wasserkalten Augen. Plötzlich fiel ihr aber das „elfte Gebot" ein, das Paul Eberstein an jenem Morgen citiert hatte: „Laß dich nicht verblüffen!" Sie lächelte, und ebenso ruhig und kalt, wie Onegin. „Ich hoffe und glaube, er wird es machen," antwortete sie. „Er wird zuerst die pathetische Rolle spielen — wenn auch ohne Revolver — aber er versteht sich ganz gut auf seinen Vorteil. Wenn Sie ihm nur zureden."

„Ich?"

„Ja, Sie."

Onegin betrachtete die Fürstin wie ein unbekanntes und gänzlich überraschendes Phänomen, und wie wenn er fragen wollte: Woher kommt dir das alles? Was ist mit dir geschehen? — „Entschuldigen Sie," sagte er. „Ihm zureden ... das ist doch am Ende nicht meine Sache —"

„Herr Onegin," erwiderte sie, ihre Ueberlegenheit genießend, langsam — „ich glaube, etwas Unrichtigeres haben Sie noch nie in Ihrem Leben gesagt. Vor allem anderen ist es Ihre Sache ... Ich will Ihnen mit drei Worten sagen, warum. Wenn dieses Geschäft nicht zustande kommt, so geschieht etwas anderes, das ich bei mir fest beschlossen habe: so mache ich von Ihrem selbstlosen Anerbieten bei unserer letzten Aigener Unterredung Gebrauch und erkläre dem Fürsten als Ihren und meinen Willen, daß Sie uns verlassen."

Onegin stand auf. Es entstand eine lange Stille. Er verneigte sich endlich stumm gegen Raffaela, die durch eine leichte Bewegung es erwiderte.

„Nun?" fragte sie dann.

„Die Hälfte Ihres Vermögens?"

„Ja. Aber verstehen Sie wohl: nur wenn die Sache heute abgemacht wird; wie, das ist Ihre Sache. Mir liegt daran ... Es muß heute sein ... Hab' ich in einer halben Stunde die Zustimmung des Fürsten, so ist es gut, so machen wir es morgen amtlich, feierlich — und die Herrschaften reisen dann, wohin sie wollen; wir bleiben gute Freunde, gute Verwandte, die sich immer wieder sehen, das versteht sich von selbst. Zögert er aber, so thue ich etwas anderes! So begeh' ich

irgend einen verzweifelten Gewaltstreich — verlassen Sie sich darauf — gehe ins Kloster, übergebe mein ganzes Vermögen an die Kirche, und Sie — das heißt er — das heißt, Sie und er — Sie verlieren alles! — Ich hoffe, Sie zweifeln nicht mehr an meiner Entschlossenheit —"

Fast bewundernd schüttelte er den Kopf.

„Also genug! — Von der Hälfte dessen, was ich habe, können Sie alle drei ohne Einschränkung leben. Ich kann mir dann zu meiner Beruhigung sagen, daß die Mutter und der Bruder meines verstorbenen Mannes nicht zu sorgen haben — und daß auch Sie davon Nutzen ziehen, wird mir der liebe Gott hoffentlich nicht anrechnen. Bitte, lassen Sie — es bedarf also zwischen uns keiner Worte mehr, auch nicht zwischen dem Fürsten und mir; wenigstens nicht über diese Sache ... Wir leben zwar schon nicht mehr unter einem Dach, aber er wohnt kaum hundert Schritt von hier. Schicken Sie mir in der nächsten halben Stunde irgend was zum Zeichen seiner Zustimmung — ein Wort — oder eine Blume — so ist es abgemacht und wir sind einig. Wenn nicht — so schreibe er sich selber zu, was geschieht! Ich habe auch meinen ‚Revolver' — wenn auch nur im Kopf — aber er ist geladen, und ich habe italienisches Blut; bitten Sie ihn, das nicht zu vergessen!"

Sie war aufgestanden und machte nun Herrn Onegin eine Verbeugung, die ihn entließ. Er verneigte sich gleichfalls, stumm. Er war aber wirklich „objektiv" genug, um noch einen staunenden Blick auf sie zu werfen, der zu sagen schien: „Wenn ich mich verlieben könnte, wär's in diese Frau! —" Mit langsamen und zögernden Schritten ging er dann hinaus.

Raffaela blickte umher. Ein herzhaftes, glückseliges Lächeln flog über ihr Gesicht. „Nun?" sagte sie, gegen die Terrasse wie zu Paul gewendet, „bin ich nun stark? Habe ich nun ‚Willen?' — Gönnen Sie mir nur noch eine halbe Stunde Zeit ..." Sie sah wieder auf die Berge drüben bei Sorrent, das Meer und den Vesuv; ihr kam ein Gefühl, als seien auf einmal viele Jahre von ihr abgefallen, als sei sie nicht mehr die Fürstin, nicht die Grafentochter, als stehe sie wieder in Piedigrotta am Fenster, jung, ganz jung, und träume den Himmel ihrer Heimat an, und die Erde, das Leben. Mit ihrer hellen, zarten Mädchenstimme sang sie vor sich hin:

„La vedetti a Piedigrotta — —"

Ihr wollten die Worte nicht kommen, die nun weiter folgten, aber sie sang, was ihr einfiel, sie sang immerfort. Eine heitere, glückliche Phantasie begann vor ihr aufzusteigen; sie nickte sich zu, sie trat zu einem Kästchen von orientalischer Arbeit, das auf einem Tische stand, öffnete es, holte Korallenschnüre hervor, eine nach der anderen, und hängte sie sich um den Hals; dann löste sie ihren schwarzen Schleier ab, nahm ein seidenes, rotes phrygisches Mützchen aus dem Kasten und setzte es sich auf die dunklen Locken. Auch eine seidene, bunte Schärpe fand sie in dem Kästchen; sie umschlang sich damit, immer noch leise singend. Unterdessen glühten drüben die fernen Ufer von Sorrent und die braunen Berge in der letzten Sonne, die Goldtöne starben, ein feierlicher, violetter Schimmer verklärte das auf dem Meere schwebende Felsenland und zog sich langsam von den Gestaden zurück, bis er nur noch die Höhen wunderbar umsäumte. „O wie schön dieser Tag vergeht," dachte Raffaela, „und wie schön die Nacht wird; — o ihr glücklichen, milden, geliebten Nächte meiner Heimat ... War es denn noch nicht aus? Werd' ich noch wieder warm und glücklich und — geliebt wie ihr? Mit euch? Werd' ich noch wieder jung? Soll ich wieder leben? — Ja, es wird mir gelingen und ich werde leben ...

O bella Napoli,
Lastro d'argento — —

Sie begann wieder zu singen, das Lied von Santa Lucia — aber die Gedanken kehrten zu ihrer fröhlichen Eingebung, ihrer Phantasie zurück. Sie sah sich wieder in Aigen, an dem Morgen, als sie von ihrem Balkon Paul zum erstenmal hörte, ehe sie sein Gesicht, sein edles, sonniges Gesicht noch gesehen hatte. Das stolze Gesicht, mit der edlen Nase und mit dem lächelnden Grübchen unter dem ernsten Mund ... „Ja, ja, ich liebe ihn, ich liebe ihn," sagte sie vor sich hin. „Und ich will — —"

Sie lief zur Thür. „Grabow!" rief sie. „Lieber Vater Grabow!"

IX.

Paul saß noch auf dem Felsen, dem bräunlichgelben, der steil gegen das Wasser abfiel. Die vom sanften Abendwinde gekräuselten Fluten rauschten dumpf herauf, zuweilen erklang die hellere Musik einer anklatschenden Welle. Riegler war leise fortgegangen, da er seinen Freund so sonderbar bewegt, so in sich versunken sah; es war menschenstill um Paul, ein tiefer Friede, der die Unruhe in seiner Brust doch ein wenig löste. Er sah auf den Golf hinaus, er sah alles, seine Augen suchten es zu fassen, aber es schien ihm ein Traum, und das Wunder des ganzen Lebens, seines eigenen, der Welt lag auf seiner Seele. Die Schlachtfelder von Frankreich stiegen vor ihm aus dem Golf heraus; das bleiche Gesicht des verwundeten Grafen, an dessen Bett er saß und der ihm von seiner Tochter Raffaela erzählte; — nun saß er hier, auf ein letztes Wort dieser Raffaela wartend, in der Villa am Posilipp — seiner Villa, wenn er einst gewollt hätte ... Die Dämmerung brach herein, das unermeßlich lang am Meere hingestreckte Neapel, das sich zu seiner Linken gegen den Vesuv zog und auch da noch in immer neuen Städten und Oertern sich fortsetzte, leuchtete noch in einem letzten Licht, das vom Himmel strahlte. „Nun wird diese Stadt des Lebens und der Lust," dachte er, „bald in Nacht versinken — und was wird dann aus mir? Und aus meinem Leben und aus meiner Lust? — O warum mußte ich mein Herz so an sie verlieren — — Aber es ist doch süß ... Ach, so kannt' ich's nie ..."

Eine seltsame Erscheinung zog seine Augen nach den Höhen über Neapel hin; ein sanft abgerundeter Gipfel — oder war es ein Werk von Menschenhand, er konnte es nicht erkennen — fing an zu erglühen, sich in einer flammenhellen Erhöhung fortzusetzen, die sich rätselhaft emporwölbte. Dann aber stieg es langsam wie eine mächtige, goldene Seifenblase auf, die ein unsichtbarer Hauch nach oben trieb, löste sich mehr und mehr von dem Hügel ab und schwebte endlich majestätisch in das Blau empor. „Du bist's, schöner Mond!" sagte Paul ergriffen. „An dich dacht' ich nicht ... Wie warm du mich anschaust. Wie das goldene Auge des Schicksals, das mir ins Herz sehen will, ob es auch gefaßt und lebensmutig ist — dafür will ich dich nehmen! — Ja, ich bin gefaßt — und an wie manchem Ort auf dieser Erde und in wie mancher

Schicksalsstunde sind wir uns schon begegnet. Hast mir auch manches Mal melancholisch und kalt in die Brust gesehen, hast mich müde und kummervoll gefunden wie die anderen Menschen — aber heute nacht leuchtest du so golden — so warm — — wie wenn du nur Segen und Freude und Liebe bringen könntest. Ja, ich glaube — ich hoffe —"

Eine leichte Hand legte sich ihm auf die Schulter. Als er sich umwendete — er dachte, es sei Riegler — stand Raffaela hinter ihm. Der Mond beleuchtete ihr lächelndes Gesicht; die Korallenschnüre, die farbige Schärpe, das Mützchen auf ihrem Kopfe, das zur Seite nickte. Paul starrte sie an, sie war ihm wie verwandelt. Er war aufgestanden. „Kommen Sie," sagte ihre weiche Stimme. „Wir erwarten Sie. Bis ich Ihnen sagen kann, was ich — sagen möchte, seien Sie da drinnen mein Gast. Sie werden Durst oder Hunger haben?"

„O nein," erwiderte er, sie fort und fort betrachtend.

Sie lächelte. „Ich wünsche aber, daß Sie Durst oder Hunger haben. Solange Sie noch hier sind, müssen Sie meinen Wünschen folgen. Das ist Ihre Ritterpflicht. Ich gehe voran. Also kommen Sie!"

Er gehorchte stumm. Er war wie im Traume, reden mochte er nicht. Sie schwebte durch den Mondschein voran, in das Haus hinein, nicht über die Terrasse, sondern in einen Anbau, der am Garten lag. Es war ein mäßig großes Gemach, in das sie eintraten, mit Holz getäfelt, das sich heller und dunkler abtönte; farbige Lampen, in denen die Flammen schon brannten, hingen von der Decke herab. In der Mitte des Zimmers stand ein niedriger Tisch ohne Stühle, mit Wein, Kuchen und Früchten auf vier silbernen Schalen. Um den Tisch her, aber in einiger Entfernung, waren vier Diwans im Viereck gestellt. Die beiden Diener im Kostüm neapolitanischer Bootsführer, die den Doktor Riegler vorhin bedient hatten, standen im Hintergrunde, Riegler und Grabow erwarteten die Herrin an der Schwelle.

„Wir werden unser vier sein," sagte Raffaela zu Paul. „Sie, Ihr Freund und mein alter Grabow, wenn Sie es gestatten. Ich erzählte Ihnen ja einmal von dem ‚Vater Grabow', der, als ich da unten in Piedigrotta Kinderschuhe trug, mein Beschützer, mein Freund war. Heute, zur Feier der Heimkehr, muß er mit uns tafeln, nicht wahr, mit uns Lacrimae Christi trinken —"

Paul verneigte sich lächelnd. Grabow seufzte und keuchte

vor Bewegung, wischte sich mit seinem Taschentuche angeblichen Schweiß von den Augen fort und beugte sich heimlich auf Raffaelas Hand, um sie zu küssen.

„Meine Herren," fuhr Raffaela fort, „Sie sind in Neapel! Erlauben Sie, daß ich Sie heute nach meiner neapolitanischen Phantasie bewirte, nicht ganz wie im alten Pompeji, aber doch so ein wenig nach antiker Art. Ich bitte, lagern Sie sich; Sie sehen, für jeden steht ein Diwan bereit. Man wird Sie bedienen wie im Altertum, legen Sie sich nur hin!"

„Ah, ah!" rief Doktor Riegler aus. „Fürstin, das ist ja die reine Poesie!" Er faßte Paul am Aermel und flüsterte: „Steh doch nicht so eingefroren da, was ist in dich gefahren? — Schau sie an, Paul, ist sie nicht wie ein Märchen?"

Paul erwiderte nichts. Die Fürstin nahm ihn bei der Hand und führte ihn stumm zu einem Diwan. Er lagerte sich, ebenso die anderen, nur Raffaela stand noch. Die Diener traten herzu, nahmen die silbernen Schalen von der Tafel und stellten sie auf winzigen Tischchen neben die Gäste hin. Nebenan, hinter einem Vorhang, der eine Thür verdeckte, begann eine gedämpfte Musik, sie spielte die Melodie der „Vera Sorrentina", die Raffaela vorhin gesungen hatte, während sie sich schmückte. Riegler horchte entzückt.

„Was ist das?" fragte er, sich ein wenig aufrichtend.

„Das ist unsere alte, simple, neapolitanische Musik," antwortete Raffaela, „Guitarre, Mandoline und Geige. Meine drei Musikanten, meine alten Freunde; sie hatten schon gehört, daß ich gekommen sei, und warteten auf der Straße. Das gehört ja auch zu einem antiken ‚Gelage', nicht wahr?... Trinken Sie, meine Herren — trinken Sie. Vater Grabow, fürchten Sie sich nicht. Wenn Sie auch müde sind und der Vesuvwein Sie einschläfert — was thut's? Sie dürfen hier ruhig einschlafen, so wie Sie da liegen. Ja," setzte sie hinzu, indem sie über die Schulter einen verstohlenen, beobachtenden Blick auf Paul warf, „dieser pompejanische Abend am Posilipp erspart meinen Gästen das Heimgehen; ohne prosaische Unterbrechung aus der Lust des Lebens in die Lust des Schlafes: das ist die Parole!"

„Du!" flüsterte Doktor Riegler, sich etwas vorbeugend, zu Paul hinüber, der ihm rechts zunächst lag, „hast du das gehört? Das erinnert mich ja an deine Phantasie!"

Paul antwortete nicht, aber sein Herz schlug stark. „Was bedeutet das alles?" dachte er. „Was hat sie im Sinne —

was will sie? — —" Raffaela hatte sich von ihm abgewendet; sie lagerte sich nun auch und griff zu ihrem Becher, denn auf jeder Schale stand ein silbernes Trinkgefäß, schon mit Wein gefüllt. „Ich trinke Ihnen zu, Vater Grabow," sagte sie, ihren Becher hebend. „Wie sagten Sie mir vorhin? Willkommen am Posilipp!"

„Ach!" seufzte der Alte, der die schweren Augen vor Seligkeit aufriß. Er trank in kleinen Zügen, aber fort und fort. „Ja, ja, ja," sagte er, mehr singend als sprechend. „Willkommen am Posilipp! — Wir sind wieder heimgekehrt — wir sind wieder heimgekehrt — wir sind am Posilipp!"

Die heitere Melodie nebenan, mehrmals gespielt, verstummte; die Guitarre präludierte einen Uebergang, dann begannen die Musikanten eine ernste, getragene Melodie zu spielen, die schwermütig feierlich emporstrebte und dem alten Grabow plötzlich große Thränen entlockte. Er fing an, leise mitzusummen; er hielt sich den Becher vor die Augen, damit man seine Rührung nicht bemerken sollte, dann trank er wieder und seufzte.

„Was spielen sie jetzt?" fragte Riegler zu dem Alten hin.

Raffaela antwortete für ihn. „Auch ein italienisches Lied," sagte sie, „aber nicht von hier. „Vorrei morir quando tramonta il sole" . . ."

„Vorrei morir," summte Grabow selig. Er horchte eine Weile; dann, als die Melodie zu ihrem Anfang zurückkehrte, riß es ihn mit fort, und ebenso unrichtig wie begeistert sang er voll der glückstrahlendsten Schwermut:

„Vorrei morir quando **tramonta** il **sole** —"

Plötzlich brach er ab. „O meine teure Donna Raffaela," sagte er, sich aufrichtend, „bitte tausendmal um Exküse. Was erdreist' ich mich —"

„Singen Sie nur!" rief Raffaela lustig. „Nicht wahr, er soll singen, und wenn er auch eine ganz andere Melodie singt . . . Heute ist Freiheit, Grabow; folgen Sie Ihrem Herzen, schonen Sie uns nicht!"

Grabow schlug eine Weile den Takt, dann schloß er die Augen, die, von Wachen, Wein und Hitze schwer, nicht mehr gehorchen wollten, und sang wieder mit. Auch Raffaela fiel ein, um ihm Mut zu machen. Doktor Riegler, den die Poesie dieses „griechischen Abends" völlig übermannte, ließ seine Kehle

schüchtern versuchen, ob sie sich anschließen könnte; aber ihm fehlten die Worte, die Melodie und die Stimme, und er sank wieder auf seinen Diwan und in das Schweigen des Glücklichen zurück.

Das Lied war aus, die Musik verstummte. „Meine Herren!“ rief Grabow plötzlich, mit unsicherer Stimme. „Nein,“ unterbrach er sich, „meine hohe Dame, Donna Raffaela ... Nein, entschuldigen Sie, nicht an Sie richte ich diese Worte ... Also meine Herren! Erlauben Sie, daß ich alter Mann in dieser Weihestunde, an diesem anti — anti — — an diesem Abende aus alter Zeit meine Gefühle ausspreche. Wir sind am Posilipp — am Posilipp, ja, am Posilipp — dieses Land ist das Paradies! Ach, nicht jeder ist hier geboren, meine Herren; auch ich bin hier nicht geboren, meine Herren ... Aber eines Tages wanderte ein armer deutscher Gärtner durch die Straßen dieses Paradieses, und war selig, und hungerte, und an einem Fenster stand — — und an einem Fenster stand — —“

Die Rührung und die schwere Zunge hemmten seine Rede; er deutete auf Raffaela, um zu sagen, daß sie an jenem Fenster gestanden hatte, und fing an zu schluchzen. Die Musik begann wieder, sie spielten das Lied von der Schwalbe, die der unglücklich Liebende als Boten ausschickt. Es war Grabows Leiblied und Schicksalslied; wie viel hundertmal hatte er es falsch gesungen — beim ersten Ton horchte er auf. Beim zweiten fiel er ein:

„O rondinella amabile,
Vola dall' idolo mio,
Dalle l'estremo addio,
Dille ch' io son per mar.“

Schluchzen, wie das eines müden Kindes, erstickte ihm die Stimme. Aber er konnte nicht schweigen, er mußte der Grausamen, die ihn nicht erhörte, die ihn verließ, noch einmal seinen Kummer und seine falschen Noten ins Gesicht schleudern:

„Perchè tradirmi?
Perchè fuggirmi?
Sei donna barbara,
Non hai cuor!“

Dann sank er auf seine Kissen, lächelte und seufzte. „Ja, ja, meine Herren!“ murmelte er, „das ist das Paradies —

der Golf, der bekannte Golf von Neapel ... Und, sehen Sie, in diesem Paradiese gibt es einen Engel — wie ich sagen wollte ..." Er deutete wieder mit dem Finger in die Richtung, wo Raffaela lag. „Ach, wenn ich nur nicht so müde wäre — —"

„Er darf müde sein," sagte Raffaela halblaut. „Er hat viel gewacht — für uns alle, und diesen feurigen Wein ist er nicht gewöhnt ... Vater Grabow!" flüsterte sie.

„Er schläft ein," sagte Riegler leise.

„Er schläft," setzte er nach einer Weile hinzu.

„Also ein Instrument ist still," sagte Raffaela und lächelte verstohlen zu Paul hinüber, der noch immer stumm mit seinen Gefühlen kämpfte. „Wir machen es heute wie in jener Haydnschen Symphonie, ein Instrument nach dem anderen spielt seinen Part zu Ende — verschwindet — bis zuletzt nur noch eines bleibt, und das spielt den Schluß! — — Das erste Instrument verschwindet," sagte sie dann heiter und winkte den Dienern, die wieder hinten im Winkel standen, wo niemand sie bemerkte. Die beiden traten an Grabows Diwan heran und hoben ihn behutsam auf. Darauf trugen sie ihn geräuschlos durch eine hintere Thür hinaus, ohne daß der Alte erwachte.

„So wird man jeden von uns sans adieu in sein Zimmer tragen," sagte Raffaela. „Das ist die Vervollkommnung Pompejis am Posilipp!"

„Paul!" flüsterte Riegler. „Dein Ideal! Bei Gott!"

Der Vorhang zum Nebenzimmer öffnete sich, einer der Musikanten trat ein, die Geige unter dem Arme; ein kleiner, grauhaariger Mann mit einer hohen Stirne. Er verneigte sich mit vielem Anstande und überreichte der Fürstin ein Billet.

„Wer hat das gebracht?" sagte sie und öffnete es rasch.

Eine jähe Freude färbte ihr die Wangen, die bisher zuweilen vor Unruhe erbleicht waren. Sie nickte vor sich hin, sah in die Luft, flüsterte etwas. Sie winkte dem Geiger, zu gehen.

Dann trat sie auf den Diwan zu, auf dem sich Paul aufgerichtet hatte, und zog aus dem Couvert eine Blume hervor. Sie hielt sie in die Höhe wie das Zeichen ihres Sieges, ein tiefer Atemzug befreite ihre Brust.

„Was bedeutet diese Blume?" fragte Riegler, in dem auf einmal, durch den beseligenden Dunst des Weines hindurch, eine unbestimmte Ahnung aufstieg.

„Was sie bedeutet?“ sagte Raffaela. „Daß ich — —“

Sie verstummte. Aber ein so strahlender und inniger Blick aus den schönen Augen ging zu Paul und ruhte auf ihm und lächelte ihn an, daß Riegler, der Staunende, wohl erraten mußte, wie es zwischen den beiden stand. Raffaela dachte auch nicht daran, es länger zu verbergen; sie legte eine Hand auf ihr übervolles Herz. Dann ging sie langsam zu ihrem Diwan zurück, setzte sich und drückte die Augen zu.

Auch Paul saß auf seinem Diwan. Es war alles still. Doktor Riegler stand auf, ging leise zu Paul und setzte sich neben ihn. „Ich verstehe, Bruder,“ flüsterte er, mit einem wehmütigen Lächeln. „Dieser Abend — die Diwans — in der Villa am Posilipp ... Und der Blick, und die Blume ... Dein ‚Luftschloß‘, Paul!“

Paul Eberstein lächelte ein wenig und drückte ihm die Hand.

„Du bist mir ein Rätsel, aber es scheint, du hast's erreicht! — — Ich gönne dir's, Bruder. Wahrhaftig ... Nun ist hier also nur noch *einer* zu viel, und der bin ich!“

Er sah die Diener, die ohne Geräusch wieder eingetreten waren; mit einem plötzlichen Entschluß ging er zu seinem Diwan zurück. Nachdem er sich, wie auf Befehl, wieder ausgestreckt hatte, sagte er mit einer gewissen Anstrengung, aber liebenswürdig: „Erlauben Sie, Fürstin, daß ich — — daß ich nun auch einschlafe! —“

Sie öffnete die Augen. „Sie auch?“

„Ja. Es ist etwas in der Luft ...“ Er lehnte sich ganz zurück und zog die Lider herunter. „Haben Sie die Gnade, zu befehlen, daß man den schlafenden Doktor Riegler hinausträgt, Ihren ergebensten Diener — und Paul Ebersteins Freund!“

„Guter Junge!“ murmelte Paul bewegt.

Raffaela stand auf. Nun begriff sie erst.

„Er schläft?“ fragte sie, um etwas zu sagen.

„Es scheint,“ antwortete Paul.

Sie lächelte und winkte. Die Diener nahmen Doktor Rieglers Diwan und trugen ihn dem ersten nach.

„Wenn das kein Gedicht ist!“ dachte Riegler, vom Bacchus erfüllt, in elegischem Humor, während sie ihn hinaustrugen:

„Sie schlugen beide dieselbe Schlacht,
Die Schlacht auf dem Felde der Liebe;
Der eine fiel, den tragen sie fort,
Der andre — —

Der Schluß fiel ihm nicht ein, der passende Reim wollte sich nicht finden. Die italienischen Verse, die Grabow gesungen hatte, drängten sich dazwischen ...

Er war verschwunden. Paul war aufgestanden, Raffaela und er standen sich gegenüber, zwischen ihnen der große Tisch. „Nun?“ sagte sie, auf deren verklärtem Gesichte ihre Bewegung zitterte und spielte. „Hatt' ich ihn mir gut gemerkt, Ihren Traum von damals? — Und hab' ich's nun gut gemacht? Ich hatte mein Glück verkauft, ich hab' es zurückgekauft — um einen geringen Preis, um Geld — weiter nichts. Diese Blume — —“ Sie nahm ihren Becher und warf sie hinein. „Sehen Sie, da werf' ich die Hälfte meines Vermögens — nicht ins Wasser, aber in den Wein. So ist es gut, ich bin glücklich! Ich bin wieder frei — wie Sie —“

„Raffaela!“

„Ja, ja, nennen Sie mich so, denn ich will ja nicht heucheln, für Sie hab' ich's gethan. Ja, ich bin nun frei — und ich bin nicht mehr die Grafentochter, die Fürstin — ich bin, was Sie da sehen, in ihrem Mützchen, mit ihren Korallen die Raffaelina, die Tochter der armen Teresa von Piedigrotta. Da fang' ich nun wieder an ... Nicht wahr, ich war tapfer, ich hab' Sie mir erkämpft ... Oder nicht? Verdien' ich Sie noch nicht?“

Er kniete vor ihr nieder. „Raffaela! Sie mich?“

„Nein, nicht so!“ sagte sie und zog ihn in die Höhe. Dann sank sie an seine Brust.

— — — — — —

„Es wird spät,“ sagte sie nach einer langen Zeit — wie lang, wußte sie nicht — und löste sich sanft aus seinen Armen. „Sie müssen nun fort — — Du, du mußt nun fort.“ Sie lächelte ihn an: „Man wird dich nun auch hinaustragen, wie die anderen —“

„O nein!“ sagte er. „Mich nicht!“

„Doch, mein Herr. Sie haben es selber so gewollt, als Sie damals so dreist, so übermütig von mir phantasierten. Nun sollen Sie Ihre Phantasie, die Ihnen so gut ausgegangen ist, auch zu Ende spielen ...“

Eine bacchantische Glückseligkeit strahlte ihr aus den liebevollen Augen. Er zögerte noch; er umschlang sie wieder. Sie küßte ihn zum letztenmal, dann noch einmal das Grübchen; dann trat sie zurück. „Nun geh,“ sagte sie leise. „Heute

will ich noch meinen ‚Willen' haben — von morgen an den deinen — — wenn er mir gefällt!" setzte sie übermütig hinzu.

Sie winkte hinaus, und die Diener kamen. „Schlafen Sie nun ein," sagte sie, „strecken Sie sich aus. —" Sie sah ihm lächelnd zu, während er gehorchte.

„Paul!" flüsterte sie dann, wie zum Abschied über ihn gebeugt. „Paul! das Leben ist doch eine gute Sache!"

Untrennbar.

Wenn man so beisammen sitzt und redet von diesem oder jenem, den man kennt — „wie alt mag er wohl sein?“ fragen oft die Leute. „Wie alt mag er wohl sein?“ Bin ich dabei, so möcht' ich statt dessen fragen: „Wie viel Tote hat er?“ Denn nicht die *Jahre*, deucht mir, sollte man zählen, sondern die teuren und notwendigen Menschen, die man verlor; *ihre* Zahl macht uns jung oder alt. Wenn im Winter der Dämmerung die Nacht gefolgt ist und ich allein in meinem Zimmer sitze, in traulich-trauriger Freude an der Finsternis, die der rote Flammenschein aus meinem Ofen durchflackert, dann fühl' ich, wie alt ich bin. Ich bin nicht mehr jung; denn in den schattigen Winkeln sitzen so viele Unvergeßliche, Unersetzliche umher. Jeder sitzt allein; um jeden schlingt es sich wie ein magischer Kreis, bleich und nebelhaft: der Zauberkreis seines Ich. War er nun groß oder klein — in jedem dieser Kreise hab' auch ich gelebt. Wie sich um den Kern des Baumstamms die wachsenden Jahresringe legen, so legen sich mir alle diese Kreise ums Herz. Ich bin nicht mehr jung ... Doch still und feierlich ist es um mich her; und schön ist es, bei seinen Schatten zu sein. Und in die rote Flamme blickend, die so leise singt, so tief glühend warm in die Winkel leuchtet: holde Lebensflamme, sag' ich, die du mich noch wärmst, die du mir gibst und nimmst, die du nach und nach, unter tausend Freuden, auch diesen Stamm mit all seinen Ringen verzehrst — erneue mir nur, solange du willst, den Tag! Daß ich mit denen lebe, denen du noch leuchtest; daß ich mich verjünge mit denen, die noch werden und wachsen; daß ich eine Stätte des Lebens bleibe für die Stillen und Kalten, die du schon verließest. Bis auch für mich die lange Dämmerung beginnt, wo ich nur noch in denen lebe, die an mich gedenken; wo mich niemand mehr

fragt: Wie alt bist du? wo mir keine Abendstunde mehr zuraunt: Zähle deine Toten! — —

Doch **nicht jeder** von ihnen sitzt für sich allein: Zwei seh' ich beisammen, Hand in Hand, wie untrennbar. Eins dem anderen so ähnlich; und so rührend schön diese verschiedengleichen, diese zusammenklingenden Gestalten. Oder rühren sie nur **mich** so sehr? Und wenn ich von ihnen erzähle, wie sie zusammenwuchsen und zusammenblieben, wird es den anderen **nicht** so sehr das Herz ergreifen? Werden sie sich da befrembet fühlen, wo mir das Innerste aufgeht, wo mich wie ein süßer Schauer die Nähe des Lieblichsten, Göttlichsten berührt? Ist es nur diese geisterhafte Dämmerstunde, die mich so ganz erweicht, so in Mitfühlen auflöst? — — Ich zünde die Lampe an. Die Dämmerung flieht, der Schauer bleibt. Ich sitze am Tische nieder, über dem weißen Papier; mich verlangt so sehr, von diesen beiden zu sagen, wie sie lebten, litten, triumphierten. Ja, was mich rührt, wird auch andere rühren; was mich in der Dämmerung umschwebt, wird auch andere umschweben, die dann der beiden gedenken. Und wenn ich hinter dem Schleier der Erdichtung verhülle, was heilig und unenthüllbar ist, — das Aehnliche wirkt gleich dem Aehnlichen. Die **Wirklichkeit**, nicht die **Wahrheit** werde ich verlassen. So wie ein Maler, den der Geist einer Gegend ganz erfüllt hat, sie in freier Nachbildung auf die Leinwand hinträumt; nicht jede Linie läuft, wie sie dort verlief, nicht den einzelnen Baum würdest du erkennen; aber wie die Natur dort sprach, so spricht sie aus der Leinwand zu dir, und ihre lebendige Stimme wird dich noch ergreifen.

Laßt mich sagen, daß sie Franz und Susanne hießen und Geschwister waren; und daß Susanne einige Jahre älter war als er, doch von gleicher Jugend. Denn ihre zierliche, ebenmäßige, elastische Gestalt schien dazu geschaffen, der Zeit zu widerstehen; aus den reinen Formen des Gesichts leuchtete eine so wohlgestimmte Seele, eine so frische Kraft, mit dem Leben zu kämpfen, daß ich schon damals, als ich sie zum erstenmal sah, bei mir sagte: „Die wird mit dreißig Jahren sein, wie jetzt mit fünfundzwanzig; und mit vierzig nicht anders, als mit dreißig!“ — Sie lebte damals in B.; die Mutter hatte sie schon lange, den Vater vor kurzem verloren;

Franz, der einzige Bruder, war seit Jahr und Tag in der Fremde, als junger Gefährte eines älteren Naturforschers, der durch Südamerika zog. Schon damals, wie mir schien, hatte ihr liebevolles Herz sich mit einer gewissen schwärmerischen Innigkeit an diesen Bruder gehängt. Seine Reisebriefe lagen in einem zierlichen Täschchen, das sie fast nie verließ; sein Bild trug sie im Medaillon auf der Brust. Und so gern sie allen Menschen gefiel, jede Bewerbung wußte sie leise von sich zu entfernen. Da sie bei einer Tante wohnte, die die Geselligkeit liebte, sah sie unzählige Menschen; jedem that es wohl, in diese großen, mattblauen, etwas träumerischen Augen voll Heiterkeit und Güte zu sehen und der stillen Anmut ihrer Bewegungen zu folgen; — mehr ward keinem zu teil. Wenn ich sie zuweilen beobachtete, mitten in großer Gesellschaft, von Männern und Frauen umgeben, die alle ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit den Vorzug gaben, und sie nun so recht gegenwärtig schien, glitt plötzlich ihr Blick hinaus, in die leere Luft, mit einem so abwesenden und klagenden Ausdruck, als sagte sie heimlich zu einem, der in der Ferne war: Sieh her, lieber Franz, wie allein ich bin! — — Eines Tages kam ich in das Haus (als alter Freund des Bruders und der Tante war ich gern gelitten) und fand niemand, als Susanne; in dem dunklen Kleide, das sie liebte, eine tiefviolette Schleife um den Hals, über dem Medaillon. Sie hatte den Kopf schräg nach vorn geneigt, so daß ihr zwei ihrer schönen, dunklen Locken über die Wange fielen, und auf ein offenes Buch hinunterblickend, so wie jemand, der sich müde gelesen hat und dem Sinn nicht mehr folgt, machte sie ein wehmütig klagendes Gesicht.

„Was haben Sie, Fräulein Susanne?“ fragte ich.

„Ich bin sehr unglücklich,“ sagte sie, etwas mühsam lächelnd. „Nehmen Sie mir das Buch da weg; ich versteh' es doch nicht. Franz zuliebe wollte ich es lesen; über die Tierwelt, die Fauna, in Amerika; — mein Gott, wozu hat man denn so viele Tiere geschaffen! — Ich habe *gar* kein Talent, den amerikanischen vom afrikanischen Löwen zu unterscheiden; ich interessiere mich nicht für den Kuguar, und für den Jaguar auch nicht. Nehmen Sie es weg — —“

Ich gehorchte und nahm das Buch. „Wenn Sie wirklich keinen anderen Kummer haben,“ fing ich an —

„Ach, die Tante hat recht,“ fiel sie mir ins Wort.

„‚Wir armen Kinder haben keine Wissenschaften.‘ Ihr altes Citat, das sie so oft wiederholt! — Was ist mir der Jaguar. Ich hasse ihn. Und Franz, dieses Kind, das nun schon ein Gelehrter ist; und auf mich herabsieht. O wir Frauenzimmer, was für elende, überflüssige Geschöpfe sind wir!“

Ich konnte nicht umhin, laut und herzlich zu lachen. „Lassen Sie doch Ihrem Bruder Franz die Wissenschaften,“ antwortete ich dann, „und bleiben Sie, was Sie sind!“

„Was ich bin? Was bin ich,“ sagte sie mit unschuldig tragischem Gesicht. „Hab' ich denn Kenntnisse? Gar keine. Hab' ich Talente? Nicht ein einziges. Ich sollte einmal Klavierspielen lernen; es hat nichts geholfen. Ich habe wenig Gehör; und eine schwache Stimme. Andere können wenigstens zeichnen oder malen; ich kann nicht einmal das. Wenn ich noch wenigstens wie Emilie wäre, die junge Professorin: daß ich eine ganze Gesellschaft unterhalten, daß ich sie durch meinen Geist entzücken könnte! Ich habe keinen Geist; — bitte, schweigen Sie. Noch nie in meinem Leben hab' ich einen Witz gemacht! Wenn ich noch ein großes, weites Herz hätte, das viele Menschen auf einmal lieben könnte; — auch das hab' ich nicht. Ich habe hier (sie deutete auf ihr Herz) nur für ein paar Menschen Platz; und kaum für ein paar! — Wenn nun Franz zurückkommt, wird er sich verlieben, selbstverständlich; wird eine Frau nehmen, natürlich; und dann hab' ich meinen einzigen Zweck, meinen einzigen Menschen verloren — —“ ein wirklicher Schauder überlief sie — — „und wozu dann leben!“

Wie dieses Gespräch verlief, könnt' ich nicht mehr sagen; vermutlich endete es in Humor und Scherz, für den sie (wenn sie auch in der That keine Witze machte) immer Sinn und Gefühl hatte; doch ihre tragische Stimmung war sehr ernst gemeint. Gutes Fräulein Susanne, dachte ich, wie manche wünschte sich wohl, so „talentlos“ und dabei so liebenswert und geliebt zu sein! Und wie unaussprechlich gut muß es dem einen ergehen, dem einmal der ganze Platz in deinem Herzen gehört! — — Nicht lange nach diesem Gespräch kam Franz zurück. Die stille, strahlende Vorfreude Susannes auf diesen Tag war rührend und unbeschreiblich. Wo sie ging und stand, lachten ihr die Augen; die verkehrten Antworten, die sie gab, waren nicht zu zählen. Zuweilen sah sie mit einem so seligen, gefüllten Blick in die Ferne, gleichsam ihm entgegen, daß mich dieser Ausdruck bis in den Traum ver-

folgte ... Wir waren drei, die wir auf den Bahnhof gingen, um ihn zu empfangen: Susanne, eine ihrer Freundinnen — jene „geistreiche" Emilie — und ich. Noch seh' ich sie in der Halle, an einem Pfeiler, neben dieser hochgewachsenen Frau Emilie stehen. Susanne, die Zierliche, hell gekleidet, ein leuchtendes rotes Band im dunklen Haar, die Arme in der Freude der Erwartung ineinander gelegt und an die Brust gedrückt. Die andere — eine Jugendgespielin der Geschwister, seit einem Jahr vermählt — mit niederhängenden Armen und unruhigen Fingern, sonderbar erregt; die Augen halb eingedrückt, die vollen, stark geröteten Lippen fest zusammengeschlossen. Ich bemerkte dies alles, weil man mir vor Zeiten gesagt hatte, diese schöne Frau — deren Junogestalt mich begeistert hatte — sei dem jungen Franz sehr geneigt gewesen und habe ihren Gemahl vermutlich ohne Liebe genommen. Franz war jünger als sie, und noch in den Lehrjahren; ihr Mann schon ein angesehener Gelehrter, Professor — der vergleichenden Anatomie, wenn ich nicht irre — und von großem Vermögen. Nun stand sie hier auf dem Bahnhof, den Jugendfreund zu erwarten, der in ihrem Hause wohnen sollte, um mit ihrem Mann gemeinsam zu arbeiten, ihm bei einer großen Untersuchung wie ein jüngerer Bruder an die Hand zu gehen. Sie war erregt, und verbarg es nicht. Die sonderbaren Widersprüche in ihrem Gesicht, die mir schon früher aufgefallen waren — wilde, leidenschaftliche Bewegungen, dann wieder etwas sanft traurig Schmachtendes — wechselten rasch und ganz unverhüllt. Wie das enden wird, mußt' ich bei mir denken — —

„Ich freue mich, ich freue mich," sagte Susanne leise.

„Wissen Sie, welches die glücklichsten Momente sind?" sagte Frau Emilie und wandte sich zu mir.

Ich sah das eigentümlich Verzehrende, melancholisch Verlangende, das in ihrem halbverschleierten Blick lag, und dadurch verwirrt schüttelte ich nur den Kopf.

Sie lächelte, ich kann nicht sagen wie. „Wenn man den Zug —" fuhr sie fort — „mit dem man einen geliebten Menschen erwartet, eben hereinfahren sieht. Das ist der schönste Moment."

„Warum?" fragte Susanne.

„Weil man nun die Gewißheit hat: da kommt er; — und weil diese Empfindung glücklicher, idealer ist, als alles, was dem noch folgen kann — —"

Sie brach ab.

„Das weiß ich nicht!“ murmelte Susanne, den Kopf schüttelnd. Sie schüttelte ihn noch einmal und lächelte, als sähe sie alle die anderen glücklichen Augenblicke, die da kommen würden: ihren gebräunten Reisenden ans Herz zu drücken, ihn anzuschauen, ihn erzählen zu hören, an seinem Arm durch die Straßen zu gehen. Sie warf mir einen strahlenden Blick zu. Ein langer Pfiff meldete den Zug. Das dumpfe Rollen der Wagen ward vernehmbar. „Franz! Franz!“ rief Susanne aus, sobald sie nur den Rauchfang der Lokomotive entdeckte. In diesem Augenblick drückte Frau Emilie die Augen zu, und mit der ganzen Gestalt gegen den Pfeiler gelehnt, den Kopf zurückgebogen, öffnete sie die vollen Lippen, die sie leise zuckend bewegte, als atme und sauge sie das Glück dieses Moments. Mich überlief ein unheimliches Gefühl. Ich mußte sie beständig betrachten, bis der Zug herein war; — dann erst blickte sie auf und starrte die lange Reihe der Wagen an. Susanne stand schon vor der Thür eines Coupés, in dessen Fenster die hohe, helle Stirn, das verbrannte Gesicht ihres Franz erschien. Seine graublauen Augen, ganz den ihren gleich, leuchteten sie an. Er sprang aus dem Wagen und in ihre Arme.

„Bist du es? Im Ernst? Du? Du?“ stammelte sie, ihn so recht umschlingend. Sie reichte ihm nur bis ans Kinn, dem stattlichen jungen Mann; ihre zarte, elfenbeinern gelbliche Farbe mischte sich sonderbar mit seinem bräunlich blühenden Gesicht. Doch aber klangen die Formen, von den hohen Stirnen bis zum sanften Kinn, so verwandt zusammen, daß wohl jeder gesagt hätte: Das ist ein Bruder, der seine Schwester umarmt! — — Endlich begrüßte er auch mich — mit einem übermütigen Scherz, wie gewöhnlich — und trat dann vor Frau Emilie hin, die sich kaum bewegte. Er fing an zu lächeln. Irgend ein heiteres, unbefangenes Wort schien er sagen zu wollen, das er vermutlich während der Fahrt überlegt hatte, und in dem gewiß viel Vernunft war. Doch als er nun in diese vom „Glück des Moments“ gesättigten, leidenschaftlich ernsten Züge sah, brachte er nichts hervor. So braun er war, sah ich ihn doch erblassen. Es schien ihn ein plötzlicher Schreck zu überfallen, daß in ihm selber etwas vorging, was er nicht erwartet; daß in diesem Augenblick niemand lächeln konnte, weder er noch sie ... Ich stand beklommen da. Wie wird das enden, dachte ich unwillkürlich

von neuem. Nur Susanne, wie in die Nebelwolke ihres Glückes eingehüllt, schien nichts zu bemerken. Sie nahm ihr Tuch und wischte ihm ein Kohlenstäubchen von der edlen Stirn. „Wir müssen ihn waschen!“ sagte sie, in Thränen lachend. „Komm, Jaguar, komm!“ — Gott mag wissen, wie in diesem Augenblick dieses Wort ihr einfiel; — doch große Freude hat selten große Worte. Sie hängte sich in seinen Arm, zog ihn zum Ausgang fort. Und so endete dieses Wiedersehen, das mir in ein paar flüchtigen Sekunden einen offenen Abgrund gezeigt hatte, dessen Tiefe ich nicht zu ermessen wagte.

Bald darauf verließ ich die Stadt; was sich weiter am Rande dieses Abgrunds begab, erlebte ich nicht mehr. Später hab' ich's erfahren ... Franz zog sogleich in des Professors Haus. Er begann seine Sammlungen zu ordnen, daneben die gemeinsame Arbeit mit jugendlichem Feuereifer anzugreifen. Aber es schien, als reiche seine Gesundheit für diese neue Anspannung nicht aus; denn die frische Blüte seiner Hautfarbe fing an zu welken, und der Glanz seiner Augen ward nach einiger Zeit so unstät und übermäßig, daß es die Freunde besorgt machte. Sogar sein phantasievoller Humor nahm ab; er brütete oft still vor sich hin. Susanne sagte nicht viel, ging aber mit heimlich traurigen Blicken um ihn herum. Frau Emilie redete ihm zuweilen lebhaft zu, von der Arbeit zu lassen, warf einmal den Gedanken hin, daß er dieses nordische Klima wieder meiden sollte, widerrief es aber noch in derselben Stunde. Eine sonderbare Unruhe war über sie gekommen; auch sie schien zu leiden. Doch wenn ihr Mann — der in seinem arglosen Gelehrtenstolz nur der Arbeit lebte, und das Innere eines Kaninchens oder eines Frosches besser kannte, als das einer Frauenseele — wenn er zerstreut-zärtlich fragte, ob nicht ärztlicher Rat für sie nötig sei, so schüttelte sie ablehnend den Kopf ...

Der Herbst verging, man geriet allmählich in den Winter hinein. Die Gesellschaften, die Hausbälle begannen. Eines Abends sollte Susanne in den Wagen steigen, zu einem dieser sogenannten „Zauberfeste“ zu fahren. Sie hatte sich gesträubt, weil ihr die Freude an vielen Lichtern und Menschen jetzt so ganz versagte; doch die lebenslustige Tante ließ sie nicht gewähren. „Thörichtes, sentimentales junges Volk!“ war ihr gewöhnlicher Vorwurf, der auch diesmal nicht fehlte. „Auch Emilie will lieber das Haus hüten, ebenso wie du — ich

möchte wohl wissen, warum; aber ihr Mann, der sonst ein alter Dachs ist, hat sie heut aufgerüttelt, und so fahren sie hin — und du auch, mit mir! —" Susanne widersprach nicht mehr; sie schüttelte nur den Kopf. „Ich fahre noch erst zu Franz," sagte sie, und ging. Die Tante schwieg. Eine stille Sehnsucht zog Susanne, vorher den Bruder zu sehen, der, körperlich und geistig ermattet und menschenmüde, in seinem Zimmer blieb; der nun einsam dasaß, vielleicht wieder über die Bücher gebeugt, die er meiden sollte, vielleicht mit Gedanken beschäftigt, die er noch mehr hätte meiden sollen ... Sie stieg ein und fuhr in die Vorstadt am Park, in der er wohnte. Ihr Seidenkleid rauschte die Treppe hinauf, und durch die leeren Zimmer — Emilie schien nicht mehr zu Hause zu sein — bis an die letzte Thür. Hier war es dunkel; doch Franz' Thür konnte sie nicht verfehlen. Nach leisem Klopfen trat sie leise ein. Es befremdete sie, daß Franz im Finsteren saß. Als er das Rauschen ihres Kleides hörte, stand er auf, ihr entgegen. „Emilie!" hörte sie ihn flüstern. Dann fühlte sie sich von seinen Armen umschlungen, an sein Herz gedrückt, und von leidenschaftlichen Küssen bedeckt, die ihr die Augen schlossen und die Worte erstickten.

„Franz!" rief sie endlich voll Entsetzen aus. Der Unglückliche hörte ihre Stimme und ließ sie aus den Armen. „Franz! Franz!" wiederholte sie. Doch im nächsten Augenblick fuhr ihr schon der Gedanke, was denn nun zu thun sei, durch den Kopf. Sie trat wieder an die Thür und drehte den Schlüssel im Schloß. „Ich bin nur Susanne," sagte sie dann leise. „Franz! O mein Gott!"

Er schwieg.

Die lange Schleppe eines anderen Kleides rauschte heran, bis zur Thür. Leises Klopfen folgte. Susanne stand neben Franz und legte, im Dunklen, eine ihrer zitternden Hände auf seinen Arm. Darauf schwieg er denn wie sie, und sie rührten sich nicht. Frau Emilie klopfte noch einmal, und wieder. Das Herz der armen Susanne schlug so stark, ihr Atem ging so laut, daß sie dachte: Muß sie es nicht hören! — Doch Emilie hörte nichts. Nach einer Weile rauschte sie endlich stumm hinweg, wie sie gekommen war. Die nächste Thür fiel ins Schloß. Bald darauf konnte man auch Schritte auf der Treppe hören, und des Professors Stimme, die sich entfernte und zuletzt verhallte. Der Wagen mit ihm und ihr fuhr die Straße hinab. Nun endlich fühlte Susanne, daß

die Kniee ihr zitterten, und sie suchte mit den Händen einen Stuhl, sank hinein und begann zu schluchzen.

„Emilie!“ murmelte Franz verstört. Dann, sich verbessernd: „Susanne! — Ach, verdamme mich nicht. Glücklich bin ich nicht. Warum weinst du, Susanne. O, verdamme mich nicht!“

Sie richtete sich auf, wieder Kraft gewinnend. „Du hast recht,“ sagte sie; „warum weine ich. Muß ich dir nicht helfen, statt zu weinen. Franz! Unglücklicher Franz! — —“ Sie trat an den Tisch. „Wo ist dein Licht?“ fragte sie. Doch da er schwieg, dachte sie: ihm ist besser, wenn er mich nicht sieht, und sie fragte nicht mehr. Nachdem sie das Schluchzen und Zittern ihrer Stimme ganz überwunden hatte, suchte sie seine Hand und zog ihn sanft mit sich fort, auf den Diwan nieder.

„Ich gehe mit dir, wohin du willst,“ sagte sie. „Fort mußt du; nicht wahr?“

Er antwortete nicht. Erst nach einer Weile sagte er: „Für was für einen Verbrecher magst du mich wohl halten. Wie du mich wohl verachtest. Susanne — wie soll ich es dir sagen. Ich bin ein großer Sünder; aber du weißt das Schlimmste. Du weißt alles. Verstehst du!“

„Desto besser,“ antwortete sie. „Aber du mußt, mußt fort. O wie blind wir sind; nie hätt' ich gedacht, daß mein Bruder, daß du —! — — Doch ich sage nichts; wozu Vorwürfe; die retten dich nicht. Ach, wie weit ist es schon gekommen: wie blind muß deine Leidenschaft sein, daß du mich, die kleine Susanne, für diese da nehmen konntest“ — — Ein Schauder schüttelte sie, eine jungfräuliche Empörung, gegen die sie mit aller Kraft der Schwesterliebe kämpfte. „Wir gehen also fort,“ wiederholte sie. „Eh alles verloren ist; eh du ihren Mann, der dir so vertraut, der gegen euch ohne Schuld ist — eh du ihn und sie zu Grunde richtest! Morgen, morgen fort —“

„Ja, ich will; ich muß,“ sagte er verzweifelnd. „Doch wie kann ich! Wie kann ich denn!“ setzte er, in seiner Not aufspringend, hinzu. „Du kennst sie nicht! Sie läßt mich nicht fort. Sie will mit mir sterben, lieber als mich lassen! Was liegt ihr am Leben; nichts. Sie will glücklich sein. Sie will mich haben, behalten, oder sterben. Wie ist ihr das gekommen, mich, gerade mich — — ich weiß nicht. Nun ist es so, und sie läßt mich nicht. Und du — du — wie willst du mich retten!“

Von diesem Ausbruch, diesem Bekenntnis erschüttert, saß Susanne wie verzagend da. „Und du liebst sie?" fragte sie nach einer Weile.

„Hilf mir, Susanne!" gab er nur zur Antwort. In jugendlicher Fassungslosigkeit warf er sich auf den Diwan hin.

„Ja, ich helfe dir," sagte sie wieder mutig. „Du bist jung; sollst noch lange, lange leben. Du mir sterben! O Gott! — — Wir werden nicht bis morgen warten; nicht bis sie zurückkommt; noch heute nacht gehen wir fort. Wenn sie dich dann nicht mehr findet, muß sie dich ja lassen — — Wir aber, lieber, lieber Franz — —" Sie sprach nicht aus, sondern sie stand auf, suchte Licht und zündete es an. Nur mit einem halben, schonenden Blick auf ihn, der sich die Hand vor die Augen legte, fuhr sie lächelnd fort: „Hab' ich dir nicht deine Sachen durchgesehen, geordnet; weiß ich nicht von jedem Stück, wo es liegt. Was du brauchst, pack' ich dir zusammen. In zwei Stunden zur Bahn, und hinaus in die Welt!"

Sie sah in einer Ecke einen Koffer stehen, öffnete ihn und begann zu packen. Er sah ihr verwundert, bestürzt eine Weile zu. Endlich schüttelte er hoffnungslos den Kopf.

„Ach, es hilft ja nichts," murmelte er. „Laß, laß."

„Warum hilft es nichts?"

Er zögerte mit der Antwort. „Ob ich sie liebe?" stieß er dann hervor. „Ich bin ja von Sinnen, Susanne. Ich *will* sie nicht lieben, denn es ist nur Qual; Glück ist es nicht; — aber wer fragt mich, ob ich will. Ihr sagt, ich sei krank. *Sie* ist meine Krankheit! Wenn ich an sie denke — wenn es über mich kommt — dann verlier' ich Verstand, Willen, Fassung, alles. Wie wenn eine Kraft von ihr ausginge — wie wenn die Atome, sag' ich dir — — Laß mich hier, Susanne; laß mich sterben! Ich werde aus dem Wagen springen, wenn du schläfst, um wieder her zu kommen; sobald ich allein bin, werd' ich dich verlassen. Denn wenn dies kommt, hab' ich keine Vernunft ... Verachte mich nicht! Laß mich daran sterben!"

Susanne kniete vor dem Koffer, ohne die Hände zu rühren, und weinte still vor sich hin. Wenn es *so* stand — was konnte sie thun! — — Doch sie weinte nicht lange; dann erhob sie sich, setzte sich neben ihn und sah ihm mit den nassen Augen still und fest ins Gesicht. „Und ich helfe dir *doch*," sagte sie. „Als du damals für tot in deinem

Bettchen lagst, und ich, auch noch ein Kind, heimlich zu dir hineinschlich, weil mir so schrecklich ums Herz war, und ich meine beiden Arme um dich legte und rief: ‚Franz, du darfst nicht tot sein! Franz, Franz, flieg' mir nicht fort!‘ — und du nun aus dem Starrkrampf erwachtest und mich so sonderbar ansahst: da dacht' ich, durch mein Rufen und Flehen hätt' ich dich aufgeweckt, und lief durch die Zimmer und rief: ‚Ich hab' ihn wieder lebendig gemacht! Franz ist wieder da! — —‘ Nun sind wir große Leute, Franz, aber ich komme wieder, dich zu wecken; und du sollst mir auch aufwachen — großes Kind, das du bist! Kümmere dich nicht darum, daß ich wieder weine. Ich habe doch Mut, und sterben lass' ich dich nicht! — Morgen sind wir fort, niemand weiß wohin; und wo wir auch sind, nie verlass' ich dich, meinen Gefangenen" — — sie streichelte ihn, sie umschlang ihn, sie drückte ihren Kopf an den seinen — — „bis du mir sagst: ‚Nun bin ich gesund!‘ Denn du hast nur mich, und ich nur dich, und ich muß dich retten. Sag mir nichts mehr, Franz! Schwöre mir nur: du gehst mit mir. Sieh mich an und schwör mir's!"

„Noch heute nacht?" fragte er, durch ihre Liebe, ihre Stimme, ihre Worte erschüttert.

„Ja, noch heute nacht."

„Und was sagt dann die Welt? Wenn ich so verschwinde? — Was wird man denken, Susanne?"

Sie sann eine Weile nach. „Einer muß uns helfen," sagte sie dann vor sich hin.

„Wer muß uns helfen?"

„Der Doktor F.," sagte sie getrost. „Der ist ein alter, kluger Arzt, und ein kluger Mann; der weiß, wie es hier steht. Nun versteh' ich erst, was er mir neulich sagte: ‚Unser blasser Patient, Ihr Bruder, hat so eine Art von Leiden, dem ich nicht beikommen kann. Ein anderes Klima — recht, recht weit von hier — könnte da nur helfen — —‘ Ja, er wußte es wohl. Er kennt dich und sie! — — Wenn ich hier fertig bin, schließe ich dich ein — sie lächelte liebevoll und umarmte ihn — und fahre zu ihm. Wie schnell wird er begreifen ... Morgen soll er dann den anderen sagen, um deiner Gesundheit willen hätt' er dich fortgeschickt, in den Süden — nach Italien, oder wohin du willst; und so in aller Stille hätt' er es gethan, damit nicht irgend eine Einrede dich wieder wankend mache und zur — zur Arbeit zurücklocke; zur geliebten Arbeit, die dich zu Grunde richtet — —

oder wie der weise alte Herr es dann ausdrücken will. So wird es gehen; denn es muß. Sag nun nichts mehr, Franz; du gehörst nun mir. Süßer, lieber Bruder, ich sag' dir heute noch einmal: ‚Franz, Franz, flieg' mir nicht fort!'" — —

Er lag in ihren Armen, willenlos, in Thränen. Was erzähl' ich weiter; — es geschah, wie sie wollte. Noch an diesem Abend fand sie den Arzt, fand ihn mit ihr einig; noch in der Nacht reisten sie ab. Wie man es der Tante beibrachte, weiß ich nicht zu sagen; — auf ihren nicht viel denkenden Kopf war leicht zu wirken. Wie Emilie, die an Mann und Haus Gekettete, es ertrug, sagt jeder sich selbst. Aus Venedig kam Susannens erster Brief; dann aus Mailand, Genua und so fort; von jedem Ort schrieb sie, doch immer erst, wenn sie ihn verließen, und ohne zu melden, wohin.

Er war ihr Gefangener, wie sie ihm gesagt hatte; und kein Kerkermeister hätte ihn besser als diese kleine Susanne bewacht. Doch auch keiner so lieblich, so schmeichelnd ... Wenn sie sich trennen mußten, wenn sie ihn in seinem Zimmer allein ließ, schmiegte sie sich an ihn, liebkoste ihm ein wenig, mit irgend einem heiteren Wort, dem er nicht widerstand; und dann ging sie hinaus und verschloß die Thür. Wenn sie durch die Städte, durch die Straßen zogen, hing sie an seinem Arm; ihr sonst so gern nach innen träumendes Auge schien jetzt nur dazu geschaffen, in die Welt zu schauen, alles zu genießen, über alles zu staunen und zu denken, und ihre fröhliche Empfänglichkeit steckte ihn an. Sah sie dann, mit diesem heimlich tastenden Frauenblick, daß es wieder „über ihn kommen" wollte, so ward sie auch träumerisch und still; und mit ihrer lieben, weichen Stimme kam sie endlich: „Sag mir von ihr! Du hast Kummer, Franz. Ich versteh' dich, Franz. Wie ein Gewitter ist es über euch gekommen ... Lassen wir die Galerien und die Fische und die Blumenmärkte; sag mir nur von ihr!"

Oft erreichte sie dann, was sie wollte; sein jugendlich weiches, frisch blutendes Herz entlud sich, und der „Magnetismus der Atome" verlor, unvermerkt, allmählich, seine dunkle Kraft. Oft mißlang es auch. Sie sah dann in stiller Angst, daß es heftiger, wilder an ihm nagte; daß er stumm dahinging, daß aus seinen freundlichen blauen Augen ein Blick des Hasses auf sie fiel, der sie schaudern machte. Dann lenkte sie etwa heim, ohne daß er es wahrnahm, und in seinem Zimmer mit ihm angelangt, sagte sie wohl zuweilen: „Da ist Feder,

Tinte und Papier! Willst du ihr schreiben, nun mein Gott, so thu's. Ich lasse dich allein. Willst du ihr sagen, daß du nicht verzichtest, daß du wiederkommst, daß du nicht leben kannst ohne sie — ich kann dich nicht hindern. Wenn dein Gewissen dich nicht hindert, so thu's!" — — Zweimal schrieb er nicht, raste sich nur aus, bis er stille ward. Das dritte Mal nahm er sie beim Wort und warf einen Brief aufs Papier, in dem er Zukunft, Glück und Leben an Emilie hingab. Susanne trat wieder ein und sah den Brief, dessen Inhalt sie erraten konnte. Ihr geheimes Zittern überwindend, sagte sie: „Wir miteinander tragen ihn zur Post. Das Wetter ist schön. So komm!" — Sie gingen hinaus. Es war in Genua. Sie führte ihn über einen Platz, den er besonders liebte; von dem er aufs Meer hinaus und zum Monte fino hinübersah. Die feierliche Schönheit des Anblicks und die frische, abendliche Luft kühlten sein blutüberfülltes Hirn. Er begann zu seufzen, ihre Hand zu drücken ... Als sie das wahrnahm, führte sie ihn weiter; dann unter einem Vorwand nach Haus. Sie zündete seine Kerzen an, legte stumm den Brief auf seinen Tisch und ging leise hinaus. Ihr Schwesterherz täuschte sie nicht. Schwarze, zarte Asche lag umher, als sie wiederkam; er hatte den Brief verbrannt. Etwas Feuchtes im Aug', fiel er ihr um den Hals: „Verachte mich nicht, Susanne!" rief er aus. „Verzweifle nicht an mir; hilf mir!"

So zogen sie durch Italien weiter; ein so seltsames Paar, wie man wohl je eines gesehen. Sie zogen an der Küste fort, über Florenz nach Rom; — der Genesung zu. Seine edle, reine Jugend, ihre gläubige Kraft, sich wie Geschwister aneinander stärkend, gewannen endlich den Sieg. Das Bild der leidenschaftlichen Frau mit den melancholischen Augen, dem verzehrenden Blick ward in Franz' Seele blasser, undeutlicher; die rührende Gestalt, die jeden Morgen an seinem Arm hing, den andächtigen Gang durch das alte Rom mit ihm anzutreten, dieses heiter zu ihm auflächelnde Gesicht schien ihm endlich fast wie ein Teil von seinem eigenen Ich. Eines Tages saßen sie oben auf den Ruinen des Kolosseums. Das Forum unter ihnen lag in bläulichem, kühlem Schatten, die Sonne leuchtete über den Palatin. Milde, erwärmte Februarluft wehte sanft dahin. Es war sehr still um sie her, und sie sprachen nicht. Franz hatte mit den klaren, ablesenden Forscheraugen, die ihn älter scheinen ließen, als er war, die ganze Runde durchwandert; er war dessen müde geworden und sah

vor sich hin, auf die Quadersteine; doch etwas Finsteres beschäftigte ihn nicht, denn er lächelte still. Susanne bemerkte es wohl. Ein heiteres, übermütiges Gefühl gab ihr ein, wieder einmal, wie vordem, zu sprechen: „Franz! sag mir von ihr!"

„Von wem?" fragte er zerstreut.

Sie lächelte.

„Du dachtest eben nicht an Emilie?" fragte sie zurück.

„Laß mich!" sagte er. Dann nach einer Weile: „Ich weiß sehr gut, was du willst. Triumphieren willst du. Das ist eure Art!"

Sie schüttelte den Kopf. Beide schwiegen wieder. Es war ihm, als träume er, und als steige eben Frau Emilie die steinerne Treppe neben ihm herauf und stelle sich vor ihn hin. Doch sie machte ein fremdes, nordisch kaltes Gesicht. Ihre zu vollen Lippen verzogen sich auf eine unliebliche Art, und es war noch etwas, das ihm nicht gefiel. Wie unglücklich wär' ich mit ihr geworden, dachte er; oder gleichsam nicht er, sondern jemand in ihm. Auch wenn ihr Mann nicht wäre! dachte dieser stille Jemand weiter; — Franz saß da, als hörte er nur zu. — Auch wenn ihr Mann gestorben und begraben wäre. Auch wenn alle sagten: Nimm sie; sie ist dein! — — Er drückte die Augen zu, ohne zu wissen, warum; und Emiliens Bild verschwamm in dem roten Schimmer, der durch die Lider drang, und er versuchte auch nicht, es festzuhalten. Was für eine Frau könnte ich denn lieben? dachte er beklommen. Es schwebte ihm etwas vor der Seele, doch ohne Form und Gestalt; etwas rührend Zartes, Feines, süß Beruhigendes. Ihm war, als fühle er es, ohne es zu sehen; als streichle ihn eine körperlose, liebevolle Hand, als wehe ihn die beschwichtigende Musik eines seelenvoll sanften Lachens an. Auf einmal trieb es ihn, wieder aufzublicken. Er sah Susannens große, strahlende Augen auf sich gerichtet; doch sowie sie seinen Blick bemerkte, schaute sie vor sich hin.

Wie sonderbar rührend saß sie da auf den Steinen. Der Hut beschattete ihre hohe Stirn; die zarte Gestalt war nach vorn geneigt, ein verhaltenes, süßes Lächeln hob die runden Wangen und verband sie mit den sanften, etwas schmalen Lippen. Um die Augen, die sonst so mitleidig und mitfühlend blickten, hatte sich ein heiterer Ausdruck selbstloser Freude verbreitet; es lag wie ein stiller Feiertag auf dem ganzen Gesicht — und die Glocken, die eben aus der Tiefe und aus

der Ferne heraufklangen, schienen die rechte himmlische Musik zu diesem himmlischen Ausdruck ihrer Züge zu sein. Er betrachtete sie froh und tief bewegt. Dieses zarte Wesen, dachte er, hat nicht nachgelassen, bis sie mich gerettet ... Wie war das möglich ... „Nur so eine wie Susanne könnt' ich lieben!" setzte er dann, unwillkürlich leise murmelnd, hinzu.

Sie blickte auf. „Sagst du etwas zu mir?" fragte sie.

„Nein," antwortete er. — — „Doch nun sag' ich etwas zu dir. — Ich bin genesen, Susanne."

„Bist du es wirklich? — —" Ein feuchter Schimmer trat ihr vor die Augen. Sie legte sich beide Hände auf die Brust.

Um seine eigene Rührung zu verbergen, machte er ein satirisch-lustiges Gesicht, wie in alten Zeiten. „Ich war ein recht jammervoller Narr, Susanne," setzte er hinzu.

„Du warst wohl etwas dergleichen," sagte sie und nickte.

„Und wie alle Narren war ich unausstehlich," fuhr er fort. „Mich überkommt eine gewisse Uebelkeit, wenn ich an mich denke. Homo insipiens, Linné! — — Wie hast du es ausgehalten, meine arme, zappelnde Seele aus diesem tiefen Sumpf heraufzuziehen, nicht an mir zu verzweifeln, Susanne!"

„Zuweilen verzweifelte ich," gab sie ihm zur Antwort.

„Und worin äußerte sich das? Ich hab's nie bemerkt."

„Dann dachte ich: ‚ich kann nicht mehr', ging in mein Zimmer und weinte. Doch ins Taschentuch, daß du mich nicht hörtest. Hatte ich mich dann ausgeweint, so sagte ich dir in Gedanken, was für ein Narr, was für ein Kind du seiest — und daß du mich doch nicht besiegen solltest — und daß ich ja sterben müßte, wenn es nicht gelänge — — und mir kam wieder Mut."

„Und woher kam dir immer wieder dieser Mut, Susanne?"

„Aus der Liebe, denk' ich! — —"

Er sah sie wieder still von der Seite an, und sie vor sich hin. Es fiel ihm auf einmal ein, daß ein Bruder und eine Schwester oben auf der Höhe des Kolosseums säßen und von einer Liebe sprächen, die so wenig begehrt und so viel dahingibt; die kein „Magnetismus der Atome" in verlangende Arme zieht, und die doch Uebermenschliches vollbringt; — und all seiner jungen Mannheit zum Trotz kam ihm die Versuchung, vor tiefer Freude zu weinen. Doch er zuckte nur mit den Wimpern und es ging vorüber. „Arme Susanne!" sagte er, als er fühlte, es werde ihn nun nicht mehr übermannen.

„Warum arme Susanne?“ fragte sie und sah ihn glückselig an.

„Warum? — Weil du mit so viel Liebe im Herzen — so viel unbegreiflicher, unaussprechlicher — — weil du niemand hast als einen Bruder; als mich.“

„Findest du das so bedauernswert? — Glaubst du, nur die andere Liebe kann uns glücklich machen? Hältst du nicht viel von Geschwisterliebe, Franz?“

„Doch!“ antwortete er. „Ich kann dir nicht sagen, wie viel ich von ihr halte. Ich kann dir nicht sagen, Susanne — —“ Er unterbrach sich, und es dauerte wieder eine Weile, bis er weiter sprach. — „Mir kommt's heute vor, Susanne, als wäre Geschwisterliebe — Bruder und Schwester mein' ich — als wäre das die beste, sonderbarste, feinste, menschenwürdigste auf der Welt. Als wäre die ganz genug! Als müßte man irgend einem Schöpfer danken, daß — — als gäb' es nichts, das so edel ist — —“

Er setzte sich neben sie auf ihren Stein und drückte sie stumm an seine Brust.

„Denkst du wirklich so, Franz?“ sagte sie, an seinem Halse hängend, und nun flossen ihr die langen Thränen. „Ich will niemand, als dich! — Ich hab' dich mir erkauft, Franz. — Ich will ja niemand, als dich!“

Wer von uns kennt sich ganz? Wer weiß im voraus, was er übers Jahr, in einem Monat, in der nächsten Woche, morgen fühlen und wollen wird? Wir sagen: ich bin so oder so, ich will nur dies oder das — und irgend ein Schicksalswind weht um eine Ecke und bläst eine dunkle Glut in uns, die wir nicht kannten, zu leuchtender Flamme an. Wir glauben unser Thun zu bestimmen, und wir nehmen eigentlich nur in unserem Bewußtsein wahr, was in uns geschieht. Wir lesen uns, während eine unsichtbare Hand uns schreibt; wir erleben uns; und wie auch unsere erworbene Vernunft, unser geläuterter Wille auf unser Thun und Leiden einzuwirken vermag — woher nahm unser Bewußtsein diese Vernunft, diesen Willen? Woher denn anders, als aus dem Wechselspiel der lebendigen, unsichtbaren Kräfte — in uns und außer uns — die unser Dasein sind, die uns alle erschaffen, entwickeln und verzehren?

„Ich will ja niemand, als dich!“ sagte Susanne an jenem Abend auf dem Kolosseum. Gute Susanne, auch du kanntest dich nicht ganz! — — Die Zeit in Rom ging zu Ende; die beiden Geschwister, einig, zufrieden und glücklich, zogen nach Neapel weiter und suchten hier dem regnerischen März jede schöne Stunde, jeden heiteren oder bedeutenden Augenblick abzugewinnen. Wenn ein kalter Wind sauste, frischer Schnee auf den Vesuv herab und Hagel in die Straßen von Neapel fiel, dann blieben sie in ihren Gemächern, lasen italienische Bücher miteinander — notdürftig genug, denn seine wie ihre sprachlichen Talente waren gar gering — feierten mit einigen Gleichgesinnten, die sie fanden, poetische, halbantike Symposien, und genossen noch wie Studenten diese letzten Wochen ihrer Freiheit; denn sobald Franz' „Genesung“ sich hinlänglich bewährt hatte, riefen ihn und sie die alten Pflichten zurück. Franz hatte beschlossen, sich an einer süddeutschen Universität — fern von Emilien — niederzulassen und seine amerikanischen Forschungen zu verarbeiten; nach Susanne seufzte die Tante; und auch Susanne seufzte, aber nicht nach ihr ... Zu jenen Gleichgesinnten, die mit ihnen künstlerisch lustig lebten, gehörte außer einigen Malern und Bildhauern auch ein vornehmer junger Mann, ein Deutscher wie sie; nicht ohne Vermögen, aber noch ohne Beruf. Er war nicht eigentlich schön; aber er hatte diese aristokratische Gestalt und Haltung, diese Poesie der Formen, die zumal ästhetisch gesinnte Frauen so sehr bezaubert. Auch war in ihm eine unwiderstehlich anziehende Mischung von heroischer Leidenschaftlichkeit und kindlicher Hingebung; von vornehmer Denkart und demokratischer Verachtung aller Vorrechte der Geburt. Er war auf dem Wege nach Aegypten, wie er sagte; doch die Schönheit Neapels hielt ihn fest. Er kam von B., wo Franz und Susanne gelebt hatten; er erzählte von Frau Emilie, die er sehr gut zu kennen schien, und die nach seiner scheinbar unbefangenen Schilderung nicht sowohl schwermütig, als aufgeregt und von Extrem zu Extrem lebte; bald voll auffallender Freigeisterei, bald in ebenso auffallender abergläubischer Mystik; heute lebenssatt und mit sich allein, morgen im Fieber und Wirbel der Zerstreuung.

Bei diesen Berichten fühlte Franz noch einige Beklemmung; aber es bedurfte nicht mehr der Künste seines lieblichen „Kerkermeisters“, ihn davon zu befreien. Seine eigene Kraft reichte hin. Ihn beunruhigte mehr, daß der junge Freiherr — ich nenne ihn Ferdinand — der ihm anfangs sonderbar kühl und

forschend, fast konnte man sagen feindselig, entgegengetreten war, sein Benehmen auf einmal geändert hatte, als er eines Abends Susanne in all ihrer poetischen Heiterkeit, ihrem innigen Mitgenießen kennen lernte. Von da an schloß er sich den Geschwistern, mit feinster Rücksicht und ohne jede Zudringlichkeit, aber voll Feuer an. Er überraschte Susanne täglich mit zarten Aufmerksamkeiten, auf die kein anderer verfiel. Er war rührend beglückt durch jede Aeußerung ihrer Dankbarkeit. Sein ganzes Wesen erhöhte, veredelte sich in ihrer Gegenwart; man konnte nichts Liebenswürdigeres sehen. Auch seine Kenntnisse, seine Talente setzten in Erstaunen. Er zeigte eine Fähigkeit, die ästhetischen Genüsse dieser kleinen Gesellschaft mitzugenießen, die in eine wirkliche Künstlerseele blicken ließ. Er zeichnete Susanne, er besang sie in deutschen und italienischen Versen; und in die stille Poesie ihrer Seele drang er so feinfühlig ein, daß er dazu geboren schien, sie zu begreifen.

Franz erschrak; vor der Wirkung dieser Bewerbungen auf Susanne, und vor sich selbst. Denn je mehr er Susanne dadurch beglückt sah, desto mehr fühlte er sich unglücklich; eine schwermütige Eifersucht befiel ihn, die er kaum zu verbergen wußte. „Was geht denn in mir vor?“ fragte er sich verwundert und beklemmt. „Ein liebevoller Bruder ist anfangs eifersüchtig auf den Geliebten, sagt man; daß auch ich es sein würde, hab' ich immer gewußt. Aber dieser Kummer, den ich fühle — ist denn darin Vernunft? Sie liebt diesen Ferdinand; oder wenn sie ihn noch nicht liebt, wird sie ihn bald lieben; — warum sollte sie nicht? Verdient er's nicht? Soll sie einsam bleiben, nur weil mir's besser gefiele? Wenn ich einmal ein Mädchen finde, das ich noch lieber haben kann, als sie, werd' ich dann fragen, ob ihr das gefällt? Werd' ich dann nicht um dieses Mädchen werben und kämpfen, bis es mein wird — ob nun Susanne sich darüber freut oder nicht? — —“ Mit solchen Gedanken sprach er sich zur Ruhe; sie gingen ihm nach bis in Schlaf und Traum. „Bruderliebe ist selbstlos!“ sagte er sich, gleichsam auf Schritt und Tritt. „Bruderliebe ist edel, ist opfermütig, ist ein feines Ding. Gönne Susannen ihr Glück!“

Es kam, wie er fürchtete: Baron Ferdinand erklärte sich, und Susanne — nachdem sie an Franz' Brust sich ausgeschüttet, sich seiner Zustimmung versichert hatte — willigte ein. „Ach, es ist seltsam, Franz!“ sagte sie, als es geschehen und sie mit dem Bruder allein war; „mehr als dich kann ich

ihn nicht lieben; — nie, Bruder, nie; — — doch ich muß ja auch nicht," setzte sie hinzu. „Du warst mein alles, Franz! — Ich habe geweint, daß ich dich verlasse! — Doch wie kindisch ist das von einem so alten Mädchen: dich verlass' ich ja nicht. Er hat mir gelobt, geschworen, dich wie ein Bruder zu lieben. Er ist gut, edel, zart! — Doch wie komm' ich dazu, ihn vor dir zu rühmen . . ." Sie schloß den Bruder in ihre zitternden Arme: „Franz! Immer mein Franz!"

Ferdinand hatte aus eigenem Antrieb erklärt, daß er sein bis dahin zweckloses Reisen und Studieren, seinen „edlen Müßiggang" aufgeben, daß er „zu seinen Kenntnissen ein Amt suchen" wolle. Die Vermählung sollte so lange aufgeschoben werden; und um den Ernst und die Festigkeit seines Vorhabens zu zeigen, riß er sich schon nach wenigen Tagen los und ging nach Deutschland zurück. Hier wollte er in M., wo er günstige Anknüpfungen hatte, sich um eine Stelle bewerben, die seinen Wünschen entsprach. Eh er Abschied nahm, klagte er sich in seiner liebenswürdig beredten Weise vor Susannen an, daß er, durch die Leichtigkeit seiner Eroberungen verführt, sein Herz oft vergeudet und dem weiblichen Geschlecht mehr gehuldigt habe, als gut war. Doch nachdem er sie durch dieses Bekenntnis betrübt habe (sie war blaß geworden und litt sehr), werde er sie nie mehr betrüben; sie habe jeden seiner Blutstropfen treu und rechtschaffen gemacht! — Er schien ihr noch etwas bekennen zu wollen; doch das peinliche Gefühl, das ihre jungfräulichen Züge verstörte, schreckte ihn offenbar ab. Er verließ sie, ohne darauf zurückzukommen. Wenige Tage nach seinem Abschied brachen auch die Geschwister auf. Sie wollten nur noch Capri, Amalfi und die Rosen von Pästum sehen, und dann die Heimreise antreten; beide als Verwandelte: er von der Liebe geheilt, sie von ihr gefangen.

Franz hatte seinen Koffer gepackt und stand in seinem Zimmer am Fenster, um noch einmal den Molo und den Golf von Neapel sich recht ins Gedächtnis zu prägen, wie es seine Art war. Ein trauriges Vorgefühl lag ihm auf der Seele; er vermied es, sich zu fragen, warum. Man brachte ihm einen Brief, der soeben noch gekommen war, für Baron Ferdinand. „Ich werd' ihn ihm nachschicken," sagte Franz, und behielt den Brief. Einen verlorenen Blick auf die Aufschrift werfend, erstaunte er: er erkannte Emiliens Hand. Es durchfuhr ihn ein sehr sonderbares Gefühl. Das erste Mal, daß er wieder diese Handschrift sah; denn nach einigen Fehl-

versuchen, seinen immer wechselnden Aufenthalt zu erfahren, hatte die tiefgekränkte Frau sich, wie er, in tiefes Schweigen gehüllt. Nun hielt er einen Brief von ihr zwischen seinen Fingern; doch der Brief war nicht für ihn, sondern für Ferdinand. Wie kam sie dazu, an Ferdinand zu schreiben? Nie hatte dieser gesagt, daß er in so vertraulichem Verkehr mit ihr sei; im Gegenteil hatte er einmal angedeutet, daß er auf den Umgang mit ihr verzichtet habe. Warum jetzt dieser Brief? — — Es rührte sich einen Augenblick der mißtrauische Gedanke in Franz: Wenn ich ihn öffnete! — Doch er ward rot, daß er das denken konnte. Er warf ihn aus der Hand, auf den Tisch. Dann siegelte er ihn in ein neues Couvert, schrieb Ferdinands Adresse darauf und schickte ihn ab.

Die letzten Reisetage gingen schnell dahin; die Rückkehr nach Deutschland kam, und danach die Trennung. Franz war stiller geworden mit jedem Tag; Susanne erschien oft mit verweinten Augen, doch eine gewisse äußerliche, aufgeregte Heiterkeit blieb ihr meist getreu. Als sie Abschied nahmen, wollte Franz — sonst der männlich Härtere — sie nicht aus den Armen lassen; er nannte sie mit einem Kosenamen, den er ihr als Kind gegeben hatte, und drückte ihr die Hand so sehr, daß sie „Wehe" seufzte. Sie schien ruhiger; erst im letzten Augenblick flüsterte sie ihm zu: „Liebster, liebster, liebster aller Menschen!" — — Susanne allein fuhr nach B., dort zu bleiben, bis ihr zukünftiger Gatte zur Vermählung komme. Franz zog seinem „gelehrten Nest", wie er es nannte, seinem „Bienenkorb" zu. Er kam an, packte aus, warf sich auf die Arbeit. Ihm war wie einem Knaben, der ein wunderbares Märchen gelesen, mit Prinzessinnen, Zauberern, singenden Schwänen gelebt hat und nun abgerufen wird, um zur Schule zu gehen. Die Wirklichkeit, die „Schule des Lebens" gähnte ihn an. Unbedeutend war ihm die nordische Natur, und keiner der Menschen wollte ihm gefallen. „O Italien! O Susanne!" seufzte er; überall einsam — ob nun unter Menschen, oder allein — und überall betrübt.

Doch wie viel tiefer noch sollte er sich betrüben, als ihm nach und nach aus M. über Ferdinand seltsame Nachrichten zugingen. Sie waren so unglaublich für seinen hohen Begriff von diesem Manne und für seinen Bruderstolz, daß er sich sträubte, ihnen Gehör zu schenken. Eine Frau von abenteuerlicher Existenz — man nannte sie Verena — die dem Baron bei einem früheren Aufenthalt in M. zu gut

gefallen, habe ihn jetzt wieder anzulocken gewußt; er gerate mehr und mehr in ihre Netze, und versäume darüber, die Sache zu betreiben, die ihn nach M. geführt. Traurige Nachrichten über Susanne folgten nicht lange darauf: sie hatte von diesen Dingen erfahren, wollte nicht glauben, zweifelte, härmte sich heimlich ab. Endlich kam durch einen zuverlässigen Freund, einen Augenzeugen, zu Franz die Kunde: man habe diese Verena, ein Wesen von verführerischer Schönheit, aber von durchaus unwürdiger Vergangenheit, öffentlich an Ferdinands Arm gesehen. Auf einen Brief, den Franz hierauf an den Verlobten seiner Schwester schrieb, ward ihm keine Antwort. Dagegen meldete Susannes Tante aus B.: Baron Ferdinand sei so tief gesunken, daß er, wegen seines treulosen und unedlen Benehmens zur Rede gestellt, in der sinnlosen Aufregung des Rausches mit beleidigenden Aeußerungen über seine Braut geantwortet habe. Gleich darauf freilich habe er es bereut und zurückgenommen; Susanne aber, der man dies alles sofort zu Ohren gebracht habe, sei dabei in Ohnmacht gesunken.

Was Franz empfand, brauche ich nicht zu sagen. Seine friedfertige, ästhetische Natur ward nur noch von dem einen wilden Gefühl beseelt, Susannes Rächer zu sein. In der nächsten Nacht fuhr er nach M. Er drang bei Ferdinand ein und erklärte ihm, er sei gekommen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen, um ihn zu töten. Baron Ferdinand — ohne Furcht, doch nicht ohne Scham — ward beim Anblick von Susannes Bruder wieder von Reue ergriffen. Er klagte sich seiner unglückseligen, unbegreiflichen Schwäche mit plötzlicher Leidenschaft an. Er verdammte sich; es sei unwürdig, unfaßbar; — wie ein Fieber sei es über ihn gekommen. Er beteuerte, daß Susanne der gute Engel seines Lebens sei, und erklärte sich bereit, alles gut zu machen. Doch in jedem Wort fühlte Franz eine Beleidigung. „Zu einer bürgerlichen Versöhnung," sagte er, „bin ich nicht gekommen. Wer hier von ‚gut machen' spricht, der hat nie gewußt, was für eine Gnade von Gott ihm in der Liebe meiner Schwester zugefallen war! Diese Schwester haben Sie mir auf den Tod verwundet ... Wenn Sie Ihrem ehrlos gewordenen Leben nicht selber ein Ende machen, nun so muß ich es thun!"

Ein Zweikampf, auf Pistolen, war das Ende. Ferdinand hatte sich als Schütze einen Namen gemacht; Franz,

dem leicht das Blut zu Gesichte schoß, dem jede Aufregung die Ruhe und Sicherheit der Hände nahm, war das Gegenteil eines guten Schützen. Dennoch traf er tödlich; unmittelbar nachdem ihn selber Ferdinands Kugel in der Brust verwundet hatte. Beide sanken hin, und beide verließ das Bewußtsein.

Als Franz wieder zu sich kam, sagte man ihm — den man inzwischen verbunden hatte — daß Ferdinand ihn vor seinem bevorstehenden Ende noch zu sprechen wünsche. Er ließ sich hinführen, wo Ferdinand, mühsam atmend, unter einem Baum im Gehölze lag; es war früher Morgen. „Ich muß Ihnen noch etwas sagen —" fing der Unglückliche an — „das mich sehr bedrückt. Sagen Sie's Ihrer Schwester, wenn Sie mich überleben; — und wenn ich bei diesem pfeifenden Atem so undeutlich spreche, daß Sie mich nicht verstehen, so fragen Sie! — Dieses Duell war Ihnen eigentlich schon in Neapel zugedacht; und nun kam es so! — — Als Sie Frau Emilie verlassen hatten, lernte ich sie kennen. Ich hielt sie für die Krone der Frauen. Ich bewarb mich um sie; doch ich erreichte wenig ... Endlich sagte sie mir: ‚Schaffen Sie diesen Menschen aus der Welt, der mich so unerhört beleidigt, so schmachvoll verlassen hat; dann gehör' ich Ihnen!' — Ich war sinnlos vor Leidenschaft. Ich reiste Ihnen nach; fand Sie in Neapel. Meine Absicht war, Sie in einem gelegenen Augenblick in einen Streit zu verwickeln, der so enden sollte, daß — — Ohnehin waren Sie mir von vornherein verhaßt ... Da lernt' ich Susanne kennen. Ach! — Franz, ich schwör' es Ihnen, meine Liebe zu Susanne war rechtschaffen, edel, gut. Ich vergaß, was ich wollte; ich trachtete nur noch, ihrer würdig zu werden! Damals beim Abschied wollt' ich ihr alles gestehen; doch ich fand nicht den Mut. Nun erst find' ich ihn, hier, in der letzten Stunde! — Treulos war ich Emilien geworden um Susannens willen; sie erfuhr es und marterte mich mit vorwurfsvollen Briefen; — so einen Brief, den letzten, schickten Sie mir noch aus Neapel nach. Und nun hab' ich Susanne — ich Unbegreiflicher, ich zur Charakterlosigkeit verdammter Mensch — nun hab' ich den Engel um dieses Weib da verlassen. Vielleicht nur, weil diese Phrynen, diese Laisse — — ein gewisses Etwas — — Ach, ist das das Leben? Franz! geben Sie mir die Hand! Suchen Sie mir zu verzeihen!"

Franz reichte ihm erschüttert die Hand. Dann verlor

er diese und jede andere Empfindung, und mit ihnen die Sinne. — —

Es war ihm seltsam und fremd zu Mut, als er ins Leben zurückkam. Ein unsicheres, gleichsam flackerndes Gefühl sagte ihm, er sei der und der, weiter wußte er nichts; er erkannte nur, daß er sich in einem nie gesehenen Zimmer, unter einem Betthimmel befand, und daß eine weiße Decke heiß und schwer auf ihm lag. Da er sich noch so fremd schien, und da eine von ihm abgewandte Gestalt sich in der Nähe bewegte, fiel ihm endlich ein, zu sprechen und einen Spiegel zu fordern, damit der Klang der Stimme und der Anblick des Gesichts ihm sagten, ob dieses Ich so beschaffen sei, wie es ihm ungefähr vorschwebte. Die Gestalt verschwand und kam mit einem Spiegel zurück. Als er hineinsah, erschrak er; denn das Gesicht war wie die Stimme, dünn, hohl und farblos. Er betrachtete diese traurigen Züge fort und fort. Es war ihm ein grausames Vergnügen, mit dem wiederauflebenden Naturforscherblick die ganze Verwüstung zu studieren, die irgend jemand hier angerichtet hatte; sich in den fleischlosen „Säulenheiligen", den „Büßer" und „Märtyrer", der da lag, hineinzusehen. Doch ein Tropfen störte ihn, der ihm auf die Stirn fiel. Er versuchte ihn wegzuwischen; aber der Arm blieb müde auf der Decke liegen. Ein zweiter Tropfen fiel ihm auf die Wange. Nun sah er auf, und ein Gesicht, dessen traurig-frohe Lieblichkeit ihm plötzlich das Herz bewegte, lächelte schwach, doch süß, auf ihn herab. Er erkannte Susanne, deren Thränen flossen.

Wie blaß sie ist, dachte er. Dann hörte er sich mit seiner klanglosen, hohlen Stimme sprechen: „Daß du so schön wärst, hätt' ich nie gedacht ... Wie kommst du hierher, unter diesen Baum? — —" Nun fiel ihm erst wieder ein, daß er ja nicht im Gehölz, sondern unter einem Betthimmel lag. Doch das grünliche Gesicht des sterbenden Ferdinand, unter jenem Baum, tauchte in ihm auf. „Wo ist er?" fragte er mit Zögern.

„O Franz! Franz!" rief Susanne aus und sank schluchzend über sein Bett.

Ein Mann trat vor — der Arzt — und zog Susanne flüsternd und sanft zurück. Bald darauf verwirrten sich wieder die Bilder in Franz' Gehirn; er bemühte sich nicht mehr, zu sprechen und zu denken. So verging die Nacht, die unterdessen hereingebrochen war. Erst als das erste rosige Licht

durch die Vorhänge hindurchfloß und die Lider des Schlafenden mit unhörbarem Wellenschlag umkreiste, rührte sich in ihm ein deutliches Gefühl, daß um ihn her etwas sei. Er ließ die Augen geschlossen, doch er hörte Töne, und es ward ihm bewußt, daß sie von außen kamen. Ein Gewand rauschte leise; eine Stimme, die ihm wohlthat, flüsterte über ihm. Sie hatte einen traurigen, doch seinen Sinnen schmeichelnden Klang, so daß ihn ein süßer Frost überschauerte. Endlich verstand er auch die gehauchten Worte. „Franz! Franz!" hörte er's leise klagen; und auf einmal wußte er, daß Susanne sprach. Er horchte auf. — „Ach!" flüsterte sie. „Ach! warum hast du mir das gethan! Ach, warum hast du ihn umgebracht! Wie kann man so grausam sein. Franz! Du mein Franz!"

Er riß die Augen auf, bis ins Herz erschrocken; richtete sich halb empor und starrte ihr in das wehklagende Gesicht. Plötzlich stand ihm alles, was geschehen war, was er gethan, vor der Seele. Er wollte ihr etwas zurufen; ihm versagte die Stimme. Gleich darauf faßten ihn ihre beiden Hände und drückten ihn wieder auf sein Kissen zurück.

„Franz! Was ist dir?" fragte sie bestürzt, mit nicht mehr weinender, sondern besorgter Stimme. „Warum fährst du so auf?"

„Du hassest mich," sagte er mit Mühe.

„Ich dich hassen? Träumst du?"

„Er ist also tot; und du sagst, ich war grausam — —" Weiter sprach er nicht.

„Franz!" flüsterte sie nach einer Weile, jammervoll; „was hast du gehört?"

„Alles," antwortete er.

„Ich dich hassen, Franz?" sagte sie und bedeckte ihn mit Küssen. „Würd' ich dich wohl so küssen," setzte sie dann hinzu, „wenn ich etwas gegen dich im Herzen hätte? — Was hab' ich gesagt, Franz? Kümm're dich darum nicht!" — Und mit schwerster Anstrengung, mit zitternder, doch gehorchender Stimme fuhr sie fort: „Ich muß dir ja danken für das, was du gethan hast —"

„O, Susanne! Schwester!"

Bei diesem Ausbruch des Schmerzes aus seiner matten Brust besann sie sich wieder, was für ein Kranker da lag. Sie faßte sich und legte ihm ein kühlendes Tuch auf die heiße Stirn. „Guter, lieber Franz!" sagte sie leise, ruhig,

und kauerte an seinem Bette nieder; „wovon reden wir? Was für eine pflichtvergessene barmherzige Schwester bin ich. Still; ach, sei still. Träume wieder; schlafe. Denk an etwas Liebliches, schlafe dabei ein. Nur gesund werden, Franz!"

„Ach, Susanne —"

„Still! — —"

„Gesund werden," fing er nach kurzem Schweigen wieder an. „Ich hab' eine Wunde, nicht wahr?"

„Ja. Sei nun still."

„Hier auf der Brust, nicht wahr?"

„Ja."

„Wie lange lieg' ich denn hier? — Wo bin ich? — Wie kamst du her?"

„Auf diese drei Fragen will ich dir noch antworten," sagte sie mit ihrem lieblichsten Lächeln, als hätte sie nie und über nichts geklagt; — „dann geh' ich ins andere Zimmer und du fragst nicht mehr! — In diesem Hotel hab' ich dich gefunden, als ich kam; und ich kam aus B., weil sie mir telegraphierten, daß — — daß du mich nötig hättest; und du liegst hier schon eine Woche lang. Doch du bist ‚durch', sagt der Arzt; und die Brust wird gesund und alles gut werden, wenn du nichts Unnützes denkst, sondern ruhst und fromm und still und gut bist — — und mich lieb hast, Franz! Und nun geh' ich; — doch noch ein Wort. Hier habe ich deine Hand. So wahr ich sie küsse, Franz — ich will nie mehr klagen; weder daß er starb, noch daß er lebte, noch daß ich ihn liebte. Immer nur, morgens und mittags und abends, will ich mich freuen und denken, daß ich dich behalten habe, mein Bestes. Du nun wieder mein Alles! Auf ewig! — Nun aber lieg still wie ein Philosoph; gute Nacht!"

Franz genas; es blieb zwar eine gewisse Schwäche in der Brust zurück, die immer der Schonung bedurfte, aber er setzte sich, wie er es nannte, „wieder an den Tisch, an dem die Lebendigen sitzen". Man verurteilte ihn wegen des Duells zu Gefängnishaft; doch durch königliche Gnade ward er frei, noch eh er die Strafe angetreten hatte. Damals erhielt ich, als erstes Lebenszeichen von ihm seit langer Zeit, eine Photographie, die den Genesenen darstellte. Er war nicht schöner als früher, aber auffallender, bedeutender; die Formen des

Kopfes, schien mir, hatten sich vergrößert, die hohe Stirn sich noch mehr gewölbt. Der Blick war eher träumerischer als lebhafter geworden, und um die Lippen — nicht voll, sondern fein und schmal wie die Susannens — glaubte ich einen Zug von leiser Melancholie zu bemerken; der schöne, energische Bart aber und das Haar, das sich plastischer und kühner lockte, gaben diesem frühreifen Gesicht den Charakter voller Männlichkeit. Bald darauf kam noch ein Bild, das mir mehr erzählte, als lange Briefe vermocht hätten. Susanne und Franz saßen Hand in Hand; sie mit den großen innigen Augen dem Beschauer zugewandt, und mit einem kaum wahrnehmbaren Anflug von glückseligem Lächeln; er sie in stiller Versunkenheit, in rührender Hingebung, gleichsam dankbar, betrachtend. In ihrem dunklen, einfach anliegenden Kleide, das die feinen Formen sprechen ließ, und mit der dunklen, offenbar violetten Schleife über dem Spitzenkragen, erinnerte sie mich an jenen Tag in B. — nicht lange vor Franz' Rückkehr aus Südamerika — als ich sie am Fenster sitzend fand und sie mir klagte, daß sie ohne Kenntnisse und ohne Talente sei. Glücklich und zufrieden — so schien es — saß sie nun auf dieser Photographie, neben dem Bruder, da. Aber viel zu tief lagen die großen Augen; und irgend etwas heimlich Zehrendes hatte ihr die Rundung der Wangen weggepflückt . . .

War es zu verwundern? War sie nicht zart und fein? — Diese zweite Photographie stand vielleicht zwei Tage auf meinem Schreibtisch, als ich hörte, daß eine hitzige, lebensgefährliche Krankheit in Susanne ausgebrochen sei. Der nagende Kummer um Ferdinands Verschuldung und Untergang, der rastlose Kampf um Franz' Leben, an seinem Siechbett, hatten zu lange gewühlt; als sie sich endlich wieder glücksfähig fühlte, brach sie zusammen. Da begann denn nun des Bruders Dank; da begann denn seine ins Grenzenlose gewachsene, von allen edlen Gefühlen genährte Bruderliebe sich in reinster Opferfreude zu bewähren. Wenn je ein Mensch einem Menschen vergalt — — Doch das nicht zu Schildernde zu schildern, soll man nicht versuchen. Wie sie ihn gepflegt hatte, pflegte er nun sie; wie sie ihm und sich sein Leben gerettet hatte, rettete er das ihre, ihr und sich. Nur auf Viertelstunden bracht' er es über sich, sie zu verlassen . . . Seine erneute Jugendkraft hielt dieser Aufgabe stand. Ihn belohnte das Glück. Susannens so recht zum Ausharren

geschaffener Lebensgeist, der sich in der zarten Gestalt geheimnisvoll bewegte, steuerte durch alle Stürme hindurch. Man konnte sie endlich aufs Land bringen; unter Bäumen, auf einer Wiese, konnte sie die letzte Zauberkraft der Herbstsonne genießen. Das ferne Gebirge sah, wie das Land der Hoffnung und Verheißung, herüber. Dort gedieh sie, langsam, doch mehr und mehr. Eines Tages kam er dorthin zu ihr zurück, nachdem er den Arzt bis zur Landstraße an den Wagen begleitet hatte; in der Gewißheit des Sieges lächelnd, heiter lächelnd, ihre Hände streichelnd, immer streichelnd und küssend; endlich kniete er wie ein Verliebter vor ihr hin.

„Was hast du nur?" sagte sie, wie verwundert lächelnd. Doch sie heuchelte, denn von Franz verwunderte sie nichts mehr.

„Du bist nun ‚entlassen'," antwortete er. „Vom Doktor, mein' ich. Als geheilt entlassen. Dein Krankheitsfall interessiert ihn nun nicht mehr."

„Wirklich?" fragte sie.

„Wirklich."

„Ich wäre gestorben, Franz — das weiß ich gewiß — wenn mich dieser barmherzige Bruder hier nicht behütet hätte! Und wenn ich nicht gewußt hätte," fuhr sie fort, „daß du mich durchaus behalten wolltest, wär' ich gern gestorben. — Doch nun leb' ich gern, gern!" setzte sie hinzu.

„In einigen Wochen," erwiderte er, mit einem sonderbar übermütigen Gesicht, „in einigen Wochen kannst du wieder thun, was du willst. Gehen, wohin du willst."

„Gehen? Wohin?"

„Nun, jedenfalls wohin es dir beliebt!"

„Wohin es mir beliebt?"

„Nun, du wirst dich doch wieder von mir trennen wollen, sobald die Kraft dazu da ist. Entweder zur Tante zurück; oder an irgend einen Ort, wo ich nicht lebe — —"

Es überlief die Arme plötzlich, während er das sagte. Doch sie antwortete nichts.

„Warum so still?" fing er, noch immer in scheinbarem Gleichmut, wieder an. „Du wirst dir ja schon überlegt haben, wie du nun dein Leben ohne mich gestalten willst —"

Sie wandte den gesenkten Kopf zu ihm und blickte ihn wie hilflos an. „Ach!" sagte sie nur; dann war sie wieder still.

„Du hast dir's noch nicht überlegt?"

„Warum bist du nur so grausam," antwortete sie end-

lich. „Was willst du. Laß mir doch diese schöne Zeit. Darüber hinaus — — Großer Gott! was für ein Gedanke!"

„Nun, was für ein Gedanke?"

„Mich wieder trennen! von dir! Mich noch einmal trennen — — Franz!"

Sie legte ihre beiden Hände auf seine Schultern und brach in solches Weinen aus, daß es sie schüttelte.

Doch auch das rührte ihn, wie es schien, nicht gar so sehr. Er stand auf, rieb seine Hände aneinander und sah nur strahlend auf die kleine Hilflose herab.

„Was hast du, Franz?" sagte sie endlich. „Mein Kopf ist wohl noch sehr schwach, ich verstehe dich nicht —"

„Ich will dir etwas sagen," antwortete er. Und sich auf den Tisch setzend, der vor ihrem Lehnsessel stand: „Suse! Suse!" sagte er. „Du bist nun sechsundzwanzig Jahre alt, und dafür noch sehr unbedacht; und ich bin dreiundzwanzig, und dafür wunderbar gescheit! — Wir uns wieder trennen? Dachtest du wirklich, daß es so kommen könnte? — Das müssen wir uns nun abgewöhnen, Suse; denn ich glaube, ohne einander halten wir's nicht mehr aus. Wer kann mir das sein, was du mir bist. Wenn ich an die Frauen oder Mädchen denke, die ich kannte, wie von einem anderen Stamm kommen sie mir vor; aus irgend einem unbekannten Erdteil an unserer Insel gelandet, auf der du und ich miteinander wohnen. Die Patagonierinnen waren mir nicht fremder, als mir jetzt meine sogenannten Landsmänninnen sind! — Wo du bist, kleine Susanne, da ist mein Glück; meine Lebenslust, mein Humor, mein Drang, etwas zu werden, meine guten Gefühle und Gedanken. Du bist die Luft für mein Ich; wo ich Atem hole. Und du! du!" setzte er mit übermütigem Glücksgefühl hinzu, „was bist du ohne mich?"

Sie antwortete nicht auf diese Frage. „Ach! Guter, thörichter Franz!" sagte sie nur, mit einem Blick voll Liebe.

„Muß denn jeder heiraten?" sprach er weiter, seine Füße schaukelnd. „Wie viele große Männer blieben ledig; — ich will keinen nennen, damit ich die nicht beleidige, die ich nicht nenne. Einsamer Junggeselle bleiben, ist vielleicht eine Dummheit; aber viel Verstand ist schon darin, wenn zwei Junggesellen miteinander leben; und das Ideal scheint mir zu sein, wenn diese beiden Bruder und Schwester sind!"

„Was du alles redest!" sagte sie, im Herzen doch ganz glückselig. „Und du denkst also wirklich, Franz —"

„Daß wir uns nie mehr trennen, das denk' ich. Will die Tante die dritte sein, nun so sei sie die dritte; will sie nicht, so bleiben wir du und ich. Susanne! Ich glaube, du bist auch erst dreiundzwanzig wie ich, und nur eine halbe Stunde vor mir auf die Welt gekommen. Zwillingsschwester! Wirkliche bessere Hälfte! — — Ich bin höchst überaus glücklich! — — Ich nehme mein Kreuz auf mich!" rief er plötzlich aus, hob den Lehnsessel samt der darin sitzenden leichten Last empor, drückte ihn an sich und trug ihn über den Rasen ins Haus. — —

Dieser Tag war gewissermaßen der Geburtstag des geschwisterlichsten Zusammenlebens, das ich je gesehen; das über tiefe Not hinweg so jugendlich froh begann, und so traurigschön mit ihnen enden sollte. Nach Susannes Genesung reisten die beiden noch einmal dem Süden zu, die Wiederherstellung ihrer Kräfte zu vollenden; kamen dann über die Alpen zurück, blieben aber in W., wo sie sich für die nächsten Jahre niederließen; denn Franz hatte seinen Gedanken, die akademische Laufbahn einzuschlagen, wieder aufgegeben und teilte nun sein Leben, wie seine Seele geteilt war, zwischen Natur und Kunst. Das Bedürfnis nach Schönheit und nach der inneren Harmonie, die die Kunst gewährt, war in ihm — vielleicht durch das Zusammenleben mit der zarteren „Zwillingsseele" — ebenso mächtig herangewachsen, wie vordem sein Drang, die Natur zu beobachten, zu erkennen. Doch daß er sich nun zersplittert hätte, könnte man nicht sagen; ein sehr feiner, vermittelnder, zusammenfassender Sinn leitete ihn vom einen zum anderen, und seine Naturkenntnisse wuchsen ebensosehr wie sein Schönheitskultus, mit dem sie für ihn denselben Mittelpunkt hatten: jene unbekannte Sonne, die man die Weltseele nennt. Von den bedeutenden Ergebnissen seiner Studien zu reden, ist hier nicht der Ort; ich kehre nach W. und zu den Geschwistern zurück ... Das Vermögen, das sie besaßen, reichte hin, sorgenfrei zu leben. Der Reiz ihres Umgangs machte ihnen Freunde, wohin sie kamen; sie waren beide sehr empfänglich für ausgewählte, schöne Geselligkeit, bei der sie sich selbst nicht verloren. Da die Tante (die schon nach einigen Jahren starb) sich nicht entschließen konnte, ihre gewohnten „Kreise" zu verlassen, blieben sie zu zweien, als „du und ich". Um so reiner vielleicht war ihre Eintracht, ihr Zusammenklang. Doch die eigentlichste Poesie dieses Zwillingslebens begann, wenn der Sommer kam und sie in

die Berge oder ins Vorland des Gebirges zogen; wenn ihre Fähigkeit, miteinander wie Zwillingsblumen aufzugehen, gleichsam in der Glut des Sommers sich sonnte, unter dem erwärmten Himmelsblau, an lieblich kühlenden Gewässern aufblühte; — am schönsten und am liebsten in jener Gegend, wo Susanne genesen war, wo er „sein Kreuz auf sich genommen", und das sonderbare Märchen ihrer „Zweieinigkeit" sich vollendet hatte.

Dort sah ich sie wieder, einige Sommer danach. Wo die flache Hochebene von M. sich den Bergen nähert und gleichsam in Wellenbewegung gerät, liegt der Ort, der ihnen so gefiel; eigentlich nur ein Wirtshaus und ein paar Landhäuser, auf die Höhe gebaut und mit weitem Blick. Die lange Kette des Gebirgs lag am Horizont, nah und fern zugleich, so daß sie den reinen Genuß ihrer Schönheit gab und zugleich leise Sehnsucht weckte; diese Kette durchbrechend zog ein Fluß heran, führte sein klar grünes Alpenwasser durch heitere Thalbreiten zwischen den Vorbergen hin, schäumte an Felsen auf, die aus dunklen Fichtenwäldern vorsprangen, und verschwand endlich im Norden, wie er von Süden kam, hinter grünen Höhen, die alte verwitternde Kronen von Burggemäuer oder Wallfahrtskapellen trugen. Durch lichten und dunklen Wald stieg man von dem Berge, auf dem die Geschwister in ihrem „Schlößchen" thronten, an den rauschenden Fluß und zu einem schweigsamen Nonnenkloster hinab. Rückwärts aber sammelten sich andere Hügel zu ungleichen Wellenreihen, hinter denen ein großer, villenreicher See sein schönes Geheimnis verbarg. Die Gegend gefiel mir sogleich, durch den Doppelreiz, der aus Nähe und Ferne wirkte; wie abwechselnde Winde wehten uns Frieden und Verlangen, Genügen und Wanderlust an. Das „Schlößchen", das wir gemietet hatten — ich mit ihnen — war im Geiste einer gewissen kindlichen Romantik gebaut, die wenigstens Franz' Humor vielfach beschäftigte. Er hatte es „Lautereck" getauft, weil es mit seinen Türmen, Vorsprüngen und Winkeln wirklich wie eine dieser geometrischen Figuren auf Vorlegeblättern aussah, an denen die zeichnen lernende Jugend sich übt. Inwendig aber schoben sich die Räume lustig und fast malerisch durcheinander; und es waltete darin ein holder Geist, vielleicht der holdeste, beruhigendste, den ich je gekannt: die „Zwillingsseele" Susanne.

Sie war älter geworden, wenn man an die Erfahrungen des Herzens denkt; man sah es ihr wohl an, daß sie „Tote

hatte"; aber ein stiller Glanz unzerstörbarer Jugend lag auf ihr, wo sie ging und stand. Man mußte sie lieben, da war keine Frage; auch verlieben mußte man sich in sie, wenn man ein freies Herz hatte; meins aber war nicht frei, und so konnte ich sie mit der Unbefangenheit des Freundes betrachten und ihre Nähe so rein beglückt genießen, wie man die sanft schwärmerische Verklärung einer warmen Mondnacht genießt. Sie ward mir schwesterlich zugethan, wie ich bald der Bruder ihres Bruders war; — soweit man bei ihm und ihr noch von geschwisterlichen Gefühlen für einen dritten reden darf. Naturstudien mit Franz, Kunsttreiben mit Beiden, weite Wanderungen, bei denen sie unternehmend voranzog, Träumen im Gras, thränenlachende Heiterkeit, Poesie und Gesang füllten unsere Tage. Dann kam auch die Zeit, wo sie mir alles erzählten, was ich hier erzählte. Ich sah auf den Grund ihrer Herzen; man konnte nichts Reineres sehen. Sie verdienten ihr Glück — denn sie waren glücklich.

Als der Herbst kam, fiel ein Schatten hinein: die Nachricht von Emiliens Tod ... Ein Brief an Susanne brachte diese Nachricht. Sie zeigte ihn mir stumm, und ging dann damit, leise und still, zu Franz; — an diesem Tage sah ich ihn nicht mehr. Doch am anderen Morgen erschien er wieder in der „Frühstückslaube", gefaßt und ruhig; ging dann, meinen Arm nehmend, in das nahe Wäldchen und setzte sich auf eine Bank, von der man ins Weite sah. „Ist es nicht sonderbar," fing er ruhig an: „so zufrieden ich war, — ich glaube, ich — oder der Teil von mir, der in die unglückliche Emilie verliebt war — der hat sie eigentlich noch bis zu dieser Stunde geliebt. So zusammengesetzt sind wir! — — Ich habe diese Nacht darüber nachgedacht; ich glaube" — fuhr er mit einem trüben, feinen Lächeln fort — „diesem Teil von mir hat es geschmeichelt, daß sie mich damals durch Ferdinand wollte töten lassen; denn verachtet oder gehaßt hab' ich sie darum nicht! — —" Er wurde ernsthaft: „Sie war auch nicht schlecht; ich weiß es. Irgend ein irgendwie vererbter diabolischer Wahnsinn war in ihr, der ihr von Zeit zu Zeit über den Kopf wuchs; der einen verrückten Zauber hatte über sie und andere; doch das meiste in ihr war von edler Herkunft! — Auch ihr Verlangen nach Liebe ... Schwärmerisch und übersinnlich war es; leidenschaftlich vom Vater her, übersinnlich-zart von der Mutter; — ewiger Widerspruch! Sie lechzte immer nach Liebe; und den eigentlichen Urtrieb der Liebe hatte sie doch

offenbar nicht. So ging es ihr mit mir, so mit Ferdinand. Sie zog an, stieß ab. Sie erweckte das glühendste Verlangen; dann wollte sie lieber mit dem Geliebten sterben, als mit ihm leben ... So verlor sie alles. Das ertrug sie nicht. Ihr starker Geist zerrüttete sich; — Wahnsinn, Krankheit — und Tod!"

Er gab mir einen zweiten Brief, der an ihn selber gekommen, in dem dieser Verlauf ihres Schicksals umständlicher erzählt war. Während ich ihn las, mußte ich bei mir denken: Was für ein frühreifer Geist wohnt in diesem fünfundzwanzigjährigen Franz, der seine Geliebte nachträglich so ergründen, so begreifen konnte! — — Er stand auf und schnitzte Buchstaben in einen Baum; dann kam er zurück. Mich mit seinen blauen Forscheraugen anblickend, sagte er langsam: „Wir Menschen denken wunder was wir sind. Jeder ein Gedanke eines Schöpfers; eine Einheit, ein Kunstwerk. Zusammengewürfelt sind wir; alle! alle! Und die sogenannten harmonischen Naturen sind nur eben die, bei denen es am wenigsten auffällt, daß Vater Hinz, Mutter Kunz, Großväter und Großmütter und Ahnen und Urahnen im Würfelbecher getanzt haben! — Diese unglückliche Emilie war zusammengesetzt aus Widersprüchen; doch jeder von uns hat in der großen Familienstube, seinem Gehirn, so und so viele Ichs, die sich besser oder schlechter vertragen, je nachdem. Du verstehst mich nicht falsch; darum sag' ich dir: ich zum Beispiel, ich habe von Zeit zu Zeit Stunden — nein, nicht Stunden; aber Augenblicke — wo ich Susanne verdenke, ihr fast feind darum bin, daß sie mich nicht damals mit Emilie im Rausch der Leidenschaft zu Grunde gehen ließ ... Und Susanne — — ich glaube, zuweilen klagt sie mich noch im stillen Kämmerlein an, daß ich ihren Ferdinand getötet habe; zuweilen denkt sie wohl noch — —"

Er brach ab und ging. Ich glaube, ich erwiderte nichts; wir kehrten nach Hause zurück.

Es schien seit diesem Tage in Franz etwas vorzugehen, das freilich an und für sich nicht überraschen konnte: eine allmählich wachsende Neigung, sich dem anderen Geschlecht wieder zu nähern. Wie wenn ihn bis jetzt eine letzte geheime Einwirkung Emiliens an dem „toten Punkt" festgehalten hätte, wo er, gleichgiltig gegen die andern Evaskinder, nur in dieser brüderlichen Kameradschaft lebte: so trat er nun wieder auf den unsicheren Boden, wo der Kampf zwischen

dem Mann und dem Weib beginnt, wo die „Elemente" einander locken. Noch bis tief in den Spätherbst blieben wir in „Lautereck", aber nicht zu dreien: Besuche kamen und gingen. Auch Freundinnen Susannes erschienen, darunter sehr jugendfrische, liebenswürdige. Franz huldigte ihnen ritterlich; zuerst mit stetem Humor, dann ernsthafter, eifriger. Eine besonders schien ihm zu gefallen. Ich weiß noch, wie wir eines Tages in's Thal hinabwanderten; Franz ging mit dieser Dame — einem jungen Mädchen — voran und unterhielt sie mit seinen phantastischen Possen, daß ihr Lachen durch den Wald erschallte; ich mit Susanne folgte. „Sehen Sie wohl, was da vorgeht?" sagte Susanne zu mir. „Ach! — — Verzeihen Sie, wenn ich seufze. Wir werden wohl bald Verlobungsanzeigen drucken lassen; und dann wird Franz sich sein Nest bauen; und dann werd' ich allein sein ... Doch er soll bauen! Nur zu! Dazu hab' ich ja diese Mathilde kommen lassen. Ihr gönne ich ihn! Nur zu!"

Doch Susanne irrte; wir ließen nichts drucken und er baute nicht. Eine Woche später reiste Fräulein Mathilde wieder ab; wir drei waren wieder allein. Wir saßen um den Kamin, in dem ein Feuerchen brannte — denn es wehten schon winterliche Lüfte — und sahen einander mit komischer Zurückhaltung, alle schweigend, an. Franz streckte seine langen Beine recht mit Behagen aus, ließ seine Schuhsohlen von der roten Glut beleuchten, und beobachtete das Spiel der flackernden Lichter auf unseren stummen Gesichtern. Endlich sagte er heiter: „Kinder, was für ein angenehmes Reisewetter sie hat! — Ein vortreffliches Mädchen! — — Gott sei Dank, damit bin ich durch!"

„Womit bist du durch?" fragte ich.

„Ich habe meine Schuldigkeit gethan," antwortete er. „Ich habe mich verliebt. Ich hab' es so weit getrieben, daß ich eine schlaflose Nacht hatte; wenigstens bis zwei Uhr habe ich gewacht; dann dachte ich aus Versehen einmal an etwas anderes und schlief darüber ein ... Aber so wahr ich hier sitze, ich war wirklich verliebt! — Mehr, denk' ich, könnt ihr nicht von mir verlangen. Heiraten kann ich sie nicht!"

„Warum kannst du nicht?" fragte Susanne.

„Sie ist doch auch eine Patagonierin," antwortete er.

„Das soll heißen —?"

„Daß sie nicht von der Susannen-Rasse ist; und daß ich nur mit einer von dieser Rasse leben kann; aber die sind'

ich nicht. — Ja, mein Teurer!" fuhr er fort, zu mir gewandt und mit tragikomischem Gesicht: „das ist das Unheimliche, das tief Erschütternde in meinem Leben, daß dieses Mädchen da (er deutete auf Susanne) mir die anderen Weibsen immer wieder verleidet; daß sie mir eine richtige, lebenslängliche Verliebung unmöglich macht; daß ich nie so dumm, blind und taub werde, wie man sein muß, um ein niedliches Entchen für einen Phönix zu halten! — — Aber gutes Reisewetter hat sie!" setzte er hinzu.

So verging diese „flüchtige, angenehme Verdummung", wie er es nannte. So vergingen noch manche ähnliche nach ihr, in den folgenden Sommern oder Wintern; denn von Zeit zu Zeit kam immer wieder dieses Gelüst über ihn, „sich unter den Patagonierinnen eine Landsmännin zu suchen." So oft ich ihn wiedersah, war so ein Versuch vorbei, oder ein neuer im Werden. Zuletzt gewöhnten wir alle uns daran, wie man sich an Mondfinsternisse und an Sternschnuppen gewöhnt. Immer blieb er für Susanne von der gleichen Liebe; wie bei allen wechselnden Erscheinungen des Weltraums die Kraft der Anziehung fortdauert, die die Sonnensysteme in ihren Geleisen hält und ihre Bahnen rundet.

Ich war dann, nach mancher neuen Begegnung, ihnen wieder jahrelang fern; lebte dann sommerlang mit ihnen, wuchs mit ihnen in die „reifen Jahre" hinein: denn auch Franz, der jüngste, hörte endlich auf, „junger Mann" zu sein. Die Winkel seiner Stirn zogen sich höher hinauf, der Blick der Augen ward schärfer, die Wangen schmäler. Nur Susanne veränderte sich nicht. Hatten sich etwa einmal ihre Formen etwas behaglicher gefüllt, so fand ich sie beim Wiedersehen in das alte Ebenmaß zurückgekehrt; sie „blieb stehen", wie Franz tragikomisch von ihr behauptete: „die einzige große Lüge in der Natur, in der sich sonst alles fort und fort verändert! —" Eine Sorge nur bedrückte ihr edles Herz: daß Franz sich um ihretwillen nicht beweibte. Sie, die jede Bewerbung, die ihr nahte, gleich im Keim erstickte, als gehöre sie nicht zu denen, die man freien kann, sie wollte ihm seinen Einwand nicht gelten lassen. „Trag' ich denn wirklich die Schuld!" sagte sie einmal klagend, als ich bei ihr (in „Lautereck") in ihrem Turmzimmer saß. „Wer ist denn dieser Jemand, der mir so unbemerkt eine Schuld aufgebürdet hat, von der ich nichts wissen will? Was hab' ich denn gethan, oder was thu' ich, ihn zu hindern, daß er glücklich wird?"

„Ich wüßte nicht, daß er nicht glücklich wäre," gab ich ihr zur Antwort.

„Aber er soll Weib und Kind haben, wie die anderen Menschen! Er soll nicht als Hagestolz enden! Er soll noch glücklicher sein!"

„Glücklicher? — Wenn er nun ein Exemplar von der Susannen-Rasse nirgends finden kann —"

„Wollen Sie auch noch so reden?" fiel sie mir ins Wort. „Schämen Sie sich!"

Sie stand auf. Sie trat zurück ans Fenster. Wer sie nicht gekannt hätte, wie ich — diese zierliche Frau, mit dem drollig strafenden Ausdruck im Gesicht — sicherlich hätte der nicht geahnt, was für ein tragischer Heldenmut sich hinter diesen Reden verbarg. Doch ich ahnte es; denn ich kannte sie. „Susanne!" sagte ich, und erhob mich auch. „Warum reden Sie so! Wen wollen sie täuschen, sich, oder mich?"

Sie sah mich betroffen an. — „Täuschen? — Was meinen Sie?"

„‚Er soll noch glücklicher sein!' sagen Sie — zu mir. Zu mir, der ich besser weiß als irgend ein anderer Mensch, wie glücklich Franz all die Jahre her ist; der ich auch weiß, Susanne, daß er glücklicher gar nicht werden kann! — Widersprechen Sie nicht. Wenn Sie es thun, so ist jemand in Ihnen, der wiederum Ihnen widerspricht. Und Sie selbst, Susanne? Was würde aus Ihnen, wenn Ihr Bruder ein Weib nähme, und Sie allein blieben, ohne Franz, ohne Zweck?"

Sie wollte etwas erwidern, doch mein Blick entmutigte sie, brachte sie außer Fassung. Plötzlich überlief es sie, daß sie zitterte. Sie ward totenbleich.

„Ich kenne Sie ja doch, Susanne," sagte ich bewegt. „Warum heiraten Sie nicht? Oder wenn Ihr Blick mir sagen soll, die Jahre seien vorbei — warum thaten Sie es nicht? Warum durfte kein Mann auch nur durch die stummste Bewerbung fragen, ob er hoffen dürfe? — Weil Franz Ihr Leben, Ihr Glück ist. Weil Sie nur für ihn auf der Welt sind. Weil Ihr Schöpfer Sie dazu geschaffen hat, seine Zwillingsseele zu sein. Keine Verehrung, keine Anbetung, keine Leidenschaft könnte Sie so beglücken, wie diese brüderliche Freundschaft Ihres Franz, der Sie so still vergöttert. Hab' ich recht, so gestehen Sie es; so nicken Sie mit dem Kopf!"

Sie sah mich an, mit tiefem, offenem, schwärmerisch ernstem Blick, und nickte.

„Ich frage Sie noch etwas, Susanne; Sie können ja antworten, was Ihnen beliebt. Wenn Sie nun Franz verlieren, hergeben müßten — so oder so — was würde aus Ihnen werden?"

Sie blickte hinaus, gen Himmel. Dann schloß sie die Augen, als thäte das Licht ihr weh. — „Ich stürbe," antwortete sie.

„Sie könnten nicht leben —"

„Nein! Nein!" sagte sie zitternd.

„Und doch wollen Sie ihn von sich treiben — in ein sogenanntes Glück, das es für ihn nicht gibt? Geben Sie acht. Das ist zu erhaben. Das ist Unvernunft. Geben Sie acht!"

„Aber ach, mein Gott! Sind wir allwissend?" gab sie mir zur Antwort. „Wenn mir nun doch eines Tages jemand sagen könnte — oder ich mir selbst —: Du, du hast ihn um das beste betrogen! du bist daran schuld!? — Lieber sterben! Eh ich an dem Liebsten, das ich habe, solches Unrecht thue — — Lassen Sie mich! Ich habe meine Pflicht — ich fühle sie hier im Herzen. Quälen Sie mich nicht. Lassen Sie mich!" — —

So endete dieses Gespräch. Sie vermied ein zweites. Aber sie ruhte nicht. Diese stille Sorge, daß sie den Bruder vielleicht zu selbstisch an sich gefesselt habe — sie, die selbstloseste der Frauen! — trieb sie immer wieder, auf ihn einzuwirken, daß er sich entschließe. In Scherz und Ernst hielt sie ihm vor, daß er sehr in die Jahre komme; daß er seine Bürgerpflichten versäume; daß sie eines Tages sterben werde und ihn dann einsam zurücklassen. Hätte sie geahnt, wie dies enden werde! — In reiner, opfernder Liebe trieb sie ihn und sich dem Verhängnis zu — —

Eines Tages erhielt ich, der ich die beiden lange nicht gesehen, einen Brief von ihm: Ich solle nun endlich wieder kommen, und womöglich sogleich. Es sei alles gut und schön: er habe sich verlobt. Mit wem? Mit einem Mädchen, das mir hinlänglich bekannt sei, ja dessen Dasein er meinen Ahnen verdanke; denn es seien noch ein paar verwandte Blutstropfen in ihren und meinen Adern; kurz, Ottilie St . . . Und er erwarte mich; und er bitte um meinen Segen; — — und so weiter. Ich weiß nicht, warum mich diese Botschaft nicht erfreute; ich glaube, weil es mir ein Schmerz war, an die

Auflösung dieses schönsten Zwillingslebens zu denken; vielleicht auch weil die Fassung des Briefes mir nicht gefiel. Gegen die Wahl an sich konnte ich nichts sagen. Diese Ottilie, eine entfernte Verwandte von mir, und schon seit Jahr und Tag mit den Geschwistern bekannt, hatte etwas Ungewöhnliches, Frühreifes, Gewinnendes; ein interessantes Gesicht und eine volle, junonische Gestalt, die sehr an Emilie erinnerte. Auch sonst waren einige auffallende Aehnlichkeiten da. Etwas Emilienhaftes, dacht' ich, sollt' es also doch sein ...

Es dauerte einige Wochen, eh ich reisen konnte. Endlich kam ich nach „Lautereck“; wo die Geschwister wieder einmal wohnten; es war Sommer, und große Glut. Das „verrückte Haus“ lag wie in einem heißen Duft auf seiner Höhe. Als ich von der Fahrstraße hinaufstieg, sah ich in dem Eckturm zur Rechten, den allemal Susanne bewohnt hatte, ihre liebliche Gestalt oben im offenen Fenster; links, wo dieser Turm seinen Zwilling hatte, tauchte Ottilie, auch oben am Fenster, auf und sah in die Ferne. Mir war's sonderbar, so im ersten Blick vor Augen zu haben, was sich hier zugetragen hatte ... Ottilie, die mit einer älteren Schwester gekommen war, wohnte in dem Türmchen links; diese Schwester in der Mitte, Franz zu ebener Erde. Franz war der erste, der mir entgegenkam. Er schwenkte sein Taschentuch, statt etwas zu sagen, und umarmte mich.

„Du bist ja blaß, Franz,“ waren unwillkürlich meine ersten Worte.

„Das hat seine Richtigkeit,“ antwortete er mit einem Lächeln, das nicht recht gelang. „Ich kann dir auch den Grund sagen: weil ich nicht ganz wohl bin. Wahrscheinlich geschieht mir das nach dem Gesetz der Ausgleichung; wem es sonst sehr gut geht, dem stellt das Schicksal ein Bein, damit die Welt hübsch gleichmäßig miserabel bleibt. Komm hinein! Wir geben dir zu essen. Da ist Ottilie!“

Er nannte sie nicht seine Braut ... Ottilie erschien mit ihrer Schwester, einer heiteren, nicht mehr jugendlichen Blondine. Sie selber stand hoch und majestätisch in der Thür, fiel mir aber gleichfalls durch ihre Blässe auf und hatte etwas Gespanntes, Unruhiges zwischen den schön gewölbten Brauen. Zuletzt kam Susanne; stiller als gewöhnlich. Obwohl es so heiß war, reichte sie mir eine kühle Hand. Als sie sah, daß ich sie und die anderen nachdenklich betrachtete, sagte sie rasch, als errate sie meine Gedanken: „Die große Glut, lieber

Freund! Wir kriechen alle wie matte Fliegen herum. Muntern Sie uns etwas auf! — Auch sind wir traurig, weil Franz — — Seine alte Wunde — oder was ist es. Seine Lunge wird so empfindlich, sag' ich Ihnen; er schläft auch schlecht — — Aber er will keinen Arzt. Wie die Männer sind; — doch wem sag' ich das, wer ist eigensinniger als Sie. Kommen Sie, helfen Sie uns essen. Und alles, was Sie trinken, trinken Sie auf Franz' Gesundheit!"

Sie nahm meinen Arm und wir traten in den gemeinschaftlichen Salon, der der kühlste Raum war. Wie immer, wenn Susanne eine „Festtafel" deckte, war der Tisch mit poetischer Phantasie geschmückt; Blumen in eigentümlichen Arabesken geordnet, Rosen in unseren Bechern, Farnkräuter und wilde Gewinde, die den Nachtisch malerisch verdeckten. Dennoch ging es nicht festlich her. Wir waren bald still, bald gezwungen lustig. Ich sollte „aufmuntern" und fühlte selber die Schwüle, die in jedem Sinn auf diesem Hause lag. Was geht hier vor? dachte ich. Nur daß Franz nicht wohl ist? Weiter wär' es nichts? — — Wir saßen da wie gebildete Menschen, die sich zusammennehmen; nicht wie froh gestimmte, die sich gehen lassen. Endlich kam der Schluß, und die Zeit der Nachmittagsruhe. Man ging auseinander.

Ich sah Ottilien nach, die sich still entfernte; nachdem Franz ihr mit einem geflüsterten Wort, und mit einem auffallenden Erröten der bleichen Wangen, die Hand gedrückt hatte. Sie trug sich nicht aufrecht, sondern etwas gebeugt, als sie hinausging; den Kopf zur Seite geneigt, wie wenn eine Last ihn drückte. Franz kam zu mir und zog mich sacht durch die andere Thür hinaus. „'s wird nun doch frischer draußen," sagte er; „auf der Wiese, im Schatten. Fünf Uhr; — wir saßen lange ... Oder willst du schlafen?"

„Nein," sagte ich.

„So komm!" — Wir traten zunächst auf den Hof; dort blieb er stehen. Es schien ihm etwas an der Mauer aufzufallen, die den Hof umfaßte; dann schweifte er davon offenbar zu anderen Gedanken ab, denn er starrte in einen Winkel, rieb sich mit einem unbewußten Seufzer die Stirn und hatte ohne Zweifel vergessen, was er wollte. Mir kam er so verändert vor, daß es mich beklemmte. Ich beobachtete ihn still. Endlich sah er mich an. „Ich war ein Narr," sagte er.

„Warum?"

Er antwortete nicht. Der Klang seiner eigenen Worte

schien ihn erschreckt zu haben. Er errötete wieder so auffallend, wie vorhin. „Ach!“ seufzte er nach längerem Schweigen, faßte meinen Arm und zog mich mit hinweg.

Wir kamen ins „Wäldchen“ hinaus, und von da zur Wiese. Es war der Platz, wo Susanne in ihrer Genesungszeit so gerne gesessen hatte. Unter einer Eiche — einem schön entwickelten Baum — stand ein Tisch, mit Stühlen. Nicht weit davon war eine Laube, dicht von mächtigen Kürbisblättern überwachsen, so daß man von dieser Seite nicht hineinsehen konnte. Das noch in Duft gehüllte Gebirg blaute über die Wellen des Vorlandes herüber.

Franz setzte sich auf den Tisch. Es fiel mir noch mehr als bei Tafel auf, wie tief seine Augen lagen. Das Gesicht schien sich gestreckt, zugespitzt zu haben; so viel magerer war es geworden. „Franz! Franz!“ sagte ich endlich, durch diesen Anblick betroffen und geängstigt.

„Hm!“ murmelte er fast befriedigt, als hätte er das erwartet. „Nicht wahr,“ sagte er dann, „ich gefalle dir nicht.“

„Was geht mit dir vor, Franz?“

„Wir müssen einmal darüber sprechen,“ sagte er mit scheinbarer Ruhe. „Damit du mich nicht falsch beurteilst; nur darum; denn helfen kannst du mir nicht.“ Er wiederholte diese Worte vor sich hin; es war der Ton stiller Verzweiflung. „Helfen kannst du mir nicht!“

„Wer weiß,“ sagte ich und suchte mich zu fassen. „Bist du körperlich so leidend, Franz, weil du unglücklich bist, oder hältst du dich nur für unglücklich, weil es dich körperlich drückt?“

Er lächelte trübsinnig: „Du willst mir, wie es scheint, einen Trost anbieten. — Ich werde dir also kurz sagen, wie es ist! — Sonst sagt' ich Susannen alles; dies kann ich ihr nicht sagen. Und es fort und fort ganz allein zu tragen, das halte ich offenbar nicht aus! — — Ich verliebte mich in Ottilie. Ich sah, daß ich ihr gefiel. Susanne sagte mir: ‚Heirate! heirate, eh es zu spät ist!‘ — Ferner weißt du, sie hat Aehnlichkeit mit Emilie. Mir kamen wieder Gefühle — uralte Gefühle — — und eine Art von Aberglauben — — Kurz, sie ward meine Braut. — Und nun bin ich ein unglücklicher Mensch! Ich bin verloren!“

Die dumpfe Ruhe dieses Bekenntnisses hatte etwas Verwirrendes; ich starrte ihn nur an. Zugleich aber verstörte mich, daß ich in der Kürbislaube ein Geräusch zu hören glaubte.

Jetzt fiel mir erst ein, daß man ja dort jedes unserer Worte hören könnte. Wenn etwa jemand dort war — —

„Vor allem sprich leise," flüsterte ich ihm zu; „oder laß uns gehen. Solche Bekenntnisse — —"

Doch er hörte mich nicht. Das Herz war ihm zu voll. Indem er an meinem Rockärmel zerrte, offenbar ohne es zu wissen, fuhr er fort: „Glaube nicht, daß ich ihr mein Wort nicht halten werde. Ich werd' es halten! Ich hab' sie mit hineingerissen, hab' ihr Herz gewonnen und gestohlen; ich würde mich verachten, wenn ich nun sagen wollte: ‚Mir ist wieder anders zu Mut, heiraten kann ich dich nicht.' Nein, ich werd' es halten! Ich werde sie heiraten — — und dann gibt es ja nur einen Unglücklichen mehr, weiter nichts. Ich hatte ja Glück genug! Nun tret' ich ab, und ein anderer kommt dran!"

„Franz!" sagte ich. „Was sind das für Worte. Warum ein Unglücklicher —"

„Mensch! Mensch!" gab er mir zur Antwort. „Und wenn ich auch vom Morgen bis zum Abend wie ein Verzweifelter mich bemühen werde, ihr nur Liebe zu zeigen — — es ist aus. Ich hab's nicht. Kann sie so lächeln, so trösten, so verstehen, so unsäglich gut sein, so voll himmlischer Liebe und Treue sein, wie Susanne ist? Es gibt nur eine Frau: das ist meine Schwester. Ich bin zur Ehe verdorben; rettungslos verdorben. Und doch hab' ich's gewagt; und es ist ein Frevel ... Darum schwind' ich so hin; darum wird meine Lunge wieder schlecht; darum schlaf' ich nicht! — — Nun? Kannst du mir helfen?" setzte er nach einer Pause hinzu. — „Was blickst du da hinüber? Was siehst du?"

Ich hatte wieder meine Augen auf die Laube gerichtet; doch es rührte sich nichts. — Also hatte ich mich getäuscht!

„Ich blickte nur so in die Luft, ohne etwas zu sehen," antwortete ich. „Doch vor allem laß mich hoffen, Franz, daß du übertreibst — —"

In diesem Augenblick sah ich Susanne in dem Wäldchen erscheinen, und sprach meinen Satz nicht aus. Sie spähte mit Unruhe, wie mir schien, zu uns herüber. Franz bemerkte sie nun auch und stand plötzlich auf. „Ach!" sagte er leise: „und vor ihr zu heucheln! Ihr zu verbergen, was hier vorgeht! Sie zu belügen!" — Er seufzte tief; es war überaus traurig zu hören. Dann nahm er sich zusammen und ging auf die Schwester zu. Langsam folgte ich nach.

Was sollte geschehen? Was konnte hier geschehen? — —

Susanne setzte sich am Rande des Wäldchens auf die Erde nieder; dichtes Gebüsch gab ihr Schatten. Sie legte die blau geaderten, sammetweichen Hände ineinander, warf die dunklen Locken zurück und blickte mit ihrem unbeschreiblichen Blick zu Franz hinauf. Er stand neben ihr. Sie sprach zu ihm. Ich hörte die Worte, ohne sie nachzudenken; mich beschäftigte, bewegte nur der Ton ihrer Stimme. Es war die freundlichste, seelenvollste Stimme, die man hören konnte. „Hat der Unglückliche nicht recht?" sagte ich zu mir. „Wenn eine Schwesterseele, wie diese, all ihre Liebe und Holdseligkeit, all ihr Fühlen und Denken dir gegeben hätte, könntest du dann eine andere recht von Herzen lieben?" — — Es schien mir in diesem Augenblick unwahrscheinlich, undenkbar. Ich schüttelte den Kopf.

Plötzlich sah ich einen langen Schatten am Boden, und Ottilie stand neben mir. Sie hatte ihr Taschentuch in der Hand, so zusammengedrückt, daß man es kaum mehr sah. Völlig wachsfarben war sie im Gesicht, und ihre Augen gingen ohne Blick an mir vorbei. Woher kam sie so plötzlich? Vom Hause her konnte sie nicht kommen; dann hätte ich sie gesehen. Hinter mir, von der Wiese? Dann hätte ich sie vorhin bemerken müssen. Denn auf der freien Wiese konnte sie nichts verdecken — — Nur die Kürbislaube, fiel mir auf einmal ein. Indem ich das dachte, stockte mir das Herz.

„Woher und wohin?" fragte Susanne arglos, da Ottilie nicht stehen blieb, sondern weiter wollte.

„Ich komme wieder!" gab sie rasch zur Antwort. Dann beschleunigte sie ihre Schritte und die hohe Gestalt verschwand bald in dem Thor der Hofmauer, das zum „Schlößchen" führte. Franz hatte, wie es schien, von ihrer Verstörtheit nichts bemerkt. Er sah ihr nur mit müden, halb geschlossenen Augen nach. Seine mehr als je gelockten dunklen Haare strebten von den Schläfen hinweg und ringelten sich fast bis in den Nacken hinab. Nie waren die Geschwister sich so ähnlich! mußte ich denken.

„Du bist heute noch nicht gewandert," sagte Susanne endlich.

„Ja, ja, ja, du hast recht!" erwiderte Franz sogleich. „Doch heute verlasse ich meine drei Grazien" — er lächelte ein wenig — „und halte mich an den da! — Nämlich von meinen neuen Forschungen muß ich dir erzählen," sagte er

zu mir. „Ich bin unter die Philosophen gegangen; ich spekuliere heftig. Ich sage dir, ich habe zu den Atomen seit einiger Zeit ein zarteres Verhältnis; diesen geheimnisvollen Geschöpfen such' ich ein wenig hinter die Schliche zu kommen — so spröde sie auch sind. Wir gehen an den Fluß hinunter; zum Abendessen kommen wir zurück. — Adieu, Zwilling!" rief er noch im Gehen. Er nahm meinen Arm; wir entfernten uns.

Als wir zur Straße kamen, blickte ich noch einmal rückwärts über die Schulter. Susanne war aufgestanden und sie schien zu weinen ... Oder täuschte ich mich? War ich heute in so sonderbarer Stimmung, daß ich überall mehr sah, als wirklich war? — — Wir stiegen durch den Wald in das Thal hinab. Der Fluß rauschte heran; Kiesgeröll und Weidicht bedeckten das flache, trockene Gebiet, das ihm noch unterthan war, dann kam steiles Ufer rechts und links, das ihm nicht mehr gehörte. „Verlassen wir endlich die Straße!" murmelte Franz und zog mich dem Weidicht zu. Dünne Stämmchen, wie Bettler, denen kaum eine Streu gehört, krochen aus dem unfruchtbaren Boden hervor. Gerölle knirschte oft unter unseren Füßen. Franz schien das Oede, Unliebliche dieser Wanderung wohlzuthun. Er hatte von Ottilien noch kein Wort gesprochen; als sei das abgethan und nichts mehr darüber zu sagen und zu klagen, vertiefte er sich in seine Grübeleien, in die Ur-Atome, „die Freunde seiner schlaflosen Nächte", wie er sagte, und baute sein Weltgebäude vor mir auf. Ueberraschend helle, neue Gedanken leuchteten hinein; dann wieder kamen labyrinthische Gebiete, denen „das Licht noch fehlte", wie er selbst bemerkte. Er sprang darüber hinweg und sprach hastig weiter; hastiger, als sonst. Zuweilen überstürzten sich die Worte; als dürfe keines dem anderen Zeit lassen, eine andere Gedankenreihe zu wecken. Dazu rauschte der Fluß unruhiger, lauter; denn sein Bett ward eng, die steilen Ufer traten hart an ihn heran. Endlich schwand uns gleichsam der Boden unter den Füßen; alles war Fluß und Fels, weiter konnten wir nicht mehr.

„Wir müssen umkehren," sagte ich.

Er schüttelte den Kopf.

„Dort hinauf!" murmelte er und deutete auf den Fels.

„Hinaufklettern?"

„Ja."

„Guter Franz! Du kannst nicht. Höre, wie kurz du

atmest. Schon dieses rasche Gehen hat dich außer Atem gebracht —"

„Ja, wir gingen rasch," antwortete er. „Diese verwünschte Schwäche. Diese Lungen! Ach! — —" Er seufzte gequält und lehnte sich plötzlich an mich, mit ganz farblosem Gesicht.

„Du wirst schwach!"

Er schwieg.

„Franz!" sagte ich, nach einer traurigen Stille. „Was helfen dir die Atome, was hilft alles Denken. Du bist elend; krank. Du zerstörst dich."

„Ach was!" sagte er matt.

„Du mußt ein Ende machen, Franz: entweder mit dieser unglückseligen Furcht vor dem neuen Leben, oder mit diesem neuen Leben selbst, das dich, Ottilie, Susanne, euch alle zu Grunde richtet, wenn dein Herz nicht dabei ist. Deine Gesundheit ist ja schon dahin! Du warst immer zart; — solange du glücklich warst, schadete es nicht. Unglück hältst du nicht aus. Raffe dich heraus, Franz; so oder so!"

Er antwortete nicht, hatte nur ein Lächeln.

„Fühlst du nicht, daß du Susannen deine Gesundheit, dein Leben schuldig bist? — Glaubst du, daß sie dich überleben könnte?"

Er sah mich mit seinen tiefen Augen wunderbar an (ich sehe noch diesen Blick); doch er erwiderte nichts. Er wandte sich, um zu gehen.

„Laß mich!" sagte er endlich. „Es wird dunkel; und die Nebel steigen. Woher kommt dieser rote Schein da oben? So ein Abendrot hab' ich nie gesehen."

„Und doch wird es wohl — —" Ich sprach nicht aus. „Und es ist wohl auch keins," verbesserte ich mich. „Es sieht wie Feuerschein aus."

„Ja, ja, ja," sagte er und nickte. „Nun, wo brennt's denn? Wo sind wir? —" Er sah nachdenkend umher, um sich zurechtzufinden; ich desgleichen. Das Flußbett hatte hier eine Biegung gemacht und lief nicht von Süden nach Norden, sondern fast von West gegen Ost. Hinter uns mußte das Feuer sein; oben auf der Höhe. Was lag denn dort? „Lautereck" und noch zwei, drei Häuser; weiter nichts. Wir sahen uns an; wir hatten denselben Gedanken. Plötzlich rief er aus: „Bei uns! — — Susanne!"

„Warum denn gerade bei uns?" antwortete ich. „Uebrigens,

wenn man hier auf die Höhe steigt, kann man ja wohl Lautereck sehen. Bleib' hier; laß mich hinauf — —"

Doch in diesem Augenblick fing er schon an zu klettern. „Franz!" rief ich. „Franz! Du nicht! — Deine Lungen, Franz! — —" Ich sprach umsonst. Er kletterte hastig eine Weile fort, wie um unmöglich zu machen, daß ich ihn zurückzöge; dann rief er, schon keuchend, zurück: „Ich muß selber sehen!" — Die Wand war steil, und fast nirgends ein Vorsprung oder Gebüsch, sich daran zu halten. Der Atem schien ihm auszugehen, denn er klammerte sich an eine alte Baumwurzel an. Doch sowie er sah, daß ich ihm folgte, kletterte er weiter. Ueber uns wuchs der Feuerschein, und rötete nun auch die Wand, die wir erstiegen. Endlich war ich oben; und er auch. Sich gegen einen Baum lehnend, der am Rande aufstieg, und von der Anstrengung zitternd, deutete er auf den dunklen Rauch, der mit Flammen gemischt zwischen den Ecktürmen unseres Schlößchens in die Höhe wallte. „Siehst du?" stammelte er.

Ich rang selber nach Atem. Franz war leichenblaß. „Ich beschwöre dich," keuchte ich hervor, „bleib' hier. Geduld. Ich voraus — — ich thue, was ich kann! —" Damit setzte ich mich wieder in Bewegung. Er aber rastete nur noch einen Augenblick; dann rief er mit so viel Stimme, als er hatte: „Susanne! Ich muß sie retten!" und lief mit überraschender, unbegreiflicher Geschwindigkeit auf das Schlößchen zu.

Die Entfernung war nicht mehr groß, denn der Fluß krümmte sich hier fast bis an unsere Höhe zurück; aber auf dem unebenen, von Gestein durchwachsenen Boden stürzte man mehr, als man lief. Einmal sah ich ihn fallen; darüber erschrocken glitt ich selber aus und rollte eine Strecke zurück. Als ich wieder aufstand, flog er schon wieder über das Erdreich hin; eine dunkle Gestalt, die in rot glühende Luft hineinzufliegen schien. Seine Haare flatterten; sein Hut war ihm entfallen. In wachsender Angst stürzte ich ihm nach . . . Endlich kamen wir zugleich auf die letzte kleine Anhöhe, auf der das brennende Haus stand. Einige Leute aus der Nachbarschaft hatten sich dort gesammelt und liefen ratlos umher. Wie weit die mächtige Flamme schon um sich gegriffen hatte, konnte man von unten nicht sehen; man sah nur, daß sie den linken Turm und das Dach des Mittelstücks umhüllte. Ottiliens Schwester stürzte uns entgegen: „Helft! helft!" rief sie aus.

Sie wies zu den Türmen hinauf. „Ottilie und Susanne — beide sind verloren!"

Ein erschütternder Schrei kam aus Franz' Brust. „Susanne!" rief es aus ihm. Gleich darauf verschwand er in der Thür des Hauses. Schwärzlicher Qualm brach schon daraus hervor. Eine Stimme schien ihn zu durchdringen, von oben her; doch bei dem wüsten Geschrei der Menschen — denn sie stiegen nun auch von der Straße und vom Thal herauf — wußte das Ohr nicht mehr, was es hörte. Ich dachte nur, Franz zu helfen; wollte ihm nach. Ottiliens Schwester hielt mich am Arme fest. „Ottilie ruft!" sagte sie und horchte. „Aber nicht im Turm! Dort! Dort!"

Sie wies hinter sich.

Sie hatte recht; nicht aus dem Hause, sondern vom Freien her kam ein matter Ruf, und es schien Ottiliens tiefe Stimme zu sein. Was bedeutete das? War es Hilferuf? — Ich eilte der Richtung zu. Der Ruf wiederholte sich, und führte mich. Um die Ecke des brennenden Turms, an der Hofmauer und am Wäldchen hin, kam ich auf die Wiese, die nun düster rötlich leuchtete. Unter dem Baum, an dem mir Franz am Nachmittag sein trauriges Bekenntnis gemacht hatte, lag Ottilie, halb aufgerichtet und gegen den Tisch gelehnt. Wie aus einem Traum erwacht, wie eben zu sich gekommen, starrte sie den Feuerschein und mich mit ihren sonderbaren Juno-Augen an. „Feuer!" rief sie. „O Gott!"

„Wie kommst du hierher?" fragte ich verwirrt.

„Feuer in meinem Turm! — Alles brennt! — Ich, ich hab' die Schuld!"

Ich richtete sie auf. „Was ist geschehen? Was hättest du denn gethan?"

Sie sah mir eine Weile mit starrem Blick, fremd und abwehrend, ins Gesicht; dann aber sank sie mir an die Brust. „Ich muß fort!" sagte sie. „Du warst immer gut zu mir. Hilf mir fort! Ich muß fort! — Ich hab' heut alles gehört; in der Laube war ich ... Dann bin ich in meinen Turm, auf mein Zimmer gegangen; hab' zu packen begonnen; — hab' die Briefe verbrannt, die er mir im Frühjahr schrieb — — eh ich kam . . "

Sie stockte; sie ließ mich los; ihre Thränen wollten wieder fließen. „Ottilie!" sagte ich, von tausend Gefühlen zugleich bestürmt, und auf das Feuer deutend. „Unglückliche, und wie kam's dann —"

„Dann hielt ich es nicht aus — lief hierher. Und an

diesem Platz, so scheint es, verließen mich die Sinne. Und wie ich erwache, brennt's ... Ich hab' die Blätter fallen lassen, als sie loderten — hab' das Feuer nicht ausgetreten. O, wie sinnlos war ich. Wo ist Susanne! Wo ist meine Schwester! Ihr habt sie gerettet, nicht wahr? Sag mir, sag mir! ihr habt sie gerettet!"

Ottiliens Schwester eilte zum Glück herbei, und schwenkte schon von weitem ihr Tuch. „Wir haben sie!" rief sie aus, als sie näher kam. „Er hat sie heruntergetragen, auf seinen Armen. Sie wußte nichts mehr von sich; der Qualm — — aber sie lebt!"

„Und Franz?" fragte ich in geheimer Angst; doch ich konnte Ottilie dabei nicht ansehen.

„Er liegt jetzt da, wie betäubt; und du mußt kommen ... Ach wie sieht er aus. Doch es wird ja vorübergehen — —"

Es durchzuckte mich. Ich warf einen flüchtigen Blick auf Ottilie, die zu zittern anfing und über diesen neuen Schreck sich selbst zu vergessen schien; ich flüsterte ihr zu, daß jetzt ihre Pflicht sei, sich zu fassen. Dann eilte ich zu der Unglücksstätte zurück.

Das Haus war nicht zu retten; die Flamme, der diese hilflosen Menschen nicht zu wehren vermochten, loderte ruhig fort. Ich fand Susanne und Franz, fast taghell beleuchtet, auf den Stufen, die von der Straße bis zum Schlößchen führten. Die blasse, doch wieder belebte Susanne saß auf einer der Stufen, und Franz' Haupt lag in ihrem Schoß. Er hatte die Augen geschlossen, doch er atmete heftig, stürmisch. Ueber sein Gesicht floß der Schweiß herab. Sie sah mit einem Blick zu mir auf, der mir durchs Herz ging. Dann deutete sie durch eine stumme Neigung des Kopfes auf ihren Franz.

„Du wirst mir doch nicht schon sterben, Franz?" sagte sie, als ich näher trat.

Ich stammelte irgend ein beruhigendes Wort; ich weiß nicht was.

„Ach, noch nicht, noch nicht!" fuhr sie fort, zu Franz. „Oder ich mit dir — —"

Er schlug nun die Augen auf. Als er das holde Gesicht über sich sah, und auch mich erblickte, kam ihm sogleich das Bewußtsein zurück. Ein schwaches Lächeln gelang ihm. „Siehst du," murmelte er mit heiserer Stimme. „Ich habe sie gerettet ... Wo ist Ottilie ... Uebrigens, mich friert. Tragt mich ins Haus — —"

Ins Haus! In welches Haus? — Die Glut brach schon aus der Thür hervor.

Ein paar Männer traten herzu; wir nahmen ihn von Susannes Schoß und hoben ihn auf. Das nächste Haus stand hundert Schritte entfernt. Dorthin trugen wir ihn. Susanne folgte.

Ich hörte hinter mir ihren leisen Schritt. „Wenn er stirbt," flüsterte sie — — Sie sprach nicht aus. Aber sie weinte auch nicht; ruhig ging sie hinter mir her. Ich wußte, was sie dachte.

Welt der Widersprüche! der grausamen Schönheit, der erbarmungslosen Herrlichkeit! — Ich sehe noch das Bild dieser nächsten Tage. Goldenes Licht zittert über der erwärmten Erde; es spielt an dem umrankten Fenster des Gemachs, in dem ich sitze, und wallt, empfindungslos verklärend, über das ausgebrannte, geschwärzte, tote Gemäuer da draußen, das einst „Lautereck" hieß. Holde Kühle schleicht aus dem angrenzenden Zimmer zu mir herein; durch die offene Thür kommt beruhigende Dämmerung, die die Augen streichelt; dort sitzt eine zarte Gestalt an einem Krankenbett, darin der fieberheiße Atem eines nach Leben Ringenden fliegt. Sie liebt ihn zu sehr, um zu klagen; so oft er die Augen öffnet, lächelt sie ihn an. Doch was ist ihr das goldene Licht, wenn er nicht genest. Was soll ihr die holde Kühle, wenn er ins Kühlere hinuntersteigt . . . Und sie fühlten beide so tief, wie schön das Leben doch ist. Mit herrlicher Sinnen- und Seelenkraft haben sie's genossen. Und ich, der ich nebenan regungslos sitze und horche, wie verächtlich thöricht finde ich die Erde, die sich so kummerlos von so edlen Geschöpfen trennt. Wie eine alberne Mücke kreist sie weiter um das „goldene Licht," dem sie gehorcht. Sie rollt durch den Aether dahin, ein sternbeschienenes Siechenhaus, ein besonnter Friedhof. Was ist ihr ein Todesseufzer aus edler Brust; lachende Thoren wachsen dafür nach und sonnen sich über den Gräbern. Und wo die Flamme der Erde ein „Lautereck" verzehrte, senkt sich die Flamme der Sonne, die immer neues Spielzeug schaffende, neue Lust entfachende, herab! — —

Susannes Rettung ward hoch bezahlt; eine furchtbare Entzündung hatte Franz' Brust ergriffen, es ging auf Leben und Tod. Durch Zufall fügte es sich, daß die Bewohner des

Nachbarhauses eben im Begriff waren, auf Monate zu verreisen; sie traten uns für den Rest des Sommers ihre Wohnung ab, und so gut es ging, richteten wir uns ein. Susanne, mit dem Kranken und mir, wohnte im Erdgeschoß; über uns die Schwestern ... In diesem Elend war Ottilie weich, aufgelöst und gut. Sie klagte sich an, daß sie an allem schuld sei; sie litt mit Franz, den sie für seine heroische Liebe zur Schwester so leiden sah; sie verzieh ihm alles, und konnte ihn jetzt nicht verlassen. „Ich will ihn nicht sehen," sagte sie zu mir; „ach, mein Anblick könnte ihn nur schmerzen. Aber bleiben muß ich, von ihm hören muß ich, bis ich weiß, es wird wieder gut!" — — Scheinbar ward es auch gut. Die Entzündung wich. Die Kräfte, die sich bis zur Neige erschöpft hatten, kamen langsam wieder. Es überraschte den Arzt und uns, wie schnell dies geschah. Susanne, die sich während der tiefsten Not wunderbar still in sich verschlossen hatte, fing wieder an, mit den Menschen zu leben. Man ließ auf Franz' Verlangen die Sonne zu ihm hinein. Ottilie saß draußen im Garten; sie weinte vor Freude und Weh, da der Arzt ihr versichert hatte, „Alles werde gut." „Morgen kann ich fort!" sagte sie zu mir. „Morgen muß ich fort!"

Am nächsten Mittag kam sie, Franz zu sehen und von ihm Abschied zu nehmen. Susanne — die längst Eingeweihte — und ich standen an seinem Bett. Er blickte voll Unruhe und errötend auf die hohe Gestalt, die im vollen Sonnenlicht über die Schwelle trat. Er wußte schon durch mich, daß sie alles wußte. Als sie, nach einer unwillkürlich zuckenden Bewegung, seine durchsichtig magere Hand ergriffen hatte und schweigend drückte, zog er die ihre an seine Lippen und küßte sie fort und fort. „O, genug, genug!" sagte sie endlich gerührt.

„Nie kannst du mir verzeihen," flüsterte er. „Niemals. Niemals."

„Doch!" sagte sie leise und löste ihre Hand aus der seinen. Und wie um ihm zu sagen, daß sie ihm verzeihe, weil sie ihn begreife, nahm sie S u s a n n e s Hand, schien sie küssen zu wollen, legte sich dann aber an Susannes Brust und küßte sie auf den Mund.

„Ich danke dir!" flüsterte seine matte Stimme.

Ottilie kam noch einmal zu ihm zurück. „Ich bleibe dir gut, schwesterlich gut," sagte sie laut und mit fester Stimme. Es klang, als hätte sie wirklich alles überwunden; — wie ich

sie kenne, glaub' ich auch, daß es so war. Sie hatte die Ruhe und Kraft, nun auch ihn zu küssen. Seine tief eingesunkenen Augen füllten sich mit Thränen, als sie sich wieder aufgerichtet hatte. „Ihr Frauen seid viel zu gut," murmelte er. „Ach! doch wenn du wüßtest —!"

„Ich weiß," flüsterte sie. Dann sah sie ihm noch einmal in die Augen, und ging still hinaus.

Dieser Abschied hatte ihn getröstet, doch auch tief erregt; mit oft geschlossenen Augen und zitternden Wimpern lag er den Nachmittag da. Was mochte er fühlen? Er, dem es schon weh that, dem letzten aller Wesen weh zu thun ... Doch er vermied es, von Ottilie zu sprechen. Sie war fort; über ihm tiefe Stille; sein geschärftes Ohr hatte sonst zuweilen ihre Tritte gehört. Das Leben begann wieder seinen alten Kreislauf; Tage, Wochen vergingen. Langsam, allmählich schien er zu gedeihen. Er verließ das Bett, vertauschte es mit dem Diwan; ging zuweilen ein wenig hin und her. Zwar seine Stimme blieb schwach; sein Lächeln kam wieder, aber nicht sein Lachen. Zuweilen legte er sich eine Hand auf die Brust und verzog schmerzvoll das Gesicht ... „Werd' ich ihn behalten?" fragte mich Susanne.

Ich nickte; doch ich glaubte es nicht mehr, und ich wußte, warum. Der Arzt hatte, auf mein Verlangen, offen zu mir gesprochen. Der gefährliche Rest jener Entzündung, ihre Hinterlassenschaft, wollte nicht mehr weichen; unaufhaltsame Zerstörung hatte die Lunge ergriffen. Täglich kam das Fieber zurück, das ihm am Leben nagte. Andere schmerzliche Leiden gesellten sich dazu. Langsames Hinsiechen konnte ihm noch bevorstehen; doch Genesung nicht. Und nun waren wir uns die liebsten Freunde auf dieser Erde; und er sollte sterben ...

Eines Nachmittags, schon gegen Abend, war ich mit ihm allein; Susanne hatte sich entfernt, er horchte noch auf ihre leisen Schritte. Als ich schon nichts mehr vernahm, sah ich ihm noch an, daß er — den Kopf ein wenig vom Diwan aufgerichtet — weiter horchte; denn dieser eine seiner Sinne war krankhaft feinfühlig geworden und „um eine halbe deutsche Meile verlängert", wie er einmal im Scherz beteuert hatte. „Bitte, rück ein wenig näher!" sagte er auf einmal. „Es wird endlich Zeit, daß wir uns über die Hauptsache aussprechen."

„Ueber welche Hauptsache?"

„Ueber meinen Abschied vom Leben," antwortete er.

„Warum denkst du daran?"

„Weil ich weiß, was hier steckt," sagte er und legte seinen mageren, fast weiblich zart gewordenen Zeigefinger an die Brust. „Und weil ich die bekannten langen Ohren habe. Ich hörte neulich ein paar Worte, die der Doktor dir sagte; ihr ahntet nicht, daß ich's hören könnte. Uebrigens, auch ohne das hätt' ich's bald erraten!" setzte er mit einem herzergreifenden Lächeln hinzu. „Sieh mich an und höre meine Stimme!"

„Es steht schlecht, Franz," gab ich ihm zur Antwort. „Wir Menschen sind aber unwissende Geschöpfe, und unsere Pflicht ist, zu hoffen —"

Er unterbrach mich, indem er, auf italienische Art verneinend, seinen Zeigefinger hin und her bewegte. „Nichts da von Hoffnung," sagte er; „ich weiß alles; das ist abgemacht. Gräßlicher Gedanke: immer noch zu hoffen und zu hoffen, bis man sich in den tiefsten Abgrund der Entkräftung hineingehofft, bis man die Kraft verloren hat, sich über die lange Qual hinwegzuhelfen; bis man zur Karikatur eines Menschen geworden ist, und den Liebsten, Teuersten, die man auf Erden hatte, monatelanges Grauen und Elend geschaffen hat! — Kann man von uns verlangen, daß wir so unwürdig endigen? Daß wir nach rastlosem Ringen, unserem Dasein eine edle, würdige, schöne Gestalt zu geben, uns so wurmartig in unserer Qual winden und wälzen? ein so verzerrtes Bild von uns zurücklassen? — Wenn ich sterben soll, gut, ich bin bereit. Aber monate-, jahrelang sterben — — nein das nicht, das nicht!" rief er aus und richtete sich auf. „Das ist unmenschlich, entwürdigend! Das hab' ich nicht unterschrieben, als ich ins Leben eintrat! Dazu zwingt man mich nicht!"

Ich war still; was sollte ich erwidern. Fühlte ich doch wie er. Immerhin aber überschauerte es mich . . .

„Bruder!" sagte er nach einer Weile, mit der dumpfen Stimme.

„Was?" murmelte ich.

Seine Augen leuchteten so tief, daß es mich bewegte. „Wie schön wär' es," fuhr er fort, „wenn man als Mann, als Philosoph sich faßte und unter sein Leben ruhig ‚Ende' schriebe, — mit einer Anmerkung dazu: ‚Das Buch war nur kurz; doch der unbekannte Verfasser meinte offenbar, es sei lang genug; mög' es euch so gefallen!' Und wenn man dann zu seinen Freunden sagte: ‚Adieu; geh' es euch gut;' — und man stieße noch einmal mit ihnen an, und tränke sich dann mit einem festlichen Trunk in den Schlaf hinüber! — Am anderen

Morgen läge man friedlich und unzerstört, wie ein Abgerufener, da; und wie viel ekelhafte Pein hätte man sich und euch erspart ... Ja, euch, euch!" rief er aus, und mit einem Blick voll Liebe sah er mich an.

„Wozu sagst du das alles?" fragte ich erschüttert; da ich erriet, was er wollte.

Er dämpfte seine Stimme. „Wenn Susanne nicht wäre," flüsterte er fast, „so hätte ich's schon gethan! Denn was dich betrifft — mit dir würd' ich wohl einig. Aber sie ist eine Frau ..." Er dachte offenbar mit ganzer Seele an sie; denn die blauen Augen umschleierten sich feucht, und flüchtige rote Sterne erschienen auf seinen Wangen. „Sie wird mich behalten wollen," murmelte er, „bis zur letzten Stunde. Und ich ertrag' es nicht! Ich kann so nicht leben! — — Sag du's ihr! Sag Susannen, sie soll mich freigeben, sie soll mich sterben lassen! Sag ihr, sie soll fühlen, was ich fühle, soll mich nicht halten, mir nicht diese Hölle des langen Hinschwindens zur Pflicht machen! Sie soll mich wie einen Menschen sterben lassen!"

Er drückte die Augen ein und die Lippen zusammen — ein Bild des Leidens; dann legte er sich erschöpft in die Kissen zurück.

Ich war stumm, und wir schwiegen beide. Mir war elend zu Mut, wie ihm. Endlich, da er sich nicht rührte, stand ich leise auf und ging durch das Zimmer. Er hörte mich gewiß, aber er regte sich nicht. Die Zimmerluft, der enge Raum lagen schwer auf mir. „Nur ein paar Atemzüge unter dem hohen Himmel!" dachte ich und ging still hinaus.

Als ich vor die Thür trat, sah ich nicht weit davon, auf einer Bank unter längst verblühtem Flieder, die in sich versunkene Susanne sitzen. Sie blickte in ihren Schoß, oder auf die Erde. Ein abgepflücktes Blatt hielt sie zwischen den Lippen; doch diese öffneten sich, und von einem leichten Winde gefaßt, flatterte das Blatt langsam ins Gras hinab. Susanne sah ihm nach, lächelte und seufzte. Mich bewegte ihr Anblick so, daß es mir unmöglich schien, jetzt mit ihr zu reden. Ich wollte leise zurücktreten. Doch bei dem ersten Geräusch, das ich machte, fuhr sie auf und sah mich.

Mit einem langen Blick überlas sie alle meine Züge. „Sie sind auch nicht froh!" sagte sie dann langsam.

Ich schüttelte nur den Kopf.

„Franz hat mit Ihnen gesprochen. — Ich will Ihnen

auch sagen, wovon. Daß er sterben möchte. Daß ich ihn nicht halten soll."

Ich blickte sie auf diese überraschenden Worte wohl sehr verstört und betroffen an. Sie lächelte; so, wie nur Susanne lächeln konnte. „Denken Sie, Ihr Gesicht wäre so ganz verschlossen?" sagte sie. „Und denken Sie, wenn man so lange mit seinem Bruder gelebt hat, wenn man jeden seiner Atemzüge bewacht hat, könnte man ihm seine Gedanken nicht nachdenken? —" Sie erhob sich und die zarte Erscheinung stand wie vergrößert da. Die Augen hatten etwas Unsagbares, das mit so schmerzlicher Gewalt auf mich wirkte, daß ich fortfuhr zu schweigen; und daß ich alles, was in mir vorging, von mir ablesen ließ. Sie trat endlich auf mich zu und nahm meine Hand. „Wollen Sie mir etwas versprechen?" fragte sie.

„Was?"

„Wollen Sie mir auf das, was ich Sie nun frage, ehrlich die Wahrheit sagen? Nicht wie sonst die Männer mit den Frauen reden, die sie wie Kinder behandeln?"

„Susanne! Hab' ich Sie jemals so behandelt?"

„Wie kann ich das wissen? — Heut aber werden Sie mir die Wahrheit sagen; oder Sie waren nie mein Freund."

Ich nickte. — In diesem Augenblick mußt' ich denken: Wie unzerstörbar doch ihre Anmut ist! Und nach so viel Gram, und bei solchen Gedanken . . .

Sie atmete tief; dann erst fragte sie: „Er kann nie, nie mehr gesund werden, nicht wahr?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Doch noch lange leiden!"

„Ja, Susanne."

„Und nur ich hindere ihn, dem Elend ein Ende zu machen — — Antworten Sie. Sie haben keine Achtung vor mir, wenn Sie so lange zögern."

„Sie allein hindern ihn, Susanne," antwortete ich.

Eine Weile schwieg sie. Aber ein unbeschreiblich süßer, gramvoll, doch tröstlich süßer Ausdruck lag auf ihrem Gesicht. „Ich danke Ihnen, Lieber, Guter," sagte sie dann. „Wollen Sie noch ein wenig draußen bleiben? Ich möchte mit Franz noch reden, eh es dunkel wird; ehe er schlafen soll. Ich weiß einen anderen Ausweg, als er denkt; einen besseren . . . Lassen Sie ihn heute. Gute Nacht!"

Sie gab mir ihre weiche Hand, und ging ins Haus.

An diesem Abend sah ich die Geschwister nicht mehr. Ich durchirrte die Gegend, die sich umnachtete; kam dann still zurück und verbrachte in meinem Zimmer eine schlaflose Nacht. Erst am Morgen entschlief ich. Als ich dann erwachte, war es hoher Tag. Mein Kopf war heiß und voll wüster Träume. Ich kleidete mich an, trat auf den Vorplatz und hörte vom Garten her Susannes Stimme. Sie rief mich. Es klang so hell und fast so heiter, wie in alten Tagen. Ich ging verwundert hinaus und sah sie, wie sie über den Rasen wandelte. Sie war frisch wie der Tag. Nur unter den Augen lag es wie ein dunkler Halbmond leise hingeschattet; im Blick aber war ein lebensvoller, sonntäglicher Glanz, der mich überraschte.

„Wie kann man diesen goldenen Morgen so verschlafen!" rief sie mir entgegen.

„O Susanne!" sagt' ich — —

Sie fiel mir ins Wort; als sei mein Ton nicht der rechte, der von dieser Stunde an zu gelten habe. „Kommen Sie zu Franz!" sagte sie; „frühstücken Sie dort. Er verlangt nach Ihnen!" — Sie nahm meinen Arm, um mich hinzuführen. Im Gehen sagte sie leiser: „Und nun noch ein Wort. Sprechen Sie mit ihm und mir nicht mehr von der Zukunft ... Wir leben nun nur noch in der Gegenwart; freuen uns an ihr. Sie geloben mir das!"

Ich drückte ihr die Hand. Doch noch verstand ich sie nicht. Was war ihr geschehen? Was für einen „besseren" Ausweg hatte sie gefunden? — — Wir kamen zu Franz; er lag wieder auf dem Diwan, doch — wie soll ich sagen — mit sichtbarerer Sorgfalt als gewöhnlich gekleidet, und ein Gefäß mit Blumen stand neben ihm auf dem Tisch. Auch lag er nicht, wie sonst, abgewandt vom Licht, sondern ihm zugekehrt und atmete mit einer Art von „Wollust", wie er sagte, die besonnte Luft, die durch die Fenster hereinfloß. Ich sah ihn betroffen an, denn er hatte denselben freudigen Glanz im Blick, wie seine Schwester, so daß die Aehnlichkeit seiner und ihrer Augen fast gespenstisch ward. Nur hatte dieser Glanz bei ihm etwas Fieberhaftes; es schien dahinter die Lebensflamme schonungslos zu brennen und zu leuchten, gleichgültig, was sie verzehre, wenn nur das volle Gefühl des Lebens sich entzünde.

„Mir ist heute besser," sagte er mit einem seltsamen, rührend freundlichen Lächeln. „Darum diese festlichen Blumen; und dieser Lichtgenuß, dieser Sonnenkultus! —" Susanne

hatte draußen noch einige Rosen gepflückt; sie steckte jedem von uns, auch sich, eine blaßgelbe Rose an die Brust. Es fielen ihr die zierlichen gelben Röslein ein, die zuweilen in öden Straßen Roms plötzlich zu tausenden über einer halbverfallenen Gartenmauer sichtbar werden, in dichten Gebüschen gedrängt, und den stillen Wanderer berauschend. „Erinnerst du dich," sagte sie zu Franz, „als wir an jenem Abend vom Kolosseum kamen und an den Thermen des Titus vorbei durch jene wüste Straße gingen, deren Namen ich nie behielt; da hobst du mir auf einmal das Kinn, und nun sah ich über mir so ein Rosenmärchen, von einer Terrasse herab; und ich freute mich wie ein Kind — — denn ich war so glücklich — —"

Sie sah still vor sich hin.

„Es war jener Abend," flüsterte Franz mir zu, „als ich ihr auf dem Kolosseum für ihre Liebe dankte — als ich genesen war ... Was hätt' ich ihr nicht zu danken," fuhr er lauter fort. „Alles — alles — alles —"

Er sagte ihr durch einen Blick, was er dachte. Ein allzu weiches Gefühl schien ihn und sie übermannen zu wollen; Susannes Lippen bewegten sich und ihr Busen hob sich. „Erweichen wir uns nicht!" sagte sie, sich fassend. „Essen und trinken Sie! Es wird hohe Zeit. Und während Sie so Ihre Pflicht thun, geh' ich in Ihr Zimmer, wenn Sie mir's gestatten, um unter Ihren Büchern eins auszusuchen, daraus Sie heute vorlesen sollen; denn Franz bittet darum, und Sie dürfen ihm nun nichts mehr abschlagen — — wissen Sie das wohl!" setzte sie mit scheinbarer Heiterkeit hinzu. „Wir wollen recht edel leben; ganz im Schönen — ganz ‚menschenwürdig' — —"

Sie brach ab, und in ihrer stillen Anmut schwebte sie hinaus.

„Wie gern las ich sonst Susannen vor!" sagte Franz; „das ist nun vorbei ... Doch ich verstehe auch zuzuhören; das weißt du. Ich hab' eine Sehnsucht nach Shakespeare, Goethe und Sophokles, daß ich's nicht sagen kann. Kennst du das Gefühl, wenn einem eben nur das Beste gut genug ist; wenn alles andere so klein wird, das Erhabene so natürlich, das Höchste so selbstverständlich — —"

„Viele wunderbare Gaben sind uns doch gegeben!" murmelte er, wie dankbar, vor sich hin.

Seine Gedanken kehrten zum Kolosseum zurück, und Rom, Italien, unser altes Lieblingsgespräch, das unerschöpf-

liche, war sogleich im Gange. Wir plauderten eine Weile; endlich fiel mir auf, daß Susanne nicht wiederkam. Ich sah, daß Franz ermüdet die Augen schloß, und ging ihr nach in mein Zimmer. Da saß sie, ein Buch im Schoß, in dem sie, mit sanft geneigtem Kopfe, las. Leise bewegten sich ihre blassen Lippen.

Ich trat hinzu; es war Goethes „Faust". Einige Thränen waren auf die Blätter gefallen. Ein großer Tropfen zerfloß eben auf der Stelle, wo der alte Faust von der „Sorge" angehaucht und erblindet, spricht:

„Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht', ich eil' es zu vollbringen — —"

„Susanne!" sagte ich. „Was haben Sie vor? Wollen auch Sie, Sie mit Franz hinweg — —"

„Fragen Sie mich nicht," erwiderte sie. Sie trocknete ihre Thränen. — „Versprechen Sie mir, mich nach nichts zu fragen; seien Sie hold und gut!"

Ich schwieg. Sie stand auf und legte das Buch in meine Hand. „Nicht wahr, den ‚Faust' lesen Sie uns vor; — es war sein Lieblingsbuch, seit der Knabenzeit ... Ich blickte eben so zufällig in den zweiten Teil, den ich nie verstand. Heute aber war mir, als verstünd' ich ihn. Und da kam es wohl über mich, zu weinen ... O, was für ein Buch!"

„Was für eine Frau!" dachte ich.

Sie wollte gehen; doch ehe sie zur Thür kam, stand sie noch einmal still. Mir ernst in die Augen blickend, fragte sie: „Lieber Freund! haben Sie je etwas Krankhaftes, Ueberspanntes an mir bemerkt?"

„An Ihnen? Welche Frage! Sie waren immer gesund an Geist und Herz —"

„Und wenn ich nun etwas thäte, das nicht gewöhnlich, nicht alltäglich ist, würden Sie mich dann auch, wie die anderen, überspannt oder krankhaft nennen?"

„Ich? Susanne! Niemals! — — Doch was wollen Sie — —"

„Sie haben mir schweigend versprochen, mich nach nichts zu fragen," fiel sie mir ins Wort. „Sie wollten hold sein und gut!"

Es kamen noch drei, vier Tage, die ich nie vergesse. Das „goldne Licht“ leuchtete herein; Blumen schmückten unsere Tafel, wie in alten Zeiten. Die Spätsommerluft schmeichelte so mild; Franz genoß sie von seinem „Freudenlager“, wie sein Heroismus es nannte, mit verjüngten Sinnen, mit erschütternder Dankbarkeit. Einige verspätete Sänger zwitscherten noch draußen in den Bäumen ihr dreitöniges Lied. Wir saßen zuweilen still beisammen und lauschten, als spräche in ihnen jener stumme Geist, der sonst nicht spricht; — oder ernste, heitere, tiefsinnige Gespräche, die nicht enden wollten, schweiften über Vergangenes, Unvergängliches, und übertönten lieblich den Flügelschlag der entfliehenden Zeit. Wenn der Nachmittag kam, riefen wir die „Alten“; ich las ihnen vor, was sie begehrten, — Faust, König Lear, Romeo und Julie, Antigone, Elektra. Mit strahlenden oder feuchten Augen und erglühten Wangen saßen sie, diese wunderbar bewegten, aus tiefer Brust genießenden Menschen, da. Höher und höher wuchsen unsere Gefühle; alles blieb unter uns, was in diesem Aether nicht mehr leben konnte; eine reine, edle, innige Heiterkeit verklärte uns alles, ohne daß wir's dachten. Nur wenn ich dann plötzlich hinsah und mir sagte: „da sitzen sie, diese Teuren, und eine Stunde wird kommen, wo dies nicht mehr ist“ — — dann umschnürte es mir das zu volle Herz. Ich stand auf, ging umher; ging hinaus, warf mich in meinem Zimmer aufs Bett, still für mich zu leiden . . .

In der letzten Nacht lag ich schlummerlos da; vor den geschlossenen Augen stand mir immer wieder Franz' bleiches Gesicht, das mir zum „Gute Nacht“ so brüderlich abschiednehmend gelächelt hatte, und Susannes überirdisch groß verklärte Augen, die mir noch gefolgt waren, als ich sie verließ. Das stumme Grauen der Ahnung lag auf mir. Eine rätselhafte Macht überwältigte mich, als müsse ich ruhig dulden und erwarten, was da kommen werde; als verbiete mir etwas Heiliges, mich zu widersetzen. Und doch sträubte sich ein qualvolles Gefühl in mir . . . Endlich kam der Tag. Ich stand auf, ich wandelte durch die Morgenstille. Ich hoffte wieder; — auf was? Auf alles, was Hoffnung weckt; auf den Geist des Lebens, den ich in mir selber suchte; auf das Unbekannte. So saß ich lange auf der Wiese, unter jenem Baum. Sprühender Nebelregen durchfröstelte mich endlich bis ans Herz; ich kehrte zurück.

Als ich die Thür zu dem Zimmer öffnen wollte, in dem

wir diese Tage verlebt hatten, fand ich sie verschlossen. Ein zusammengerolltes Papier steckte im Schlüsselloch. Ich zog es heraus, riß es auf. Es enthielt folgende Worte, von Susanne geschrieben:

„Lieber, lieber Freund! Wenn Sie dies lesen, atmen wir nicht mehr, und alles ist gut. Ich kann meinen lieben armen Franz nicht verlassen. Leben Sie denn wohl!

„Sie verkennen mich nicht; werden mich nicht verdammen! — Er muß sterben, und er stirbt um mich, und ich nicht mit ihm? — Wenn ich ihn nicht mehr habe, wofür leb' ich dann noch? — Wirklich wie Zwillingsseelen haben wir miteinander gelebt; uns glückte es nicht da draußen in der Welt, mit der anderen ‚Liebe', die die Menschen so nennen; da fanden wir in unserer Bruder- und Schwesterliebe den Fels, der uns beide trug. Und wir wurden einander Stab und Schirm und Leben; und haben einander nie betrübt, als wenn wir litten; und nun ließe ich ihn fort und bliebe hier allein? — Ach, ich kann nicht, ich kann nicht! — — Er hat nicht gewollt, daß ich mit ihm ginge, aber ich hab' ihn besiegt, und ich werde gehen. Edel und schön soll er sterben; nicht mehr leiden ... Gute Nacht! — Noch in dieser Stunde, an dem Tisch, an dem Sie uns ‚Antigone' und ‚Elektra' vorlasen — — o, ihr Schwesterseelen! — — da werden wir den Abschiedstrunk miteinander trinken, und noch Ihrer gedenken.

„Ach, verkennen Sie die arme Susanne nicht! — Friedlich wird er sterben, wenn er weiß: seine Susanne bleibt nicht allein, ohne Zweck, in Verzweiflung zurück! — — Gern, gern haben wir gelebt; — aber ein schaurig süßes Gefühl ist es mir nun auch, so den Gram zu betrügen, der bei mir bliebe, wenn ich meinen Franz überlebte — und so heimlich, heimlich ihm davonzugehen. Ich glaube, ich that meine Schuldigkeit, solang' ich lebte! Nun aber laßt mich nicht im Elend der Einsamkeit verschmachten, ohne Lieb' und Pflicht; laßt mich fort, laßt mich mit meinem Franz den Becher des Friedens trinken! —

„Wie er noch leidet um Ottilie ... Sie ist kräftig und lebensfroh; sie wird noch glücklich werden; das ist meine Hoffnung. Seien Sie es auch, wie wir es waren! — — Was für ein wunderbarer Gedanke ist das nun, so in stiller Nacht sich hinwegzustehlen; und während die anderen schlafen, um zu erwachen, einschlafen auf immer!

„Franz soll nicht mehr schreiben ... Armer, blasser, todes-

matter, süßer, geliebter Franz. — — Lieber Freund, gute Nacht!"

Darunter noch, wie ein Echo, von Franz' Hand:

„Gute Nacht!" — — —

Als der Gärtner und ich die Thür erbrochen hatten, sahen wir die beiden; jeder in einer Ecke von Franz' Diwan; in den Kleidern von gestern, Susanne mit einer Rose an der Brust. Sie schienen beide zu schlafen. Freundlicher, ernster, kummerloser Schlaf! Ein holderes Bild des Friedens konnte man nicht sehen.

Auf dem Tisch vor ihnen stand der Becher, aus dem sie diesen Frieden sich getrunken hatten.

Ich besitz' ihn noch. Niemand trinkt aus ihm; doch so-lang' ich lebe, will ich ihn behalten.

Ich verkenne dich nicht, holde Schwester Susanne! — — Aber ach, ich habe euch nicht mehr!

Ende.

Fünfzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Hopfen**, Der Väter zweie. — 3. **Hill**, Um eines Haares Breite. — 4. **Eckstein**, Willibald Menz. Lavafluten. — 5. 6. **Ohnet**, Nimrod & Cie. — 7. **Walling**, Der alte Herrenhof. — 8. **Griffiths**, Im Expreßzug Rom-Paris. — 9. 10. **H. v. Zobeltitz**, Talmi. — 11. **Yorke**, Um des Kindes willen. — 12. **Claretie**, Das Auge des Toten. — 13. 14. **Croker**, Verheiratet oder ledig? — 15. **Ahrenberg**, Neue Bahnen. — 16. **Murray**, Ein Spitzbubengewissen. — 17. 18. **Schubin**, Vollmondzauber. — 19. **Clifford**, Ein sonderbarer Stellvertreter. — 20. **v. Bunsen**, Auf Riedenheim. — 21. 22. **Markewitsch**, Prinzessin Lina. — 23. **Doyle**, Ein gefährlicher Ausflug. — 24. **Georgy**, Aus den Memoiren einer Berliner Range. — 25. 26. **Rameau**, Die Letzten aus dem Hause Montberthier.

Sechzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Ohnet**, In der Tiefe des Abgrunds. — 3. **Skowronnek**, Hans der Sieger. — 4. **Loti**, Ein Seemann. — 5. 6. **Croker**, Miß Balmaines Vergangenheit. — 7. **v. Wonde**, Im eigenen Nest. — 8. **Hope**, Mr. Witts Witwe. — 9. 10. **Döring**, Jadwiga. — 11. **Hornung**, Der neue Herzog. — 12. **de Bièvre**, Tante Baby. — 13. 14. **F. v. Zobeltitz**, Das Heiratsjahr. — 15. **Wahlenberg**, Marta Hilding. — 16. **Alden**, Seine Tochter. — 17. 18. **Hopfen**, Die ganze Hand. — 19. **Gerard**, Eine vergessene Sünde. — 20. **Wolters**, Der Wohlthäter. — 21. 22. **Theuriet**, Die Zuflucht. — 23. **Grahame**, Das goldene Zeitalter. — 24. **v. Bandissin**, Im engen Kreise. — 25. 26. **Croker**, Berechtigter Stolz?

Siebzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Davis**, Soldaten des Glücks. — 3. **Skowronnek**, Ihr Junge. — 4. **de Wailly**, Lucettes Schwur. — 5. 6. **Kipling und Balestier**, Naulahka. — 7. **Misch**, Der Adelsmensch. — 8. **de Tinseau**, Durch fremde Schuld. — 9. 10. **Schulte vom Brühl**, Frühlings-Evangelium. — 11. **Murray**, Die Jagd nach Millionen. — 12. **Busse**, Röschen Rhode. — 13. 14. **Leys**, Das Geheimnis des Rechtsanwalts. — 15. **H. v. Zobeltitz**, Die Tante aus Sparta. — 16. **Theuriet**, Unter Rosen. — 17. 18. **Schubin**, Im gewohnten Geleis. — 19. **Lie**, Im Märchenland. — 20. **Hopfen**, Zehn oder elf? — 21. 22. **Croker**, Die Dorfschönheit. — 23. **Blicher-Clausen**, Inga Heine. — 24. **Griffiths**, Ein schneidiges Mädchen. — 25. 26. **v. Oertzen**, Eine glückliche Hand.

Achtzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die arme Sünderin. — 3. **Bodkin**, Verschwindende Diamanten. — 4. **v. Bülow**, Im Hexenring. — 5. 6. **Lesueur**, Slavische Leidenschaft. — 7. **Voß**, Der gute Fra Checco u. a. Gesch. — 8. **de Vere-Stacpoole**, Toto. — 9. 10. **v. Roberts**, Schwiegertöchter. — 11. **Aïdé**, Die Erzieherin. — 12. **H. v. Zobeltitz**, Frau Karola. — 13. 14. **Robinson**, Jung-Nin. — 15. **v. Oertzen**, Frei für die Ehre! — 16. **Bourget**, Das Spitzenmäuschen und andres. — 17. 18. **F. v. Zobeltitz**, Die papierene Macht. — 19. **Glyn**, Elisabeths Besuche. — 20. **Döring**, Der Förster. Heinrich Timm. — 21. 22. **Ohnet**, Die lichtscheue Dame. — 23. **Croker**, Die Spinne u. a. Gesch. — 24. **Heine**, Bis ins dritte und vierte Glied. — 25. 26. **Burnett**, Eine vornehme Dame.

Neunzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **F. v. Zobeltitz**, Der Backfischkasten. — 3. **Ouida**, Zwei Sünder. — 4. **Schubin**, Marška. — 5. 6. **Maiot**, Daheim. — 7. **v. Rom**, Man lebt so hin. — 8. **Bodkin**, Ein weiblicher Detektiv. — 9. 10. **v. Oertzen**, Irrlichter. — 11. **Rod**, Auf halbem Wege. — 12. **Westkirch**, Geschichten von der Nordkante. — 13. 14. **Hunt**, Kein Herz. — 15. **Döring**, Deutsche und polnische Liebe. — 16. **Poradowska**, Die Stimme des Blutes. — 17. 18. **Skowronnek**, Das rote Haus. — 19. **Cobb**, Skrupel. — 20. **Lie**, Nordwärts. — 21. 22. **Ohnet**, Der Schritt zur Liebe. — 23. **Croker**, Eine verhängnisvolle Fahrt. — 24. **Olden**, Die erste Krawatte und andre Geschichten. — 25. 26. **Warden**, Das Gasthaus am Strande.

Zwanzigster Jahrgang. Band 1. 2. **Richard Voß**, Ein Königsdrama. — 3. **Johannes Johannsen**, Die Amazone und andre Geschichten. — 4. **D. Mélégari**, Gefeit. — 5. 6. **Ossip Schubin**, Maximum. — 7. **E. W. Hornung**, Ein Einbrecher aus Passion. — 8. **E. W. Hornung**, Die schwarze Maske. — 9. 10. **Champol**, Goldene Blumen. — 11. **Henry de Vere Stacpoole**, Der Bourgeois. — 12. **Thomas Glahn**, Heiratsstifter. — 13. 14. **B. M. Croker**, Angelika. — 15. **Guy Chantepleure**, Blütenumrankte Ruinen. — 16. **L. Budde**, An stillen Wassern. Aus der Flutzeit. — 17. 18. **Hanns v. Zobeltitz**, Krach — 19. **Elinor Glyn**, Ambrosines Tagebuch. — 20. **Richard Skowronnek**, Sommerliebe und andre Geschichten. 21. 22. **Archie Armstrong**, In der Gewalt der Umstände. — 23. **Richard Voß**, Die neue Circe. — 24. **B. M. Croker**, Das stolze Mädchen und andre Geschichten. — 25. 26. **Pierre de Coulevain**, Eine siegreiche Eva.

Einundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Ida Boy-Ed**, Heimkehrfieber. — 3. **P. O. Höcker**, Frühlingsstürme. — 4. **M. Mc Donnell Bodkin**, Giftmischer. — 5. 6. **Richard Voß**, Die Reise nach Mentone. — 7. **Georges Maréchal de Bièvre**, Trautchen. — 8. **Semen Zemiak**, Unter der Knute. — 9. 10. **B. M. Croker**, Die Katzenpfote. — 11. **Victo Blüthgen**, Bekenntnisse eines Häßlichen und andere Geschichten. — 12. **Fergus Hume**, Verwehte Spuren. — 13. 14. **Guy Chantepleure**, Ein Aprilscherz. — 15. **E. Fahrow** Schwarz-Rot-Gold. — 16. **Bret Harte**, Pioniere des Westens. — 17. 18. **Fedor vo Zobeltitz**, „Kreuz wende dich". — 19. **Henry Harland**, Des Kardinals Schnupftabakdose. — 20. **Marie Diers**, Im Herrenhaus von Luckmühten. — 21. 22. **Henry Set Merriman**, Der rosa Brief. — 23. **Karl Rosner**, Der Fall Versegy. — 24. **Jam Weber Linn**, Die zweite Generation. — 25. 26. **Jean Rameau**, Die Nudelprinzessi

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Fedor von Zobeltitz**, D arme Prinzessin. — 3. **Marie Dier** Wer bist du? — 4. **Frances Harrod**, Das verborgene Modell. — 5. 6. **Richard V** Samum. — 7. **Otto Ernst**, Von kleinen und großen Leuten. — 8. **Guy Chantepl** Eine Heiratskomödie. — 9. 10. **Ellen Thorneycroft Fowler**, Ein gewagtes Sp 11. **Ingeborg Maria Sick**, Der heilige Ehestand. — 12. **E. W. Hornung** Held. — 13. 14. **Marguerite Poradowska**, Eine romantische Heirat. — 15 **Oskar Höcker**, Don Juans Frau. — 16. **George R. Sims**, Die junge Frau — 17. 18. **Carl Busse**, Die Referendarin. — 19. **Bret Harte**, Auf der alten Fa 20. **Grazia Deledda**, Elias Portolu. — 21. 22. **Mary Adams**, Bekenntnis Frau. — 23. **Fr. Lehne**, „Einsamkeit 19". — 24. **Henry Harland**, Eine Frau. — 25. 26. **Hanns von Zobeltitz**, Des Lebens Enge.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

Die beiden Wildtauben. Von **Richard Skowronnek.** 2 Bände.

Die reichbewegte und psychologisch fein geführte Handlung dieses neuesten Werkes des berühmten Erzählers zeigt die Schicksale zweier Försterskinder, die „beiden Wildtauben" genannt, die nach einer in der Großstadt empfangenen Erziehung in die Waldeinsamkeit verschlagen werden, zeigt, wie die eine Wildtaube ihr bescheidenes Glück im engen Kreise findet, während die andere, von den Stürmen der Leidenschaft getrieben, sich verfliegt und in Not und Verderben gerät.

Im Wagen des Bischofs. Von **Miriam Michelson.** Aus dem Englischen.

Mit echt amerikanischer Lebendigkeit und köstlicher Naiv[illegible] um nicht zu sagen Unverfrorenheit, erzählt in [illegible] originellen Geschichte ein „smartes" Yankee-[illegible]e lustigen Abenteuer.

Auf [illegible] Leben. Von **Ewald Gerh[illegible]erliger.**

Ob der begabte Verfasser dieses bunten Novellenstraußes heitere oder düstere Töne anschlägt, stets weiß er mit sicherem Blick die Eigenart von Menschen und Dingen zu erfassen und dem Leser originell geschaute, scharf ausgeprägte Lebensbilder vor Augen zu führen.

Die Stärkere. Von **Riccardo Pierantoni.** Aus dem Italienischen. 2 Bände.

In glühenden Farben schildert der hochbegabte, in seiner Heimat rasch berühmt gewordene Verfasser, den in Deutschland einführen zu dürfen, wir uns zu besonderer Ehre rechnen, den tragischen Konflikt eines Seemanns zwischen seiner Leidenschaft für die See und seiner späten Liebe zu einer schönen, warmherzigen Frau.

Das glückliche Tal. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen.

Im Rahmen einer mit echt Crokerscher Anmut erzählten Geschichte gibt die gefeierte Verfasserin ein überaus lebendiges, anschauliches Bild von Land und Leuten Norwegens mit seinen prä[illegible] Fjorden, seinen grünen Tälern und seine[illegible] reichen Strömen.

Sonja. Von **J. Blicher-Cl[illegible]** Aus dem Dänischen.

Mit tiefem, innigem Verständnis be[illegible] unter den nordischen Erzählern in aller[illegible] stehende Verfasserin der Liebe Allgewalt, aber auch das Problem des Verhältn[illegible] zweiten Frau dem Gatten und einem sei[illegible] Kinde gegenüber. In ergreifenden Wor[illegible] rollt sich vor uns das Schicksal dreier M[illegible] die wir alle drei gleich lieb gewinnen.

Der Schatten des Stricks. Von **E[illegible] Hornung.** Aus dem Englischen. 2 B[illegible]

Der bekannte Verfasser von „Ein Ein[illegible] aus Passion" erweist sich auch hier wieder a[illegible] Meister des Kriminalromans, wenn man[illegible] Bezeichnung auf ein Buch anwenden will, da[illegible] sowohl durch das darin behandelte Problem[illegible] auch durch die überlegene Art und Weise, [illegible] der Autor damit abfindet, weit über den D[illegible] schnitt dieser Gattung erhebt.

Huguettes Abenteuer. — Claude Charboches Sekretär. Von **Guy Chantepleure.** Aus dem Französischen.

Zwei Lustspiele sind es eigentlich, die de[illegible] unsern Lesern vorteilhaft bekannte Verfasser hie[illegible] in Novellenform bietet. So anspruchslos die amü[illegible] santen Geschichten auch sind, so muten sie do[illegible] durch die Grazie der Darstellung, ihren echt fr[illegible] zösischen Esprit aufs liebenswürdigste an.

Wenn ich der König wär'! Von **Justin Huntly Mc Carthy.** Aus dem Englischen.

Die problematische Natur des zur Zeit Ludwigs des Elften lebenden namhaften Dichters François Villon steht im Mittelpunkt dieser dramatisch bewegten, flott und frisch erzählten Geschichte, die, reich an abenteuerlichen Vorgängen, zugleich ein interessantes historisches Gemälde darstellt.

Die holde Törin. Von Ida Boy-Ed. 2 Bände.

„Die holde Törin" Phantasie ist es, die Ida Boy-Ed hier in einer verführerischen und glänzenden Frauengestalt verkörpert, die, im tiefsten Grunde schuldlos, dennoch zur Verderberin der Männer wird, die ihr nahen. Die Handlung hat den heißen Atem der Leitenschaft und führt durch das Idyll des Kleinstadtlebens, das Konzerttreiben Berlins in die erhabenen Stimmungen Bayreuther Festspieltage.

Ein modernes Mädchen. Von B. M. Ahlberg. Aus dem Dänischen.

Frisch, froh, frei, im Bewußtsein seines Könnens, steht dieses moderne junge Mädchen auf seinem Platze, füllt ihn aus, wirkt und schafft zur eigenen Freude und zu der seiner Mitmenschen. Solch ein ...ges Mädchen ist ein zielbewußtes, nützliches Glied ... menschlichen Gesellschaft, eine Zierde seines Geschlechts und erobert nicht allein die Herzen der Männer, sondern ...

im Sturm.

Ein großer ... Bennett.

Im Rahmen ... Humor sprühend ... Verfasser eine ge... Tageserfolge.

Die Siegeri...

Aus dem ...

So recht ... sind die Konflik... geschöpft, dessen ... bald in der Pa... der Großindustr...

Das Erbschweinchen und ande... **schichten.** Von Hermine Vil...

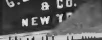
Die Verfasserin schöpft für diese Erz... aus den verschiedenartigsten Lebensverh... Bald beleuchtet sie mit feinem Humor ... artungen moderner Wohltätigkeit, bald ... in die Tiefen des Volkslebens, um mit ... matischer Wucht die ewigen Konflikte d... schaften darzustellen, bald behandelt sie ... die von der Übermacht der Natur über ... und Umgebung Kunde geben. Und das ... innerlich erlebt und plastisch geschaut u... uns in seinen Bann.

Mein Freund Prospero. Von Henry Harland. Aus dem Englischen.

Mit lachenden Augen schaut Harland ins Leben, und man muß die Menschen, die er mit schalkhaft-sonnigem Humor zu schildern weiß, herzlich liebgewinnen. Einer Figur von der Lieblichkeit ...

Die na... beson... gedruckt ... für den ...

Böhlau, ... rische ...
Burnett, ...
Feuillet, ...
Georgy, ... Berli...
v. Gersd...
Glyn, E...
Gyp, Fl...
Harraden... gegne...
Hopfen, ...
Paul Li...
Loti, E...
Savage, ...
Schubin...
Skowro...



Einundzwanzigster Jahrgang. Band 1. 2. **Ida Boy-Ed**, Heimkehr-fieber. — 3. **P. O. Höcker**, Frühlingsstürme. — 4. **M. Mc Donnell Bodkin**, Giftmischer. — 5. 6. **Richard Voß**, Die Reise nach Mentone. — 7. **Georges Maréchal de Bièvre**, Trautchen. — 8. **Semèn Zemiak**, Unter der Knute. — 9. 10. **B. M. Croker**, Die Katzenpfote. — 11. **Victe Blüthgen**, Bekenntnisse eines Häßlichen und andere Geschichten. — 12. **Fergus Hume**, Verwehte Spuren. — 13. 14. **Guy Chantepleure**, Ein Aprilscherz. — 15. **E. Fahrow** Schwarz-Rot-Gold. — 16. **Bret Harte**, Pioniere des Westens. — 17. 18. **Fedor vo Zobeltitz**, „Kreuz wende dich". — 19. **Henry Hariand**, Des Kardinals Schnupftabak dose. — 20. **Marie Diers**, Im Herrenhaus von Luckmühlen. — 21. 22. **Henry Set. Merriman**, Der rosa Brief. — 23. **Karl Rosner**, Der Fall Bersegy. — 24. **Jam Webbr Linn**, Die zweite Generation. — 25. 26. **Jean Rameau**, Die Nudelprinzessi

Zweiundzwanzigster Jahrgang. Band 1. 2. **Fedor von Zobeltitz**, D arme Prinzessin. — 3. **Marie Dier** Wer bist du? — 4. **Frances Harrod**, Das verborgene Modell. — 5. 6. **Richard V** Samum. — 7. **Otto Ernst**, Von kleinen und großen Leuten. — 8. **Guy Chantepl** Eine Heiratskomödie. — 9. 10. **Ellen Thorneycroft Fowler**, Ein gewagtes Sp 11. **Ingeborg Maria Sick**, Der heilige Ehestand. — 12. **E. W. Hornung** Held. — 13. 14. **Marguerite Poradowska**, Eine romantische Heirat. — 15 **Oskar Höcker**, Don Juans Frau. — 16. **George R. Sims**, Die junge Frau — 17. 18. **Carl Busse**, Die Referendarin. — 19. **Bret Harte**, Auf der alten Fä 20. **Grazia Deledda**, Elias Portolu. — 21. 22. **Mary Adams**, Bekenntnis Frau. — 23. **Fr. Lehne**, „Einsamkeit 19". — 24. **Henry Harland**, Eine Frau. — 25. 26. **Hanns von Zobeltitz**, Des Lebens Enge.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

Die beiden Wildtauben. Von **Richard Skowronnek**. 2 Bände.
Die reichbewegte und psychologisch fein geführte Handlung dieses neuesten Werkes des berühmten Erzählers zeigt die Schicksale zweier Försterstöchter, die „beiden Wildtauben" genannt, die nach einer in der Großstadt empfangenen Erziehung in die Waldeinsamkeit verschlagen werden, zeigt, wie die eine Wildtaube ihr bescheidenes Glück im engen Kreise findet, während die andere, von den Stürmen der Leidenschaft getrieben, sich verfliegt und in Not und Verderben gerät.

Im Wagen des Bisch.fs. Von **Miriam Michelson**. Aus dem Englischen.
Mit echt amerikanischer Lebendigkeit und köstlicher Nair um nicht zu sagen Unverfrorenheit, erzählt in riginellen Geschichte ein „smartes" Yankee- e lustigen Abenteuer.

Auf Leben. Von **Ewald Ger-h. ..eliger.**
Ob der begabte Verfasser dieses bunten Novellenstraußes heitere oder düstere Töne anschlägt, stets we ß er mit sicherem Blick die Eigenart von Menschen und Dingen zu erfassen und dem Leser originell geschaute, scharf ausgeprägte Lebensbilder vor Augen zu führen.

Die Stärkere. Von **Riccardo Pierantoni**. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
In glühenden Farben schildert der hochbegabte, in seiner Heimat rasch berühmt gewordene Verfasser, den in Deutschland einführen zu dürfen, wir uns zu besonderer Ehre rechnen, den tragischen Konflikt eines Seemanns zwischen seiner Leidenschaft für die See und seiner späten Liebe zu einer schönen, warmherzigen Frau.

Das glückliche Tal. Von **B. M. Croker**. Aus dem Englischen.
Im Rahmen einer mit echt Crokerscher Anmut erzählten Geschichte gibt die gefeierte Verfasserin ein überaus lebendiges, anschauliches Bild von Land und Leuten Norwegens mit seinen pra Fjorden, seinen grünen Tälern und feinreichen Strömen.

Sonja. Von **J. Bilcher-Cl**. Aus dem Dänischen.
Mit tiefem, innigem Verständnis be: unter den nordischen Erzählern in allere stehende Verfasserin der Liebe Allgewalt, aber auch das Problem des Verhältn zweiten Frau dem Gatten und einem fre Kinde gegenüber. In ergreifenden Wor rollt sich vor uns das Schicksal dreier M die wir alle drei gleich lieb gewinnen.

Der Schatten des Stricks. Von **E Hornung**. Aus dem Englischen. 2 B.
Der bekannte Verfasser von „Ein Ein aus Passion" erweist sich auch hier wieder e Meister des Kriminalromans, wenn man Bezeichnung auf ein Buch anwenden will, da sowohl durch das darin behandelte Problem auch durch die überlegene Art und Weise, m der Autor damit abfindet, weit über den D schnitt dieser Gattung erhebt.

Huguettes Abenteuer. — Claude Char boches Sekretär. Von **Guy Chantepleure**. Aus dem Französischen.
Zwei Lustspiele sind es eigentlich, die der unseren Lesern vorteilhaft bekannte Verfasser hier in Novellenform bietet. So anspruchslos die am santen Geschichten auch sind, so muten sie do durch die Grazie der Darstellung, ihren echt fr zösischen Esprit aufs liebenswürdigste an.

Wenn ich der König wär'! Von **Justin Huntly Mc Carthy**. Aus dem Englischen.
Die problematische Natur des zur Zeit Ludwigs des Elften lebenden namhaften Dichters François Villon steht im Mittelpunkt dieser dramatisch bewegten, flott und frisch erzählten Geschichte, die, reich an abenteuerlichen Vorgängen, zugleich ein interessantes historisches Gemälde darstellt.

Die holde Törin. Von Ida Boy-Ed.
2 Bände.
„Die holde Törin" Phantasie ist es, die Ida Boy-Ed hier in einer verführerischen und glänzenden Frauengestalt verkörpert, die, im tiefsten Grunde schuldlos, dennoch zur Verderberin der Männer wird, die ihr nahen. Die Handlung hat den heißen Atem der Leidenschaft und führt durch das Idyll des Kleinstadtlebens, das Konzertreiben Berlins in die erhabenen Stimmungen Bayreuther Festspieltage.

Ein modernes Mädchen. Von B. M. Ahlberg. Aus dem Dänischen.
Frisch, froh, frei, im Bewußtsein seines Könnens, steht dieses moderne junge Mädchen auf seinem Platze, füllt ihn aus, wirkt und schafft zur eigenen Freude und zu der seiner Mitmenschen. Solch ein ...ges Mädchen ist ein zielbewußtes, nützliches Glied ...menschlichen Gesellschaft, eine Zierde seines Ge...chts und erobert nicht allein die Herzen der ...änner, sondern ... im Sturm.

Ein großer ... Bennett.
Im Rahmen ... Humor sprühend... Verfasser eine ge... Tagesereignisse.

Die Siegerin ...
Aus dem ...
So recht ... sind die Konflik... geschöpft, dessen ... bald in der Pa... der Großindustr...

Das Erbschweinchen und ander... schichten. Von Hermine Villi...
Die Verfasserin schöpft für diese Erzä... aus den verschiedenartigsten Lebensverhä... Bald beleuchtet sie mit feinem Humor ... artungen moderner Wohltätigkeit, bald ... in die Tiefen des Volkslebens, um mit ... matischer Wucht die ewigen Konflikte de... schaften darzustellen, bald behandelt sie ... die von der Übermacht der Natur über ... und Umgebung Kunde geben. Und das ... innerlich erlebt und plastisch geschaut ... uns in seinen Bann.

Mein Freund Prospero. Von Henry Harland. Aus dem Englischen.
Mit lachenden Augen schaut Harland ins Leben, und man muß die Menschen, die er mit schalkhaft-sonnigem Humor zu schildern weiß, herzlich liebgewinnen. Einer Figur von der Lieblichkeit ...

Die na... befon... gedruckt ... für den ...

Böhlau, ... rische ...
Burnett, ...
Feuillet, ...
Georgy, ... Berli...
v. Gersd...
Glyn, E...
Gyp, Fl...
Harrader... gegne...
Hopfen, ...
Paul Li...
Loti, Ei...
Savage, ...
Schubin...
Skowro...

STECHER & CO. NEW YO...





